This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

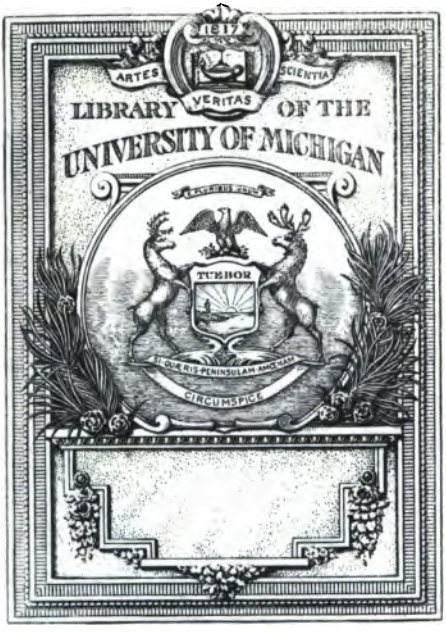
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,016,256

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05111 4117



LIBRERIA Y BIBLIOTECA
OSCAR POLLAK G.
Huérfanos 972 - 3er. Piso-Of. 314
Tel. 82180 — Casilla 9620
SANTIAGO

KWV

Max Brod

Ausgewählte Romane und Novellen

Vierter Band

Weiberwirtschaft

Von

Max Brod

BIBLIOTECA
OSCAR POLLAK

Kurt Wolff Verlag
Leipzig und Wien

Fünfzehntes bis vierundzwanzigstes Tausend

Copyright Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1917
Gedruckt bei Hesse & Becker in Leipzig
Printed in Germany.

Herman
Pollak
6-12-45
52267

© 7-24-45 NYPL

Inhalt

Weiberwirtschaft (1911) 7
Der Bürger und die Frau
Das Ballettmädchen (1912) . . 114
August Nachreiters Attentat (1912) 134
Bürgerliche Liebe (1905) . . . 171
Die Stadt der Mittellosen (1906) 197
Aus einer Nähschule (1912) . . . 221

Weiberwirtschaft

BIBLIOTECA
OSCAR POLLAK

1

Als Frau Loukota den Brief, in dem ihr der Advokat das wunschgemäße Ende ihres Scheidungsprozesses meldete, durchflogen hatte, lief sie zunächst auf den Hotelkorridor hinaus, um den Briefträger einzuholen. Sie hätte auch blindlings in ihrem langschleppigen Schlafrock den Weg die Treppen hinunter genommen, wäre der Gesuchte nicht zufällig eben aus dem Nebenzimmer hervorgetreten. „Da haben Sie noch was für den Weg," rief sie und warf ihm eine Zwanzigkronennote zu, die sich in ihrer Hand infolge der Aufregung zu einem kleinen faltigen Kügelchen zusammengeballt hatte. Er sah die Frau erschrocken an. „Und jeden Monat an diesem Tag wie heute, weil Sie so staunen, können's wiederkommen und kriegen wieder zwanzig Kronen. Daß Sie's wissen . . ." Ihr Gesicht verfinsterte sich lustig, dann schlug sie die Tür hinter sich zu.

Also frei; zu Ende, fertig, hopsa! Nun wollte

sie vor allem ausziehen, das war klar, — denn nur in der Hoffnung, daß der Prozeß sich schnell entscheiden werde, hatte sie dieses kleine Zimmer in dem finsteren, wenn auch eleganten Hotel genommen. — Der Advokat war zwar von Anfang an der Ansicht gewesen, so etwas ziehe sich immer in die Länge. Sie hatte es nicht geglaubt; und so wohnte sie mit ihrem Besserwissen schon fünf Monate lang in dem dumpfigen Loch. War es denn möglich? Alles schien doch von vornherein so einfach, Ehebrüche und gegenseitige Abneigung, so viel man nur brauchte, wurden von ihr wie von ihrem Manne gern eingestanden. Trotzdem nahmen die gesetzlichen Versöhnungsversuche und solcher Unsinn wie Konferenzen, Verrechnung der Mitgift, Ehepakten, zum Schluß gar noch eine Komödie wie die Gerichtsferien so viel Zeit weg, — ja alles nur, um Geld zu schinden, um ein wehrloses Weib zur Verzweiflung zu bringen! Nun, man hatte sie nicht dahin gebracht, gottlob! — Und nun wollte sie mit Zaip, ihrem Geliebten, auf Reisen gehen, sich erholen, eine Abmagerungskur machen . . . kurz, alles nach Herzenslust.

Sie klingelte, ließ sich vom Stubenmädchen ankleiden, krönte die Intimität, in der sie bereits mit der kleinen schnellen Person stand, indem sie ihr

den Ausgang des Prozesses mit einigen bisher noch verschwiegenen Details preisgab. Nun galt ihr erster Weg dem schönen Karl, Karl Zaiv. Er war zwar für zwölf Uhr bei ihr angesagt, doch heute mußte sie ihm zuvorkommen, er würde die Störung schon verzeihen. Vorher schrieb sie noch schnell eine Rohrpostkarte an ihre Freundin Valeska: „Bin nachmittags vier Uhr bei Dir, wichtige Angelegenheit", sie hatte das Gefühl, daß der Telegrammstil die Karte beflügeln müsse. „So, geben Sie das auf, wieviel klebt man denn drauf? — fünfundzwanzig Heller — daß ich mir das nicht merken kann — aber schmeißen Sie's ins rote Kastl ein, nicht ins gelbe." Eine Wissenschaft, auf die sie infolge früherer Verfehlungen sehr stolz war... Dann verließ sie hochaufatmend das von getürmten Bettpolstern und Decken erfüllte und förmlich betäubte Zimmer, das ihr mit seinem feuchten Waschtischdunst und Dunkel wie eine kleine Höhle im Gefühl noch zurückblieb, als sie schon über die sonnige freie Straße schritt.

Unterwegs beschloß sie aber, dem „kleinen Karlchen" doch nichts vom frohen Ende ihrer Angelegenheit zu sagen; sie hatte Angst vor seiner Ironie, und jetzt fühlte sie sich so richtig zu ungestörter Liebe aufgelegt. Er sagte nämlich manch-

mal: „Du, an dir reizt mich nur, daß du die Frau eines anderen bist", und derartige Grobheiten. Also schob sie die ihm vielleicht aus rätselhaften Gründen unangenehme Enthüllung auf. Morgen würde sich schon etwas ergeben, ihn aufs neue festzuhalten. Nur heute nicht nachdenken! — Sie fürchtete sich vor ihm.

Zwei glückliche Stunden in seiner Studentenwohnung zugebracht, gab er vor, daß er in eine Vorlesung müsse. Beim Studium ihn nicht zu stören, war eines ihrer Prinzipien. Er war doch schon fünfundzwanzig Jahre alt und hatte immer noch nicht diese verflixten Prüfungen... Sie dinierte allein im Hotel, dann legte sie sich schlafen (die Kur würde ja alles sowieso auf einmal wieder gutmachen, darauf konnte man sündigen), endlich machte sie sich zu Valeska Arnim auf, die Rohrpostkarte mußte doch inzwischen schon angelangt sein.

In der Ferdinandstraße gefielen ihr aber in der Auslage eines Konditors einige Sorten von Keks und Mandelgebäck, die sie noch nie gesehen hatte, so gut, daß sie einkehrte. Solchen Augenblicksgelüsten konnte sie niemals widerstehen. Ihr kam in den Sinn, wie wenig sie in der letzten Zeit genascht hatte, alles aus Nervosität, weil dieser Prozeß nicht enden wollte. Sie wußte es plötzlich ganz

genau, es stand einzeln wie auf Tellerchen vor ihrem Auge, vor acht Tagen drei Cremerollen, vier Tage vorher einen Coup Royal und Doppelschlagkaffee, dann fast vierzehn Tage nichts. Wenn sie an ihre frühere Zeit dachte! Mit einem Gefühl, gemischt aus Heißhunger und einer Art trauriger Begeisterung, schmeckte sie ihr Mandeleis, bestellte mehr, immer mehr, plötzlich bemerkte sie, daß die Geschäftsuhr auf dreiviertel fünf zeigte . . . Ihre eigene war gerade stehen geblieben, wie immer.

Eine Equipage, die draußen eben vorfuhr, erinnerte sie daran, daß sie sich so oft vorgenommen hatte, vom Moment ihrer Scheidung an nur noch im Wagen zu fahren, keinen Schritt mehr auf der Straße zu Fuß zu gehen. Sie hatte nämlich den unbestimmten Eindruck, daß sie vom Moment der Scheidung an reich genug sein würde, um sich keinen Wunsch mehr zu versagen. Das lag einfach in dem Glück inbegriffen, sie wußte es, obwohl ihr nicht mehr klar war, auf welchen Ausspruch des Advokaten vor langer Zeit es sich stützte. Vom Moment ihrer Scheidung, das war ihr fester Entschluß, wollte sie kein Mieder mehr am Leib dulden, das vertrug sie so schlecht, und infolgedessen immer im Wagen fahren, denn auf der Gasse in Straßenkleidern machte sie mit ihrer Dicke eine so schlechte

Figur. So oft hatte sie das durchdacht und vorausgenossen; sie machte sich jetzt Vorwürfe, daß es ihr nicht gleich früh eingefallen war, das wäre das Wichtigste gewesen, nicht diesem Manne nachzulaufen, der sie doch nur ihres Geldes wegen duldete ... Sie winkte einem Wagen und fuhr zu Valeska.

Valeska war vor einer Viertelstunde ausgegangen. Sie hätte bis dreiviertel fünf gewartet, auf die gnädige Frau gewartet, sagte die Bedienerin ... Seufzend ließ sich Frau Loukota in einen Sessel nieder und mit der Absicht, gleich wieder wegzugehen, wütend (hätte das Luder nicht eine Viertelstunde länger warten können?) sah sie zum Fenster hinaus, ohne jedoch mehr als einen blendend-gelben Raum und das Schreien der Kinder im Hof vor Augen zu haben. So vergeht das Leben, dachte sie, verdrießlich darüber, daß man sie seit einigen Stunden allein ließ. Allein erschien sie sich immer wie ausgestoßen, ungerecht verurteilt, ja ausgelacht von allen. Das ertrug sie nun einmal nicht ... Eine Stunde später läutete es, läutete immer heftiger. Das Dienstmädchen wird schon aufmachen, dachte sie schläfrig, wie in einem wohligen Rausch befangen. Es wurde still, dann dröhnten Faustschläge gegen die Tür, steigerten sich, verstummten. Endlich, nachdem sie eine Weile neugierig auf die

Fortsetzung gewartet hatte, nichts aber sich regte, stand sie auf; vor der Türe auf der obersten Steinstufe saß Valeska, den Kopf in die Hände gestützt.

„Du bist hier, Anna."

„Hübsch lang' läßt du einen warten."

„Warum machst du nicht auf, wenn man klopft."

„Ich hab' geschlafen."

„Merkwürdig, daß wir uns jedesmal verfehlen."

Sie schrien zu gleicher Zeit, endlich kam es heraus, daß Valeska, von der Karte aufgeregt, nicht länger hatte warten können, ihr entgegengegangen war, sie wußte doch den gewohnten Weg. „Aber ich bin im Wagen gefahren, da konntest du mich nicht sehen; ich hab' nämlich gewonnen!" Jetzt erst kamen sie, eintretend, auf das große Ereignis zu sprechen. „Zeig doch den Brief." Ehe aber Anna ihr Handtäschchen noch öffnen konnte, aus dem ein starker Duft wie eingepreßt und jetzt hervorgeschnellt plötzlich emporstieg, wurde Valeska wie mit einem Schlage gerührt, unter Tränen gratulierend warf sie sich der Freundin an die Brust, strich mit den Händen über ihre Oberarme auf und ab, nun steigerte sie sich, ohne sichtlichen Grund, aus dem tiefsten Innern herauf, noch ein wenig, schrie auf und küßte sie dreimal, mit so heftigem Vorwärtsdrängen jedesmal, daß ihre gefärbten roten Ringel-

locken an den Schläfen wie Glöckchen ins Schwank
kamen.

„Nun hast du ja endlich Ruhe, mein Herz, nic
wahr ... Also was schreibt er denn, was denn

Anna konnte den Brief nicht finden, sie trug al
Liebesbriefe der letzten Wochen immer in der Tasc
mit sich, — endlich brachte sie ihn vor, zerknitte
und beschmutzt, Valeska las, nachdem sie ihn a
dem Tisch ausgebreitet und mit der flachen Han
um ihn zu glätten, auf ihn gepatscht hat
„80000 Kronen, nun das ist ja schön ..."

„Was denn ..."

„Nun, die Mitgift, die du ausgezahlt kriegst ..

Anna hatte den Brief noch nicht zu Ende g
lesen, von seinen ersten Zeilen ganz beseligt. Je
verstand sie auch erst ihr eigenes Wohlhabenheit
gefühl, darauf war sie ja vorbereitet, die Mitgif
„Ist es wirklich nicht mehr?" sagte sie sofort m
einem trübzufriedenen Lächeln. Aber im Inne
war sie außer sich über diese hohe Ziffer. „Geh
wir aus, ich halt' es nicht im Zimmer aus, i
kann heut nicht sitzen."

„Kladnicky ärgert sich, wenn ich abends no
ausgehe," überlegte Valeska. Kladnicky, mit de
sie lebte, war der Bassist eines tschechisch
Theaters. „Kladnicky kann das nicht leiden ..

Sie ging ins Nebenzimmer, ordnete dort offenbar etwas für das Nachtmahl, klapperte mit Eßbestecken. „Also komm," rief sie dann herein, den Hut schon wieder aufgesetzt.

„Wo ist denn dein Mädchen?" fragte Anna.

„Das weißt du nicht? Ich habe sie weggegeben, mache mir lieber alles allein. Jetzt habe ich nur ein Aufwaschweib, so fürs Gröbste. Was ich dem Kladnicky da erspar', das kommt doch nur wieder mir zugute ..." Schon auf der Stiege fiel ihr ein: „Gott, wie blöd ich bin, die Pleureuse wollte ich dir doch zeigen, die er mir vorgestern gekauft hat. So was Herrliches ..." Sie lief wieder zurück, Frau Loukota leuchte bereitwillig neben ihr. Die Wohnung, die sie in der Dämmerung verlassen hatten, erschien den Rückkehrenden jetzt plötzlich ganz finster. Im Vorzimmer waren die Streichhölzer nicht zu finden. Beim ungewissen Licht, das noch durchs Fenster schien, die Vorhänge zur Seite haltend, zog Valeska aus einem riesigen Seidenpapiersack die breite, mächtig wippende, dunkle Feder. „Zweifach geknüpft." „Aber mir scheint, auch der Stiel ist zusammengesetzt," zweifelte Anna. Sie rieten über die Länge hin und her: „Dreiviertel Meter — nein, höchstens sechzig, — ich hätte das schon längst gemessen." Dann über den Preis.

„Warum kaufst du bei solchen jüdischen Firmen?“ warf Anna hin, den Aufdruck der Tüte prüfend. Aus Langweile war sie in letzter Zeit mehrmals in Volksversammlungen gewesen, mit Zaip, der der tschechisch-nationalen Partei angehörte. „No, wenn sie billiger ist.“ „Ach so, sie ist billiger.“ Zwischendurch wurde die Verwendung des Prachtstücks besprochen. „Ich möchte mir den Hut bei der Riegl machen lassen, aber ich bin ihr schon so viel schuldig! Dann haben wir auch letztens miteinander Krach gehabt.“ Frau Loukota hatte im Dunkeln tappend die Streichhölzer gefunden und wollte Licht machen. „Es steht ja nicht mehr dafür, wir wollen doch sowieso weggehen,“ meinte die Arnim ängstlich, die in bezug auf Zündhölzchen und andre kleine Dinge einer sonderbaren Sparsamkeit huldigte.

Auf dem Kai war kein Fiaker zu finden. Frau Loukota bedauerte lebhaft, nicht schon längst auf die Haltepläte achtgegeben zu haben. „No was, ich schaff' mir einen Jahreswagen an.“ Sie erzählte von den Reisen, die sie jetzt unternehmen wollte. Nur wußte sie nicht, wo man Billette nahm ...

„Ich an deiner Stelle,“ fiel die Arnim lebhaft ein, „würde mir mit dem Geld einen großen Damenmode-Salon einrichten. Erstens hast du den Geschmack dazu, dann kann man damit viel Geld verdienen ...“

Frau Loukota, die schnell auf diese Idee einging, bekam eine plötzliche Lust, reich zu werden, reicher als reich. Sogleich stellte sie sich eine elegante Wohnung von sieben Zimmern auf dem Riegerkai vor, in einem ganz neuen Haus, sich selbst in herrlichen Roben auf und ab gehend, immer viele Leute um sich, junge Mädchen, elegante Käuferinnen, den Adel, niemals mehr einsam. Sie würde Prag erobern, man sollte von nichts sprechen als von ihren neuesten Kreationen. Was sie dabei am meisten anzog, war, daß sie Zaip ein oder zwei Zimmer in dieser Wohnung anbieten konnte ... Durch diese Aussichten in die glückliche Laune von heute morgen zurückversetzt, gestand sie der Freundin, daß sie heute bei ihr gar nicht geschlafen und sie ganz gut läuten gehört hatte. Aber sie hatte sich berechnet, daß es Kladnicky sein müsse, und da war sie zu faul gewesen, seinetwegen aufzustehen.

„Und weißt du, wo ich inzwischen war," rief Valeska etwas ärgerlich, wie um sich zu rächen: „Bei deinem Mann."

„Bei Zaip?" In einer Aufwallung von Eifersucht blieb sie stehen, stemmte die Hände in die Hüften und beugte sich, um die Passanten unbekümmert, vor, der Gegnerin ins Gesicht, ohne jedoch die ihr eigentümliche sanfte Miene zu verlieren,

die durch ihre länglichen, in die hohen Wangen eingebetteten Augen ein für allemal ausgeprägt schien.

„Aber nein, bei deinem Seligen, dem Loukota," lachte Valeska. Sie war, gedankenvoll, was für wichtige Nachrichten die Freundin für sie hätte, ihr entgegengegangen, hatte dabei vergessen, daß sie schon längst nicht mehr die Wohnung ihres Mannes im Stadtpark teile, im Vorzimmer habe sie ein livrierter Diener eingeladen, nur weiterzugehen. So sei sie in den Salon gekommen, wo sehr nobel gedeckt war, auch schon Herr Loukota und einige Freunde mit „solchen Dämchen" saßen, anscheinend ein Freudenfest. Darauf habe sie dem Herrn, der sie an den Tisch führen wollte, einfach ins Gesicht gespuckt und sei davongelaufen ...

„Ins Gesicht gespuckt, das hast du gut gemacht."

Aber Valeska fürchtete jetzt eine Ehrenbeleidigungsklage, sie zeigte sich in derlei Affären wohlbewandert. „Zweiundvierzig Tage wird er mich jetzt zappeln lassen und am zweiundvierzigsten kriege ich dann prompt die Zustellung, wenn ich ihm nicht mehr mit der Gegenklage kommen kann." Doch hatte ihr der Diener gesagt, daß der Herr nach Wien übersiedle und noch heute wegfahre, vielleicht würde er die ganze Sache vergessen.

„Du, wer ist die da vor uns?" zwickte Frau

Loukota plötzlich ihre Freundin in den Arm. „Die ist mir schon oft aufgefallen.“ — Ein ungewöhnlich schlankes Mädchen unter einem ganz breiten schwarzen Samthut, der von einem schmalen Kranz roter Seidenröschen umrandet war, ging neben einem kleinen Herrn.

„Die Jirasková meinst du? Und der Mann heißt Stadler, mit dem hat sie ein Verhältnis, ein Deutscher aus gutem Haus, aber ohne Geld, Staatsbeamter.

„So fesch möchte ich sein,“ seufzte Frau Loukota, „da wär' ich selig.“

Die Arnim wußte zufällig Näheres. Eine außerordentlich geschickte Hand, eine wahre Künstlerin im Hüteaufputzen war diese Jirasková, als erste Mamsell eben bei dieser Riegl angestellt, dem größten Hutatelier der Stadt. Mit einem Griff wußte sie jede Form in den richtigen Schick zu biegen. Gefiel einem ein Hut nicht, den man dort gekauft hatte, und brachte man ihn zurück, so mußte sich ihn die Jirasek nur aufsetzen, nur so, mit einem Ruck ... und schon war man wieder ganz entzückt. „Ja, wenn ich Sie immer bei mir hätte,“ sagten die Damen bewundernd; am liebsten hätten sie auf ein Zentimeter genau dieses Verhältnis des Hutes zum Kopf berechnet, seine Lage auf Frisur

und Stirn, wie man es eben an ihr erblickte. Ein wahres Glück war doch so eine Angestellte ... „Ob ich so eine Schneiderin bekomme," sann die Loukota. „Aber warum muß es gerade eine Schneiderei sein? Ich kann mir doch auch einen Hutsalon einrichten, wenn ich will. — Und die Jirasková muß ich haben, die miet' ich der Riegl einfach aus."

Nun war die Reihe an Valeska, begeistert zu sein: wirklich, warum nicht Hüte ... Eine Kundschaft war ihr gewiß. Nun wisse sie wenigstens, wohin sie die Pleureuse geben solle. „Das muß der erste Hut sein, den du machst." Diese eine sichere Arbeit stand so kräftig vor der Zukunft, breitete sich so üppig aus, daß sie bald den ganzen Horizont der beiden Freundinnen erfüllte. Und dann würde Kladnicky ohne Zweifel alle seine Kolleginnen vom Theater hinbringen, er war ja so beliebt, die Schauspielerinnen würden die Pariser Modellhüte auf die Bühne geliehen bekommen und auf diese Art die beste Reklame machen ... „Aber die Jirasek muß ich haben. Und wenn sie achtzig Gulden im Monat kostet." — „Da wird sie schon mehr kosten" — „Ich muß sie haben, einerlei." Das Wasser lief ihr im Munde zusammen, so sehr konnten momentane Wünsche ihre ganze Lüsternheit aufregen.

Valeska wußte, wo die begehrte Modistin wohnte, und so beschlossen die beiden gleich, ihr nachzugehen. „Wir steigen ihr nach, als ob wir zwei Männer wären.“ Sie begannen zu lachen, gefielen sich in unanständigen Bemerkungen. „Heute nacht noch muß ich sie haben.“ „Schau, wie sie mit dem Hintern wackelt; soll uns das aufregen?“

Das Liebespaar blieb vor einem jener großen, alten, schmucklosen Häuser aus dem Vormärz stehn, wie man sie in Prag oft sieht. Sie haben nicht den modernen Komfort und nicht den Reiz des sorgfältig durchgearbeiteten Interessant-Altertümlichen, so daß sie mit ihren drei Stockwerken nur den Eindruck kümmerlicher, kahler, noch recht wohl brauchbarer Neuheit machen. — Kichernd warteten in der schlecht beleuchteten Gasse die beiden Frauen auf das Ende der Verabschiedung. — Dann schlüpften sie in den Hausflur. Eine Petroleumlampe, hinter ihr ein Blechschirm in Gestalt einer Pilgermuschel, erhellte leere graue Flächen, niedrige breite Holzstufen, deren Anstieg in kurzen Absätzen von weiten Plattformen unterbrochen wurde. Auch die Fensterbretter waren groß und uneben ... Die Jiraſek stieg aber nicht hinauf, sondern verschwand in einer schwarzen Seitentür, all die Pracht des großen Hutes und der langen Plüschjacke beim Hausmeister.

„Ja, sie ist die Hausmeisterstochter," erklärte Valeska.

„Da geb' ich ihr nur siebzig Gulden," faßte sich Frau Loukota schnell.

Valeska wurde ärgerlich, aus nicht recht klaren Gründen, wie dies ihrem Temperament öfters zustieß; vielleicht auch nur, weil sie so schnell gelaufen waren: „Mit dir soll man sich wirklich nichts anfangen. Froh mußt du sein, daß sie da vor uns hineingegangen ist! Da kann sie sich wenigstens nicht verleugnen lassen."

Anna widersprach: „Es wird nicht so schlimm sein." Sie stritten. „Wie soll man da aber plötzlich hereinplatzen?"

„Aber ich bitte dich, Hausmeistersleute!"

Da es im Flur zu sehr hallte, gingen sie wie auf Verabredung nochmals auf die Gasse hinaus, ohne daß jedoch Valeska das Tor des Hauses einen Moment aus dem Auge ließ. Es kitzelte sie ganz verteufelt, die Jiraſek dieser ekelhaften Riegl wegzunehmen, das war ein Streich ... Und auch die Loukota war ja im Grunde erfüllt von Lust dazu, schon weil „Ausmieten" überhaupt ihre Passion war, nur ließ sie sich nicht gern einen Gefallen machen und hätte daher schon im voraus gern den Dienst, den ihr die Arnim da erwies,

abgeschwächt. „Wenn mir aber dann niemand kaufen kommt.“ — „Dann nähst du die Hutbänder als Aufputz deinen Unterröcken auf.“

Nach manchem Hin- und Widerreden und vielen Späßen wurde geläutet. „Du bist ja wie ihre Kupplerin,“ lachte die Loukota, schon im dunkeln Vorzimmer der Hausmeisterwohnung, das ein von der Decke herabhängender alter Stoffvorhang in zwei Teile schied. Durch eine mit weißem Kattun verhangene Glastür traten sie ein.

Fräulein Jirásková lag bereits im Bett; in halb aufgerichteter Stellung, ohne jede Verlegenheit, sah sie dem Besuch entgegen. Das kleine warme Zimmer schien von Personen dicht erfüllt. Eine große hölzerne Kleiderpuppe fiel zunächst auf, in ihrer Starrheit doppelt raumausfüllend. Die Mutter, die sich in ihrer Bügelarbeit nicht stören ließ, war mit dem Rücken der Türe zugekehrt. Das Bügelbrett stützte sich mit einem Ende auf den Tisch, mit dem andern auf eine Sesselleine. Zwei Schwestern arbeiteten mit Wichtigkeit an ihren Winterkleidern, die eine an der Maschine, die andere auf dem Kanapee über ihre Finger gebückt. Die schönen, gepflegten, einander ähnlichen Gesichter der drei Mädchen verbreiteten im Zimmer einen eigenen Glanz, während die Stehlampe

vom Tische aus nur die oberen Flächen aller Gegenstände traf, das Tischtuch beleuchtete, aber den Fußboden in dichter Finsternis ließ.

„Sie wünschen?“ fragte die Jirasková, indem sie sich noch ein wenig aufrichtete und mit einem Kopfnicken zur Seite die Maschine der Schwester schweigen hieß. Sie hatte ein feines Batistleibchen an, die nackten, ganz weißen und über alle Möglichkeit dünnen Arme lagen auf der Bettdecke leicht übereinander verschränkt. „Ah, Fräulein Arnim, ich habe Sie nicht gleich erkannt ...“ Ohne ihr jedoch Platz anzubieten, nahm sie fast hochmütig die Vorstellung der Frau Loukota und ihr Anliegen entgegen. Sie war von dem vornehmen Besuch nicht sonderlich überrascht. Ebenso elegant sahen sie aus, die Jiraſek und ihre Schwestern, wenn sie von der Straße her das Zimmer betraten. — Eleganz war in diesem dürftigen Raume nichts Neues.

„Möchten die Damen nicht Platz nehmen,“ wandte sich die Hausmeisterin von ihrer Arbeit um, wobei das Bügeleisen in ihrer Rechten so tief sank, daß sie ganz einseitig dastand. Alle Hitze im Zimmer schien jetzt von diesem kleinen glühenden Gerät auszugehen.

„Ja, richtig, — ich bitte um Entschuldigung,“

lächelte die Modistin. „Ich war so müde, da habe ich mich gleich ins Bett gelegt. Sieben Uhr erst, ein Skandal ... Aber mir ist so kalt.“ Sie zitterte und hustete ein wenig, wobei ihre hellgrauen Augen sich trübten, diese Augen, die sonst beinahe wie durchsichtig in dem zarten blassen Gesichtlein standen, wie Löcher, durch die man gleichsam in eine dünnere Luft hinauszusehen glaubte. — Dann erst kam sie auf den Antrag zu sprechen. Im ganzen wäre sie ja froh, von der Riegl loszukommen, die eine so sekante Person war. Aber tüchtig war sie halt ... Also gut, sie würde bei der Frau Loukota eintreten. Warum nicht? Und wann? Am ersten September ... Alles machte sie in einem schnippischen und doch höflichen Ton ab, leicht und entschieden. Ihr schmales, hellrosa Mündchen, das zum Lächeln geschaffen schien, hielt sie mit einer fremdartig anmutenden, fast sinnlos scheinenden Selbstbeherrschung immer zurück, runzelte die Stirne, machte Nein-Bewegungen mit dem Kopfe, wenn sie „ja“ sagte, warf häufig beim Reden das Kinn empor, erging sich in strengen Mienen, um doch wieder im nächsten Augenblick in die ihr natürliche Lieblichkeit zurückzufallen, mit einem kindlichen frischen Blick oder wenn sie achtlos eine ihrer aschblonden Locken über die Stirn zurückschob.

Schwieg sie, so atmete sie bei festgeschlossenem und wie verächtlich herabgezogenem Mund durch die Nase, wobei sich die Nasenflügel unter dem engen feinen wie zerbrechlichen Nasenrücken weit öffneten und in gleichem Atemtakt die dünnliniierten pikanten Augenbrauen aufwärtshoben. Sie war so anmutig, affektiert und überlegen in einem Zug, daß man den Blick nicht von ihr wenden konnte. „Also gut," sagte Frau Loukota, „Sie kommen zu mir, Sie gefallen mir schon so lange von der Gasse." Jetzt erst setzte sie sich auf einen der weißen unpolierten Sessel, es begann ihr hier behaglich zu werden. Die Arnim ließ sich, da kein weiterer Sitzplatz vorhanden war, auf dem Bettrand nieder.

Alles schien erledigt und schon erkundigte sich Fräulein Arnim nach Fanda, der ältesten Schwester, die noch nicht zu Hause war — sie galt als die Schönste der Familie —, da nahm die Mutter das Wort: „Du, Manja, und was wird denn aus dem Fräulein Kalik, die dich auch haben will?"

„Da hast du recht." Dieses Fräulein war schon einigemal dagewesen, um sie zu engagieren. Ja, sie wollte sich nur unter der Bedingung etablieren, daß die Jiraſek bei ihr arbeite. „Ist es nicht wahr? Sollen sie sagen, ob es nicht so ist." Abwechselnd

wandte sich das Mädchen an ihre Mutter oder die Schwestern, die ihr im natürlichen Einverständnis, ohne Vordringlichkeit, gleichsam nicht um ihr zu nützen, sondern nur um einen kleinen lässigen Anteil an der Erzählung zu haben, beistimmten. „Hab' ich ihr nicht schon zugesagt, ist es nicht wahr?" „Ja, natürlich, gestern hast du ihr's doch versprochen." — Frau Loukota stand erstaunt auf, sie begriff das nicht: „Aber eben haben Sie doch auch mir zugesagt? Da wären Sie also gar nicht zu mir gekommen, wenn wir nicht zufällig noch geblieben wären und davon zu sprechen angefangen hätten." „Geschieht ihr ganz recht, der Kalik," brummte die Mutter. „Sie hätte es eben gleich beim Advokaten machen sollen." — „Also wieviel gibt Ihnen die Kalik?" sprang die Arnim energisch vor, die den Zusammenhang verstand. Die Jiraſek überlegte, strich mit den Fingern über das magere Gelenk der andern Hand, endlich hauchte sie in den Polster hin: „'n Hunderter", als geniere sie sich, „hundert Gulden" auszusprechen. Die Loukota meinte ironisch: „Ungeheure Summe." Die Arnim aber rief trocken und schnell: „Das geben wir Ihnen auch." — Nach einer Weile erhobenen Sprechens sanken alle Stimmen wieder in den gewöhnlichen Tonfall zurück. Die Schwestern

erzählten, daß sie im nächsten Frühjahr heiraten würden, auch die älteste; die Modistin wurde nicht erwähnt. Die Mutter bügelte großkarierte Geschirrtücher, die sie am Ende des Bügelbretts schön zusammenfaltete; dann nahm sie Hemden vor, in deren Falten und Ecken sie vorsichtig die Spitze des schräggestellten Eisens führte. Ein angenehmer Geruch von Holzkohle und verdampfender Feuchtigkeit schwebte von ihrer Arbeit aus.... Die junge Modistin in ihrem Bett hatte sich in die glänzenden Flächen, in dieses nachdenkliche Glätten und Streichen vor ihr, in das leise knatternde Geräusch, wenn von den Händen der Mutter Wassertropfen auf die Wäsche fielen, ganz versonnen, ihre Augen starrten. „Also alles in Ordnung," beschloß Frau Loukota, gab ihre Adresse und man empfahl sich. „Wenn Sie nur wirklich kommen," wandte sie sich zaghaft von der Türe noch einmal zu dem Mädchen um, das sich jetzt im Bett ausstreckte und die Decke bis an den Hals heraufzog ...

Draußen packte sie die Freundin an der Schulter und sprang mehrmals an ihr auf und ab: „Also alles in Ordnung."

„Warte, du bist schwer," gab Valeska düster zurück, plötzlich wieder ganz verdrießlich. „Was ich nur sagen wollte, — und jetzt wirst du so

allein leben, mit dem Zaip?" Als ob ihr jetzt erst die Situation klar würde und gar nicht zu ihrer Zufriedenheit.

„Hast du vielleicht etwas dagegen?"

Sie trennten sich, trotz des glücklich ausgegangenen Geschäfts unlustig und voll Mißtrauen. Die Arnim bekam auch plötzlich Angst, daß sie den Kladnicky doch zu lange habe warten lassen ...

Frau Loukota stieg in einen Fiaker, alles erschien ihr in schwärzester Stimmung. Von den vielen Reden war ihr nur das eine im Gedächtnis geblieben, daß die Arnim erzählt hatte, sie sei heute nachmittag bei Zaip gewesen; die darauf erfolgte Richtigstellung hatte sie gänzlich vergessen, und schmerzliche Furcht um ihren Geliebten erfüllte sie ganz ... Zaip, diesen Nichtstuer und Schmarotzer, hatte sie auch einmal ausgemietet (so wie die Jiraſek heute der Riegl), und zwar einem kleinen Fräulein, mit der er herumzog, von deren geringen Einkünften er lebte. Vor vielen Jahren hatte sie ihn an sich gelockt, von plötzlichem unwiderstehlichem Begehren erfaßt, mit aller Süßigkeit und im Glauben, Wunder was sie sich da gewänne. Ja, nichts als Sorge die Jahre hindurch! Daß sie sich seinetwegen im vorigen Jahre angeschossen hatte, kam ihr jetzt zwar gar nicht in den Sinn, — aber die durchweinten Nächte,

und daß er neulich einmal absichtlich, um sie zu ärgern, alle ihre Haareinlagen herausgezogen, und früh um den Waschtischspiegel herum garniert hatte. Sie hatte es all die Jahre hindurch vor ihm geheimgehalten, daß sie solche Behelfe nötig hatte, und diese mit großer Sorgfalt allabendlich vor ihm versteckt ... Nun ja, eine vierzigjährige Frau, was wollte sie schließlich. Mußte sie nicht froh sein, daß sie ihn überhaupt noch hatte, so einen jungen Menschen ...

„Hätte ich nicht zufällig mein Portemonnaie zu Hause vergessen," empfing sie Zaip, der im Restaurant auf sie wartete, „und hier nicht schon so viel bestellt, ich wäre längst weggegangen."

„Aber schweig," erwiderte sie zärtlich. „Bin ich denn nicht sonst immer so pünktlich?"

Er rollte die Augen: „Pünktlich? — Nie."

2

Am nächsten Morgen erwachte die Arnim mit einem Brief im Kopf, den sie sofort mit verstellter Schrift schrieb und anonym abschickte. An Zaip: „Heiraten Sie doch die alte Frau. Sie hat ihre Mitgift herausbekommen. 300000 Kronen."

In ihrer Seele hatte sich, nicht plötzlich, aber seit gestern unwiderstehlich reifend der Gedanke

festgesetzt, daß diese Ehescheidung der Loukota ihrem Verhältnis mit Kladnicky nicht unschädlich sei. — Als Konservatoristin zum Violinenmeister Ševčík nach Prag gekommen, hatte sie den Sänger in einem Konzert kennen gelernt, lebte nun schon seit Jahren mit ihm und, obwohl sie selbst alle seine Anträge, sie zu heiraten, gern bespöttelte, (was sie antwortete, war gewöhnlich: „Ja, wenn das Hochzeitsgeschenk des Direktors dafür stehen würde") nährte sie doch den heimlichen Wunsch, mit ihm ehelich verbunden zu sein, und ihre gelegentlichen Reden und Handlungen, die man als Widerspruch zu dieser braven bürgerlichen Gesinnung hätte deuten können, kamen nur teils aus der ihr tief einwurzelnden Inkonsequenz, teils aus ihrem richtigen Instinkt, daß der Bassist seine Versprechungen doch wohl nicht so ganz ernst meinte. Mit einer verheirateten Frau, der Loukota, hatte sie gern verkehrt, denn so ein Familienleben mußte nach ihrer Meinung auch auf die eigene Sphäre, auf Kladnicky, früher oder später zurückwirken. Jetzt aber, in ihrer nächsten Nähe ein offenes Konkubinat sich auftun zu sehen, war ihr ganz widerwärtig, weshalb sie Zaiv und ihre Freundin einander recht nahe zu bringen und unauflöslich zu verbinden von ganzem Herzen strebte.

Frau Anna hingegen betrachtete alles, was Valeska tat, mit einer zwar unklaren, oft ganz verschwindenden, aber in Entscheidungsfällen doch plötzlich wirkenden Eifersucht. So sah sie es nicht gern, daß in den nächsten Tagen schon Valeska eine gute Bekannte, die Sängerin Cervinka, eine Kollegin Kladnickys mitbrachte, weil sie fürchtete, Valeska wolle sie mit diesem neuen Verkehr beschäftigen, um selbst desto ungestörter auf Zaip Jagd machen zu können. Indessen hatte damit Valeska nur ihr Versprechen, dem werdenden Hutsalon Kunden zuzuführen, ganz harmlos auszuführen begonnen. Auch wäre ihr vielleicht, wenn sie sich selbst danach gefragt hätte, der Gedanke aufgetaucht, Zaip könne sich etwa in die schöne imposante Theaterdame verlieben und den hierdurch entstehenden Eifersuchtsszenen könnte eine engere Fesselung Zaips oder seine gänzliche Befreiung entspringen, die ja auch in demselben Grade ihren Wünschen entsprochen hätte. Denn auch wenn Frau Loukota allein und ehrbar zu leben gezwungen war, konnte sie mit einem solchen Umgang auf Kladnicky vielleicht Eindruck machen. — Alle diese Erwägungen jedoch schwebten ihr nur ganz lose vor, unlogisch sich kreuzend, nie zu Ende gedacht, und hinderten sie dabei keineswegs, durch die

Lücken dieser Anschläge hindurch und um sie herum eine wahrhaftige Zuneigung für ihre Freundin, Frau Loukota, zu empfinden. Ihrem Verkehr mit der Cervinka hingegen lag ein anderes Motiv zugrunde: sie und die Sängerin standen einander nämlich vortrefflich zu Gesicht. Etwa von gleicher Größe, wenn auch Valeska durch ihre Zartheit kleiner aussah, die Cervinka infolge ihrer reichen Formen sich emporhob, bildeten sie in allem starke Gegensätze: Die Sängerin brünett, ihre großen dicken schwarzen Zöpfe um den Kopf geflochten — an Valeska das grellrote hochfrisierte Haar der stärkste Effekt, elegant und doch natürlich, dieses wundervolle Haar, das in jeder Fasson hielt, in die die Finger es schoben, das lose gesteckt rings um das Gesicht fiel, um dessentwillen manche Damen neugierig zum Friseur kamen, wenn sie wußten, daß die Valeska es sich heute champonieren lasse. Die Cervinka prangte mit regelmäßigen kräftigen Gesichtszügen, während die großen dunklen Kinderaugen der Arnim im Verein mit den Haaren ihre durchsichtigen gepuderten Wangen und das Kinn ganz verschwinden ließen. Sie malte auch stets sorgfältig ihre Augenbrauen, während die Theaterdame Wert darauf legte, im Privatleben ohne alle Toilettenkünste zu erscheinen. — Frau Loukota

fand übrigens, daß sie zu diesen beiden auch ganz gut paßte; ihr beinahe krankhaft grellweißes, breites Gesicht hob sich von dem gesunden der Cervinka und von dem gleichsam versteckten der Arnim genugsam ab. Man drehte sich nach ihnen um, wenn sie miteinander irgendwo erschienen, woraus bei Frau Anna unbewußtes Wohlwollen für ihre Begleiterinnen entstand. Und so konnte man die drei bald überall sehen, wo es etwas gab — beim Rennen, beim Flugmeeting, bei den Schneiderinnen, wie im Theater-Varieté. Auch versäumten sie kein Programm im Kino und sprachen mit Vorliebe von den Szenen, namentlich von den großen, stundenlangen Dramen, deren Moral, Leidenschaft, Liebe, Treue, Rettung und Witz sie entzückte.

Indessen hatte sich die Jiraſek, freilich nicht ohne daß man sie noch einmal in ihrer Wohnung aufsuchen und bitten, sowie das Monatsgehalt etwas erhöhen mußte, bei Frau Loukota gemeldet. Eines Vormittags erschien sie im Hotel. Ihre künftige Herrin lag noch im Bett: „No, das ist reizend, jetzt kennen wir beide einander so kurze Zeit und haben uns schon gegenseitig im tiefsten Negligé gesehen.“ Sie sprang aus dem Bett: „Haben Sie schon ein Lokal? Da ist Geld. Schnell, wir mieten sofort.“

3*

Damit öffnete sie den Wäschekasten, zog zwischen Batist und Spitzen ein Portemonnaie hervor: „Ich bin auch schon an der Arbeit. Sehen Sie," und zeigte auf zu Boden gestreute Blätter einer Zeitung, deren Annoncenteil sie in der Hand schwenkte: „Wir fahren sofort auf den Riegerkai. Acht Zimmer, Aussicht auf den Hradschin — da ist alles beisammen, was wir brauchen." Sie blickte auf, sah dieses tadellos gekleidete, frische Mädchen neben sich, errötend eilte sie ins Bett zurück. — „Warum komme ich mir plötzlich so ärmlich vor, beinahe verächtlich neben diesem Fratzen — nun ich bin ungewaschen, unfrisiert, habe noch keine Stöckelschuhe an den Füßen, das ist der ganze Unterschied," tröstete sie sich. „Gehen Sie ins Café hinunter, nehmen Sie ein Frühstück auf meine Rechnung. Nur schnell, sonst schnappt uns jemand noch die Wohnung vor der Nase weg." Sie wollte bei der Toilette nicht wehrlos neben dieser Mageren stehen, deren Wangen hart, wie von einem säuerlichen Überguß unsichtbar zusammengezogen, einen ebenso gefestigten, emaillierten Körper vermuten ließen ... Bald saßen sie im Wagen, nahmen die erste Wohnung, die sie sich ansahen, eben die im ersten Stock eines Eckhauses am Riegerkai, mit glänzenden Parketten, schneeweißen Türen,

Zentralheizung, elektrischem Licht, Warmwasserleitung, alles gediegen und elegant — doch wegen des hohen Zinses nicht anzubringen, wie die Hausmeisterin treuherzig erzählte ... Noch an demselben Tag fuhren sie in eine Möbelfabrik. Die Jirasková suchte zwei hohe Spiegel aus. „Die nehm' ich in mein Schlafzimmer," fuhr Frau Anna schnell dazwischen. „Gut, aber für den Salon brauchen wir also zwei andere." „Wozu so hohe?" „Man muß doch sehen, ob der Hut zu der ganzen Figur, noch zu den Schuhspitzen der Damen harmoniert." Die Jiraſek nahm es ernst, konnte sich im Spiegelkaufen nicht genug tun, bestellte noch kleine Wandspiegel, Spiegelschränke fürs Arbeitszimmer, denn auch die Nähmamsells mußten während der Arbeit oft die Hüte „gustieren". Indessen verliebte sich Frau Loukota in eine Wohnungseinrichtung, die sie sofort kaufte. Auch die Regale wurden von dieser teueren Firma bezogen, obwohl die Jiraſek meinte, das könne ein billiger Tischler ebenso liefern. „Aber das geht so in einem und wir haben wenigstens keine Schererei damit," warf sich Frau Loukota todmüde in einen Sessel. „Ich bin trop. Für heute hab' ich genug," und überließ alles Weitere dem jungen Mädchen, innerlich entschlossen, sich für den humorlos verbrachten Vor-

mittag durch recht viele Späße mit Valeska nachmittags zu entschädigen.

Sie kümmerte sich auch gar nicht um die weitere Einrichtung des Salons, während die Jiraſek in den nächsten Tagen alles besorgte: Annoncen, Personal, Teppiche, die Ausstattung der Geschäftsräume. Frau Loukota übertrug auch die Möblierung der vier Räume, die sie sich als Privatwohnung vorbehalten hatte (alle auf den belebten Kai hinaus), vollständig den Lieferanten, war froh, als sie eines Abends von einem Himmelbett und französischen Lüstern überrascht wurde. „Ich hätte mir aber modernen Stil gewünscht," meinte sie nur in dem ihr eigenen sanften Widerspruchston. — Ebensowenig mischte sich Zaip in die Ausstaffierung seiner Zimmer. Alle waren bis zur vollständigen Fertigstellung der Wohnung am liebsten auswärts, kamen erst in der Nacht heim — und nur die Jiraſková wirtschaftete in den leeren Räumen, ließ nach ihren eigenen Ideen, deren sie tausend im Kopf hatte, Hüte auf Vorrat nähen, denn die Wintersaison war diesmal früher als sonst angebrochen, und in allen Auslagen zeigten sich eines Tages, über Nacht, wie auf Verabredung, die neuen Filz- und Veloursformen. In aller Aufregung vergaß das Mädchen nicht, sich Konzession und Zeugnisse einer gelernten

Modistin, deren Geschäft eben insolvent geworden war, zu verschaffen und auf Grund dieser Konzession das neue Unternehmen bei der Zunft anzumelden, wobei sie sich durch einen Kontrakt gegen eine etwaige Rücknahme der Einwilligung dieser Modistin sicherte — lauter Sorgen, über die Frau Loukota lachte. Endlich wählte sie den Namen „La Parisienne“ für die Firma, ein Eigennamen klang so ordinär, ließ Reklamen, Zirkulare, sogar ein Plakat drucken, und das neue Etablissement wurde eröffnet.

Schnell fand Frau Loukota heraus, daß sie nun den Tag angenehmer und jedenfalls bequemer zu Hause als anderswo verbringen konnte. Es richtete sich bald so ein, daß ihre Freundinnen Cervinka und Arnim jeden Nachmittag zu ihr kamen, zwar nicht in der Absicht, bei ihr zu bleiben, sondern immer eigentlich unterwegs, nur zufällig vorbeigekommen, immer aber gemütlich sich verplauschend, stundenlang sitzend, solange nichts geschah. Nur wenn die Jiraſek eifrig aus dem anderen Zimmer hereinstürzte oder sonst etwas die ruhige Aussicht in ihrem Gesichtsfelde veränderte, griffen sie mechanisch zu ihren Müffen, die vor ihnen auf dem Tisch lagen, und erinnerten sich, daß sie eigentlich längst schon anderswo sein sollten, daß etwas unternommen

werden müsse, was sie sich jedoch mit geringer Mühe schnell wieder ausreden ließen. — Herr Zaip ließ sich nur selten blicken. Er hauste in einem Hinterzimmer, das man auf einer eigenen Treppe erreichte und in dem er seine Freunde mit teuern Zigaretten und Schnäpsen bewirtete. Nur manchmal kam er herein, grüßte nicht, sah allen Damen, den Käuferinnen wie den Nähtermädchen, ungeniert frech ins Gesicht, als müsse er einmal in der Zeit Musterung halten, und verschwand dann wieder, etwas wie „blöde Weiberwirtschaft" murmelnd. Die Jiraſek bat ihn einmal, doch die Geschäftsbücher anzulegen, wovon sie nichts verstand. Er ließ das durch seinen jüngeren Bruder, einen strebsamen Kommis, besorgen und tat sich in der Folge viel darauf zugute, obwohl Hauptbuch wie Kassabuch und Primanota, nachdem die Jiraſek „Mit Gott" wie noch kürzlich in ihre Schulhefte kalligraphisch an den Anfang gesetzt hatte, wenig benutzt wurden.

Mit ihrem ganzen Eifer warf sich die Jiraſek in den Betrieb. Viele Kundschaften waren mit ihr der Riegl weitergegangen, neue zog sie durch ihre packend eleganten Schöpfungen an. So erfand sie zu der bereits modernen Fasson des Napoleonhutes eine beträchtlich breitere Variante, der sie durch einige seitlich eingesteckte Kiele, Agraffen

oder auch nur langköpfige Hutnadeln ein hinreißend kriegerisches Ansehen zu geben wußte. Die gleichzeitig aufkommenden Turbanhüte verbesserte sie, indem sie sie über die ganze Frisur ausbreitete und wie eine Haube über den Kopf stülpte, so daß man sogar auf die Hutnadeln verzichten konnte. In ganzen Wallfahrten kamen nun die hervorragendsten Modedamen der Stadt zu ihr herauf, man riß sich um die Hüte, man weinte bitterlich in den Ecken, die Zähne ins geknäulte Taschentüchlein festgenagt, wenn eine Bestellung nicht zur rechten Zeit fertig wurde. Alle suchten die Gunst des jungen Mädchens zu erlangen, haschten nach ihren Blicken, fragten sie aus, wollten ihr mit Liebenswürdigkeiten und List ihre Geheimnisse entlocken, indes sie selbst wortkarg blieb, wie ein berühmter Arzt, nur gegen Auserwählte, gegen diese aber mit der entzückendsten Anmut gefällig. — Sprichwörtlich fast wurde ihr Schick, mit dem sie einfach ein breites Taffetband sich um den Kopf zu winden verstand, mit ein paar Stecknadeln reizend feststeckte, an der Seite einen Reiher in die Falten schob, so daß sie mit diesem rasch improvisierten genialen Kopfputz wie mit einer geistreichen Skizze den Enthusiasmus, den das fertige Werk erwecken würde, vorausnahm, ja übertraf. Viele Damen suchten

das nachzumachen, doch fiel bei ihnen nur liederlich und unvollkommen aus, was bei ihr nobel und wie mit Naturnotwendigkeit aus ihrem Charakter erwachsen aussah. Berühmt waren auch ihre Frisuren, meist zur Seite die schönen Haare heruntergedrückt, von oben durch eine Beinschnalle und einige Kämme niedergehalten, so daß ihr jeder Hut paßte, da das reiche matte Blond, unter ihm hervorquellend, sich ausbauschend, die beste Folie und zugleich Ergänzung der gewagten, förmlich lebenszuckenden, impressionistischen Hutform abgab. Elastisch erhoben sich die Locken wieder, wenn sie den Hut abnahm und standen für den nächsten bereit. Sie setzte die Hüte meist sehr tief und sehr zur Seite geneigt auf, so daß eines ihrer Augen im Schatten zu verschwinden pflegte. Man beneidete sie um dieses Aufsetzen, diese Geschicklichkeit, mit der sie zum Beispiel eine rohe Hutform auf den Kopf nahm, die Krempe hinaufbog, das Ganze zurechtdrückte und in dieser provisorischen Gestalt festhielt, während sie sprach. Sie befolgte auch unbewußt den Trick, daß sie, wenn eine Dame einen Hut vor ihr probierte, jedesmal mit einem kleinen Griff etwas daran änderte; dieser schnelle Wechsel, mit Hilfe dessen man zwei Ansichten desselben Hutes gleichsam mit einem Blick genoß und

ihre Schönheiten summierte, trug nicht wenig zum Entzücken und Erstaunen der Damen bei. Ein freudiges „Ah" kam von ihren Lippen, wenn die Arrangeuse, ernsthaft sich bückend, die Hände noch oben am Hut, ihnen ins Gesicht blickte, dann, das Auge suggestiv auf ihnen ruhen lassend, gegen den Spiegel zurücktrat, sie näher herankommen hieß und nun, gleichgültig beratend, ohne Widerspruch zu dulden, hinter sie trat, um mit ihnen über das Spiegelbild objektiv, wie über eine dritte Person zu verhandeln. Schon ihre Stimme bezauberte, die leise war und doch bei jedem Wort einen noch leiseren gutturalen Hauch von unendlich abgeschwächter Rauheit, ein Zittern ohne Erregung, eine ganz gemilderte Wüste gleichsam hören ließ, diese richtig slawische, schöne Aussprache. Doch wußte sie ebenso wirksam zu schweigen; kamen zwei Freundinnen zugleich und besprachen vor ihr die gereichten Waren, so wanderten nur ihre Augen hell und stumm von einer zur anderen, immer der Sprechenden zu, und durch diese Aufmerksamkeit wußte sie stets alles nach ihrem Willen zu lenken. — Nach ihrem Willen war ja bisher alles in ihrem Leben abgelaufen. Bei der Riegl zwar, die einer überdezenten Richtung anhing, hatte sie ihre Einfälle als zu auffallend nicht ausführen

dürfen. Man dürfe nicht gar so modern arbeiten, das sei nicht fein, hieß es da immer, und: „Ich wünsche nicht die Halbweltdamen als Kundschaft.“ Nun aber war sie beinahe Chefin eines erstklassigen Salons, jedenfalls unbeschränkt in ihrer Macht. Eigentlich war sie gar nicht überrascht über diese glückliche Wendung, an ihrem Talent hatte sie nie gezweifelt. Sie erinnerte sich, wie sie schon als halbwüchsiges Mädchen die Frisuren der schönsten Frauen nachgemacht hatte — einmal war sie sogar hinter einer Dame bis weit vor die Stadt, zu den Villen gelaufen, um ihren Rockschnitt und die Haarmode zu studieren. Zu Hause hatte sie dann rasch und geschickt alles nachgeahmt und war damals schon, bei aller Billigkeit, durch feine Kleider und Hüte aufgefallen, während die Mädchen ihres Standes sich mit einer minderen, wenn auch geschmückteren Eleganz begnügten. Jetzt freilich war sie soweit tonangebend, daß sie schon im Vorherbst und Vorfrühling die neuesten Kleiderschnitte und Hüte besaß, früher als alle anderen in der Stadt; das waren dann Spaziergänge wie Triumphzüge. Damen aus den ersten Kreisen der Stadt sahen schon von weitem sie eifersüchtig prüfend und heftig an, erst wenn sie näher kam, gingen die Blicke gleichgültig in die Ferne, denn man wollte bei

dieser Musterung nicht ertappt werden, die Rivalin sollte nicht wissen, daß man sie fürchtete und gelegentlich kopierte.

In ihrem Ehrgeiz suchte sie auch Frau Loukota für das Geschäft zu interessieren. Die lobte immer noch ahnungslos Hüte, die sie früher einmal bei der Riegl gekauft hatte. „Das müssen Sie sich abgewöhnen, gnädige Frau, von jetzt an gibt es nur La Parisienne-Hüte.“ „Aber es ist wirklich wahr,“ erzürnte sich Frau Loukota, „die Riegl ist unsolid. Neulich wird mir ein Hut von ihr im Regen naß, da zerfällt er wie Muntsch, die Krempe fällt ins Gesicht, und das Wasser fließt mir über die Nase. Ich fahre hin. ‚Ja, es ist halt eine kaschierte Form,‘ sagt sie. So eine Frechheit!“ „So ist's recht,“ stimmte die Jiraskova ein, „so müssen Sie reden.“

Frau Loukota fand auch allmählich Gefallen an dem Treiben. Sie erschien selbst in den Geschäftsräumen, neckte gutmütig die Nähtermädchen, begrüßte ohne viel Zeremonien die Damen, nahm Bestellungen entgegen und vergaß sie im nächsten Moment, freute sich, daß so viele Menschen zu ihr heraufkamen, ohne sich doch jemals mit den tieferen Zusammenhängen der Dinge zu befassen. Hie und da steckte sie auch einen Hut auf, nicht ohne Ge-

schick, aber recht banal. „Aber geh Sie! Sie ist mir zu ernst," sagte sie dann der Jiraseк, die ihr nervös in die Finger sah, und setzte als Schlußstein auf ihr Werk ein Bündel roter Wolle, aus dem sie eine unzüchtige Figur formte. „So, das leg Sie vorn auf den Pult, das muß so ein altes Weib kaufen." „Altes Weib" nannte sie alle Kundschaften. Uberhaupt machte sie sich über das ganze Geschäftswesen von Grund aus lustig, trug die besten Hüte selbst, täglich einen anderen, war froh, wenn sie ihn recht schnell ruinierte, drängte auch den Freundinnen jede Weile einen neuen auf, verteilte Geschenke nach allen Seiten. Die Grenzen zwischen Atelier und Wohnung fielen nun, Frau Loukota verschleppte die eben von den Lieferanten geschickten Waren in ihr Boudoir, naschte von allem, riß schon zur Ablieferung fertige Pakete auf, wenn es ihr gefiel, legte sich nach Tisch im Empfangsraum schlafen, den sie absperrte, oder führte näher bekannte Käuferinnen planlos durch alle Zimmer und ließ für sie eigens im Speisesaal nähen, „damit es die anderen nicht sehen." Durch alle Räume, ja noch in die Küche, die immer rein weiß wie emailliert erglänzte (denn man kochte nicht, speiste im Restaurant), zog sich nun bald eine einzige lange verfitzte Strähne von Bändern,

Maschen, Borten und Glasschnallen. Wie Vögel auf langen glänzenden Metallstangen schwebten leichte Hüte darüber hin. An allen Fensterklinken schaukelten Drahtgeflechte mit Organtin, Madeline und Spadrille bespannt, kleinen Luftschiffmodellen ähnlich. In allen Ecken staute sich in überhängenden Bogen, zu stürzen bereit, die kühne Architektur riesiger weißer Schachteln mit kostbaren Hüten, und zerfetzte Modeblätter lagen wie auseinandergerissene Blumen über sie hin verstreut. Die großen Kasten mit den praktischen Schiebetüren, welche die Jirasek angeschafft hatte, standen den ganzen Tag über offen, und spien ihren sorgfältig geschichteten Inhalt von Kunstblumen, Posamenten, Roßhaar, Tüll und Samt nach allen Seiten aus. Die dünnen gewundenen Goldfüßchen der Seidenfauteuils waren mit Musseline umwickelt. Und mitten in diesem Chaos thronten wie ein Tribunal die drei Freundinnen bei ihrem Tee, ließen sich die Modelle bringen, luden die Damen vor, die mit etwas nicht zufrieden waren, bestimmten Preise, lachten über alles, riefen die Jirasek, die einen gelungenen Witz anhören mußte, forderten sie auf, sich bei ihnen niederzusetzen und das dumme Geschäft zu lassen ...

Bald hatte das gescheite Mädchen bemerkt, daß

hier etwas nicht in Ordnung war, nun ließ auch sie sich gehen, aber trotz der allgemeinen taumelnden Verschwendung vergaß sie ihren Vorteil nicht, gab sich zwar lustig mit ihrer Herrin, deren Freundin sie immer mehr wurde, allen Vergnügungen hin, ließ sich ins Kabarett mitnehmen, fuhr im Fiaker spazieren, betrachtete jedoch dies immer als Nebensache und beschloß auf der Hut zu sein. Immerhin gab ihr der herabgeminderte Fleiß jetzt häufiger Gelegenheit, an den Gesprächen der drei teilzunehmen. Und da zeigte sich bald, daß sie mit ihren derben volkstümlichen Witzworten, deren sie einen drolligen Riesenvorrat besaß, ohne eigentlich selbst witzig zu sein, den Scherzreden der drei Damen nicht nur die Wage hielt, sondern sogar im Vorteil war. Bald führte sie auch in der Unterhaltung das große Wort, alle ahmten mit Eifer und Neid ihren Argot nach, und kein Thema galt als erschöpft, solange nicht feststand, was die Jiraſek dazu zu sagen habe. So überwand die ursprüngliche Volkskraft, die bei aller mondainen Schlankheit das junge Mädchen tüchtig genug durchpulste, das Letzte, was etwa von Standesvorurteilen zwischen unseren Heldinnen noch zurückgeblieben war.

Das Leben der vier Frauen steigerte sich nun

zu einem übertriebenen Glanz. Alles, was teuer war, mußten sie haben. Überall konnte man sie auf den ersten Plätzen sehen. Strahlend zeigten sie sich, viel beneidet, in den kostbarsten mannigfaltigsten Toiletten und Parfüms, durch Schmuck und leichtsinniges Gehaben auffallend. Doch gerade das nützte dem Geschäft, das jetzt, einmal eingeführt, wie von selbst ging, ohne Reklame, und kaum mehr der kleinen Auslage im Parterre, die (eine Idee der Jiraseck) immer nur einen einzigen Hut enthielt, bedurft hätte. Denn die vornehmsten Damen kamen, wie Mücken von diesem fragwürdigen Schimmer angezogen, nun um so lieber, waren höflich, suchten hier die letzten Kniffe und Raffinements zu erlernen, sprachen gern mit ebendenselben, denen sie auf der Gasse auswichen, um sie nicht grüßen zu müssen. Der Salon war gleichsam neutraler Boden. Hier war keine der Bürgerfrauen über die freien Redensarten der Arnim beleidigt, die überdies trotz ihrer Lebhaftigkeit immer anmutig und von verführerischer Zartheit blieb, ihren unschicklichen Lebenswandel nie hervorkehrte, sondern dem Bourgeoiston sich sehr hübsch und liebenswürdig anzupassen verstand, stundenlang in der witzigsten unanstößigsten Art plauderte, dazu ihre schwarzen runden Schalksaugen wie ein Backfisch

ſpielen ließ, mit ihrer kleinen luſtigen Perſon alle entzückte; kam aber die Rede auf die nach Anſicht der Geſellſchaft unſittlichen Dinge, auch hier niemals zurückwich, ſondern mit abſichtlicher Unbefangenheit und Beſcheidenheit, hinter der ihr ganzer Stolz lag, die naive Wahrheit ſagte. So nannte ſie einmal einen Ball, den ſie heuer beſuchen wollte, und als eine anweſende hochnäſige Dame fallen ließ, ihr Dienſtmädchen gehe auch hin, ſagte ſie mit ſanftem Lächeln: „Tut nichts, gnädige Frau, da gehöre ich ja eben hin.“ — Oder als eine andere ſie fragte, ob ſie Blumen liebe, erklärte ſie ausführlich: Bei ihr gelte der Mann nach dem, was er gebe. Blumen! Ja, da würde ſie ihn jagen... Strümpfe, Schuhe, Handſchuhe müſſe er ſchenken. Überhaupt ſei es eine Unart, nichts zu ſchenken, mit leeren Händen zu einer Dame zu kommen. So einen mache ſie bald darauf aufmerkſam und erziehe ihn, bis ihm das Schenken dann, zu einer lieben Gewohnheit geworden, noch größere Freude mache als ihr. — Ja, die Arnim genierte ſich nicht, Rang und Stand galt nichts bei ihr, man hätte ſagen können, nur das Menſchliche war ihr wichtig; ſie unterhielt ſich mit der alten Jiraſek, der Hausmeiſterin, nicht anders als mit den Kommerzienrätinnen. Und die anderen Freundinnen, obwohl die

Loukota mehr zum Zügellosen, die Cervinka zur Passivität, die Jiraſek zu fester Klugheit neigte, machten es darin der Arnim nach; denn sie hatte doch nur den weitesten Blick, die allgemeinste Intelligenz unter ihnen. Und wie alle Standesgrenzen war auch der nationale Gegensatz, der sonst das ganze Bürgertum reinlich in zwei Teile schied, hier im Salon „La Parisienne“ verwischt. Es kamen Deutsche und Tschechinnen; abwechselnd, noch öfter zugleich, wurde in beiden Sprachen geredet, es herrschte ein verschlampter internationaler Ton, eine Nivellierung in allen Hinsichten, in Lebensform, Rasse, Sprache und Moral, eine Mischung von Echt und Unecht, eine Gleichgültigkeit gegen alle Wertdifferenzen, wie sie eben die seltsame Stellung der vier Frauen, am äußersten Rande der Gesellschaft und doch nicht ganz von ihr ausgestoßen, mit sich brachte, eine Stellung, die zwar ihr Zusammenleben von jeder Kleinlichkeit befreit hielt, aber auch, alle hohen und mittleren Interessen beiseite schiebend, zu immer niedrigeren Gemeinsamkeiten hinleiten mußte.

Vormittags machten Valeska und die Cervinka kurze Besuche bei Frau Loukota und der Jiraſek, nachmittags und abends war man regelmäßig lange beisammen. Und immer noch waren die Gespräche

haſtig und endlos. Die vier hatten mehr das Bedürfnis nach Reden als nach Mitteilung, ja oft konnte man glauben, daß ſie einander gar nicht zuhörten oder nicht verſtanden und nur, wenn ſie einander neckten, in einen wirklichen Kontakt gelangten. So ſaßen ſie beiſammen, und mehr aus Langweile als aus Freundſchaft konnten ſie ſich nicht trennen. Sie hatten einander immer etwas zu erzählen, voll Wichtigkeit und Nervoſität beſprachen ſie alles, was erwähnt wurde, bis ins Detail: Die letzten Skandale, Witze, Couplets, die Moden, die eigenen Erlebniſſe. Wenn aber durch einen Zufall, zum Beiſpiel einen Beſuch, das Geſpräch abgebrochen wurde, fiel es keiner ein, es ſpäter fortzuſetzen ... „Heut' hab' ich den Baron Frank ſchon wieder hinter mir gehabt," kam die Arnim atemlos herein, den Rock über die braunen Seidenſtrümpfe und Halbſchuhe gehoben, als ob ſie noch auf der Straße wäre, kokett unter der ſchwarzen Pelzkappe. „Dann hat er mir den Antrag gemacht, mit ihm nach Wien zu fahren. Da iſt er aber abgefallen." Sie wußte, daß der Baron die Cervinka verehrte, doch nur aus der Entfernung, als der rechte Traumichnicht, der er war, und überdies auch den tadelloſen Ruf der Sängerin reſpektierend, die jedem, der es hören wollte,

versicherte: „Ich mache in Keuschheit und Temperament", über deren Privatleben auch wirklich nichts anderes zu hören war, als daß sie zu Hause die Klassiker las und sich für Ägyptologie interessierte; was vielleicht darauf zurückging, daß sie trotz ihrer regelmäßigen Schönheit wenig Anziehendes für Männer besaß. — In diesem Punkte wurde sie von den Freundinnen beständig gefrozzelt, ließ es sich auch einfältig gefallen, nicht aber ohne hier und da mit schrillem Quietschen aufzufahren, besonders wenn man auf diesen Baron Frank zu sprechen kam. Sie revanchierte sich, indem sie die Arnim fragte, wann sie denn wieder auftreten würde. Das war eine Sache, die von Zeit zu Zeit in Musikkreisen ins Gerede kam, auch einen Lieblingswunsch Kladnickys ausmachte, doch immer wieder an der ganz dilettantischen Violintechnik Valeskas scheiterte. ... „Erzähl' doch einmal die Geschichte mit der Liebesnacht!" Man amüsierte sich über die Dummheit der Cervinka, die neulich vorgebracht hatte, um den kollegialen Ton hinter der Szene zu schildern, ein Regisseur habe ihr, während sie auf der Bühne spielte, aus den Kulissen zugeschrien: „Du, Milka, zwanzig Kronen für eine Liebesnacht," und der anderen Dame, mit der sie gerade agierte: „Du, Emmy, vier-

zig Kronen für eine Liebesnacht." „Ich hätte die Preise wenigstens ausgewechselt," lachte die Loukota, „aber das macht ja nichts." Verblüfft sah ihr die Sängerin ins Gesicht: „Ihr seid ungebildete Affen, mit euch red' ich gar nicht . . ." Aber wenn sie einmal nicht kam, ließ man sie durch ein Laufmädchen holen, und sie erschien gern. Immerhin nahm sie dadurch eine Sonderstellung ein, daß sie Rollen zu lernen hatte, einem ernsten Beruf nachging. Diesen Vorzug glich die Arnim durch ihre Munterkeit, durch ihre sprudelnden und immer nichtsnutzigen Einfälle, die Jiraſek durch ihren ruhigen nationalen Humor aus, während die Loukota mit ihrer Versöhnlichkeit und harmlosen Unselbständigkeit wohltätig über allem schwebte, auch als reiche Geldquelle alle mit derselben Kraft anzog, mit der sie selbst sich auf sie angewiesen fühlte, denn beständige Unterhaltung war ihr nötiger als Essen. — „Was tun wir heute?" diese Frage schwebte beständig auf den kurzen hohen Lippen. Sie zahlte immer alles für alle, und dies ganz selbstverständlich, ohne Dank und selbst ohne das Bewußtsein, Dank zu verdienen. Man ersparte ihr trotzdem keinen Spott, verlangte von ihr strikte Einhaltung der Traubenkur, die sie begonnen hatte, erinnerte sie zu ihrem Ärger immer daran, wenn sie nach

Schlagsahne oder Mehlspeisen verlangte, — einmal drang man sogar in ihr Badezimmer (die Freundinnen waren eigens deshalb früher als sonst aufgestanden), um sie in ihrer ganzen Korpulenz zu überraschen, die sie sonst hinter genau anliegenden, faltenlosen, wie aus Holz geschnitzten Kostümen oder zu Hause unter wallenden Schlafröcken peinlich verbarg. Doch prallten selbst diese gewiegten Kennerinnen entsetzt zurück, als sie die ballongleich aus dem Hemd herabfallenden, rotgesottenen Oberarme, den faltigen, breitzerzogenen Leib ohne Taille gewahrten und die großen Tränen, die ihr wie einem gekränkten Kinde schnell die Augen ganz erfüllten. Noch stundenlang nachher konnte man die Schluchzende nicht beruhigen. — Sie rächte sich damit, daß sie einen Tag lang den Freundinnen, die von quälender Neugierde erfüllt waren, das sehr obszöne Wort nicht sagte, das ihr als Geheimwort für die Preise im Geschäft eingefallen war — man ging erst damals daran, als sich das gelieferte Lager an Zugehör zu sehr häufte, es gehörig auszupreisen. Endlich nach vielen Bitten verriet sie es und erregte so viel lustigen Beifall damit, daß man beschloß, es dem unbekannten Herrn, mit dem man auf Grund einer Zeitungsannonce gemeinsam in sehr freimütige

Korreſpondenz getreten war, als Adreſſe des nächſten Poſtreſtantebriefes vorzuſchlagen. Dieſer Einfall verſöhnte ihr ohnedies ſo gutes Herz vollſtändig; mit neuer Liebe widmete ſie ſich den geſelligen Zerſtreuungen des kleinen Kreiſes.

Dies ſchloß jedoch nicht aus, daß ſie gern die Valeska gegen die Sängerin und umgekehrt die Sängerin gegen Valeska aufhetzte, wenn ſie mit einer von ihnen allein war. Ohne eigentlich an etwas Böſes zu denken, wenn auch die Eiferſucht gegen Valeska manchmal ſich regte, aber nie als Motiv, höchſtens als nachträgliche Schadenfreude, ohne etwas anderes als den Fluß des Geſpräches im Sinne zu haben, einfach aus Mangel an anderen Themen, — auch wohl aus einem plötzlich aufquellenden Bedürfnis, der gerade gegenwärtigen Freundin zu zeigen, daß man ſie der anderen denn doch vorziehe, — begann ſie von der Abweſenden zu ſprechen, trug von der einen zur anderen, was die eine von der anderen geäußert hatte und kam unbemerkt ins beſte Tratſchen: „Das iſt doch nicht ſchön von ihr, daß ſie von dir ſo ſagt ...“ uſf. Niemand hätte ſie mehr überraſcht als einer, der ihr in ſolchen Augenblicken mit einer Mahnung, ſie ſolle ſich doch vor dieſer häßlichen Zuträgerei hüten, in die Rede gefallen wäre: ſo wollüſtig

fühlte sie sich eben dann in eine Art herzerschütternden zärtlichen Rausches versetzt, ja geradezu in einen moralischen Zustand, voll von gerechter Entrüstung, Offenheit und Treue. Sie log auch, erfand Aussprüche, um die beiden gegenseitig zu reizen, all dies ohne jede Spur von Verantwortungsgefühl; war sie doch mit einer solchen Sicherheit des Gemüts, einem solchen gleichsam molligen Gewissen begabt, daß alle Gegensätze und Schäden der Welt in ihr sich mühelos ausglichen und daß sie für niemanden einen Unfall befürchten konnte. — Einmal verbündete sie sich auch mit der Jirasková, setzte mit ihr zusammen einen von beleidigenden und schamlosen Ausdrücken strotzenden Brief auf, den sie an die Chiffre jenes geforderten Preiswortes adressierte. Öffentlich wurde ein Ladenmädchen von allen vieren zur Post geschickt und das schreckliche Wort, in einem Kuvert verschlossen, ihr mitgegeben. Als die Kleine es aber am Schalter überreichte, fuhr sie der Beamte an, der Brief sei da, aber sie solle sich nur achtgeben, daß sie nicht ins Kriminal komme. Solche Unsittlichkeiten hätten nichts auf der Post zu suchen — und die anderen Beamten, die sich seit Tagen auf diesen Moment gefreut hatten, eilten von allen Seiten herbei, das arme Kind auszulachen. Ganz rot und verweint

kam sie nach Hause. „So, sei still, ich färbe dir dafür die Haare rot," tröstete sie die Arnim. Anna schenkte ihr ein Portemonnaie mit fünf Gulden drin. — War dieser Spaß nicht gelungen, so glückte ein anderer um so besser. Als am nächsten Tag die Cervinka eintrat, zerrte sie Frau Loukota mit ihrer Gehilfin eilig unter einem Vorwand in die Küche, dort hob ihr die eine ohne Umstände die Röcke, um die Qualität ihrer Unterröcke auszuforschen, die andere visitierte von oben, die Bluse schnell aufknöpfend, das Hemd, „ob es auch rein sei". Nicht besser erging es der Arnim, die sich aber durch den Ruf: „Hört auf, da oben sieht ja ein Mann zu" zu retten suchte. Wirklich stand schon ein Herr mit einem Operngucker an einem Fenster gegenüber, was den beiden Angreifenden als Verschärfung ihres Überfalls gerade recht war ...

So ohrfeigten sie sich und lebten wieder einträchtig miteinander, ohne überdies diese beiden Verhältnisse in ihrem Gefühl als eigentlich verschieden oder gar entgegengesetzt zu empfinden. Die Hauptsache war, daß sie immer etwas zu lachen hatten; dann sahen sie hochmütig und gottlos auf alle herab, die es nicht so trieben wie sie oder nicht so treiben konnten. Geld gab es ja in Hülle und

Fülle, zweite Hauptsache, und Leichtsinn gab es, dritte Hauptsache — ihr Leichtsinn war das einzige, dessen sie sich manchmal und gern bewußt wurden, ohne jedoch natürlich zu merken, welche Steigerung dieser Leichtsinn eben durch dieses Gernleichtsinnigsein noch empfing. Daß überdies Prag ein fades Nest sei, war ihre übereinstimmende Überzeugung, großstädtisch, ja großstädtisch, das sei was anderes, Paris, ach Paris ... Die Jiraſek war heuer mit der Riegl, wie sie sagte, in Paris gewesen, doch erzählte sie nichts, als daß sie sich im Louvre ein so billiges Kleidchen gekauft habe, und daß die Polaire, eine Tänzerin, ebenso flach gebaut sei wie sie selbst, weshalb sie sich in eben dem Stück, das sie gesehen habe, beim Auftreten gleich die Jacke mit den Worten aufreiße: „Brust habe ich keine ...“ Alle vier wollten im Frühling nach Paris fahren, um so mehr, da sie heimliche Gerüchte über die Reise der Jiraſek vernommen hatten; die Modistin war angeblich gar nicht mit der Riegl, sondern mit ihrem Liebhaber, diesem Stadler, dort gewesen und hatte seine ganzen Ersparnisse vertrunken und verspielt. „Fährt aber Herr Stadler wieder mit?“ spöttelte die Arnim. Die Jiraſek fuhr empor, wiegte sich in den festen Hüften wie eine tanzende Schlange über ihren

Ringen. Ihr heikler Punkt war berührt... Strebsam und energisch, mit dem Zielbewußtsein und unbeirrbaren Egoismus der Frau aus dem Volke ausgerüstet, hatte sich doch ihr Herz an diesen wenig bedeutenden Mann verloren. Ihm gegenüber war sie ohnmächtig, ja schüchtern, so selbstbewußt sie sonst auftrat. Und doch wußte sie ganz gut, daß dieses Verhältnis kein gutes Ende nehmen könnte. Schon aus Indolenz würde sich Stadler nie gegen den Willen seiner Verwandten verheiraten, sie hatte auch nie Hoffnungen in dieser Hinsicht gehegt, eben an dieser Stelle war in all ihrem Berechnungs- und Klugheitstalent eine kleine Lücke, durch die unsinnige Zuneigung und Hingabe eindrang.

3

Einige Tage vor Weihnachten glitschte ohne jede äußere Veranlassung, auf ebenem Boden, das Fräulein Cervinka aus und fiel mit ihrem ganzen Gewicht auf den Boden. Es geschah dies in einer eleganten Spitzenhandlung, in die Valeska Arnim eben zufällig eintrat. Sofort hob sie schreiend die Gestürzte auf, kaum aber hatte sie sie erkannt, so schlug ihr Angstgeschrei in Wutgezeter um — ehe man den Zusammenhang begriff, lagen sich die beiden in den Haaren, beschimpften einander auf

das unflätigste, obwohl der Laden um diese Stunde voll von Menschen war. Zum Schluß denunzierte Valeska die Sängerin, sie habe gewiß etwas eingesteckt und, um die Aufmerksamkeit abzulenken, sei sie absichtlich gefallen. Obwohl man von einer Leibesvisitation absah, die Verkäufer nur mit ängstlichen Blicken schnell ihre Vorräte überflogen, verfehlte diese Anschuldigung ihren Eindruck nicht, da sie alle daran erinnerte, vor Jahren die schon damals berühmte Künstlerin in eine Kleptomanieaffäre verwickelt gesehen zu haben. Außer sich kreischte die Cervinka, den Samtrock noch ganz mit Staub bedeckt: Die Valeska sei nur neidisch, weil ... weil sie selbst sich heute heimlich mit dem Baron Frank verlobt hatte. Das müsse diese intrigante Person schon erfahren haben ... Und so war es auch in der Tat.

Frau Loukota, zu der diese Nachricht noch an demselben Abend drang, lagerte sich in dumpfem Schuldbewußtsein aufs Kanapee: mit ihren Klatschgeschichten hatte sie diesen Groll erzeugen helfen — und nun, das hatte sie davon, war ihr Zirkel zerstört, niemand würde mehr zu ihr plaudern kommen, sie würde verlassen und trostlos dahindämmern. Zärtlich wandte sie sich an die Jirasková, die eben vor ihr kniete, um ihr das neue

Band mit aufgesetzten falschen Locken, das sie kunstvoll in ihr Haar eingeflochten trug, aus der Nähe bequem zu zeigen: „Sie bleibt immer bei mir, nicht wahr, Manja!“ und streichelte ihr die schmalen Schultern. Manja rückte näher an ihren Schoß, blickte mit putzig verzogenem Mäulchen zu ihr auf, ihre weißen Augen strahlten im Dunkeln. „Schaut sie den Herrn Stadler auch immer so an?“ flüsterte Frau Loukota, überstürzend schnell drängte sie in den Kernpunkt der Intimität. Sie redeten nun beide von ihren Liebhabern, beklagten einander, sahen trüb, die Rücken dem Fenster zugekehrt, in das große dunkle Zimmer hinein, ohne Licht zu machen. Da vertraute die Jiraſek, vielleicht aus Nachläſſigkeit, aus Verſonnenheit, vielleicht plötzlich von wahrer Sympathie erfaßt, der Loukota an, ob ſie denn auch ſchon wiſſe, daß Zaip in ihrem Fiaker, den ſie bezahlte, mit der Cervinka Ausflüge gemacht, auf ihre Rechnung im „Blauen Stern“ mit dem Weib ſoupiert habe . . . Frau Anna begann zu zittern und leiſe zu heulen, ſie klapperte plötzlich mit den Zähnen, ſo daß die Jirasková wortlos flüchtete . . . Die darauf folgende Szene mit Zaip endete übrigens ſchnell mit einer Verſöhnung, da der Student erklärte, er hätte als Kavalier nicht anders handeln können: Die

Cervinka selbst hätte ihn darum gebeten, um aus dem Baron die Liebeserklärung schneller herauszulocken. Tatsächlich aber war der Grund ein ganz anderer, wie sich erst später herausstellen sollte, obwohl auch das Gesagte, das Frau Loukota gern und krampfhaft lachend glaubte, nicht ganz erfunden war. — Von dieser Szene an kühlte jedoch das Freundschaftsverhältnis zwischen der Loukota und Jiraſek schnell aus, da die Liebende den Schmerz dieser Nachricht ihr halb unbewußt wie eine Beleidigung nachtrug, während der eigentliche Urheber, Zaip, nach wie vor in ihren Augen der gute Junge blieb. Zu dieser Abkühlung trugen überdies einige Umstände bei, die sich zufällig häuften, an sich bedeutungslos, aber zusammen doch zu einer unbestimmten Macht anwachsend.

Vor allem verminderte es gleich nach der zärtlichen Szene den Wert der Jiraſek, daß die Arnim und die Cervinka auch nach ihrem Renkontre im Spitzenladen weiter Besuche bei Frau Loukota machten, zwar nicht zugleich, aber doch einander so ablösend, daß die gute dicke Frau nie allein war. Trafen einander die beiden manchmal im Salon, die eine im Weggehen, die andere im Kommen, so warfen sie einander aus der Entfernung böse Blicke zu, grüßten nicht, wandten

sich mit starkem Schwung zum Fenster oder zum Spiegel, um einander den Rücken zu kehren. — Mit Frau Loukota dann allein, waren sie voll des interessantesten Klatsches, ein unendlicher Gesprächsstoff stand zur Verfügung: ihr Prozeß, denn natürlich hatten sie beide auf Ehrenbeleidigung geklagt. Es schien, als hätte das Leben dieser Frauen erst jetzt einen Inhalt gewonnen: Sie erzählten von den Tagfahrten, von Richtern und Advokaten so liebreich und lustig wie von Jugenderinnerungen, die Arnim namentlich nie, ohne persönliche Eindrücke einzuflechten (sie beobachtete Dinge, die sie angingen, sehr scharf); die Cervinka vergaß in der kritischen Zeit darüber sogar ihren Bräutigam, mit dem sie doch im Feber Hochzeit machen und nach Nizza fahren sollte. Dann wieder schlug ihr Ton in Erbitterung um, sie haßten einander, die Augen wollten sie einander auskratzen. „Ein Luder, ein Dreckfink, ein Bastard" wurde geschimpft. Doch schien es, als ob sie manchmal nur durch die Tatsache, daß sie miteinander im Prozeß lagen, an diesen Haß erinnert würden — und ihre mehr als natürliche Wut schrieb sich eben daher, daß der Prozeß sie zwang, konsequent wütend zu sein, ihre sonst so wechselvollen Gefühle zu vereinheitlichen, diesem Vergnügen ihrer Launenhaftigkeit nicht nach-

gehen zu dürfen. Dieser Grimm beschäftigte die beiden Gegnerinnen so sehr, daß Frau Loukota füglich glaubte, jetzt ihre eifersüchtig beobachtende Stellung gegen die Valeska aufgeben zu können, die sichtlich anderes zu tun hatte. Sehr mit Unrecht: Denn gerade um diese Zeit näherte sich, allerdings mehr gezwungen als freiwillig, Valeska dem Zaip, um den sie sich früher nie gekümmert hatte, es sei denn, um ihn mit der Freundin zu verheiraten.

Die treibende Ursache all dieser Verschiebungen war niemand anderer als der kleine Kommis, Zaips Bruder, ebenderselbe, der so fleißig die wenig ersprießlichen Geschäftsbücher eingerichtet hatte. Er wollte nämlich nach Rußland auswandern, bei einem dortigen reichen Onkel ins Geschäft eintreten und begann dem Studenten, den er seitdem öfters besuchte, das Reisegeld abzubetteln. Bald schloß sich Zaip selbst, durch die energische Art des um so viel jüngeren Bruders beschämt, diesen Auswanderungsplänen mit seiner ganzen Person an und unternahm es, das Geld zu beschaffen. Von selbst wäre er kaum darauf gekommen, das Erbärmliche seiner Lage, die beinahe einer Gefangenschaft glich, zu fühlen, so sehr war im Wohlleben jedes Ehrgefühl des blutarm

nach Prag gekommenen Bauernburschen erschlafft. Ihm genügte es, daß er gigerlhaft gekleidet umhergehen durfte, die Hände immer vorn über dem weiten Winterrock möglichst tief zusammengeführt und durch ein von Zeit zu Zeit wie im Krampf wiederholtes, geziert-kräftiges Hochheben der Schultern, das er am Korso den elegantesten Jünglingen abgeschaut hatte, den (durch diese tiefgestreckte Armhaltung) auseinandergleitenden weiten Brustausschnitt des Rockes wieder verengend. Ihn befriedigte es auch in hohem Grade, daß er, wenn es ihm gefiel, mürrisch durch all die vielen Zimmer der Wohnung wandeln, alle, die im Weg standen, anfahren durfte, vor ihnen, die erschraken, plötzlich wie ein Gespenst, eine Erscheinung aus einer anderen Welt, auftauchen und den Herren spielen. Daß man ihn wie eine zwar unentbehrliche, aber lästige Drohne im Stock hielt, daß die Frauen dieses Männchen, wenn sie einmal recht lustig sein wollten, nicht zu ihren Ausfahrten oder Nachtausflügen mitnahmen, fiel ihm gar nicht auf; er hüllte sich in die Wolke eines schrecklichen unheilvollen Schweigens, das man fürchtete, ohne sich viel daraus zu machen. Man ging ihm einfach aus dem Wege. — Nun aber begann er, den kleinen Bruder hinter sich fühlend, plötzlich zu

handeln ... freilich fiel ihm, der durch den langen Verkehr mit Weibern, von ihnen abhängig, selbst ein weibliches Gehirn bekommen hatte, nichts anderes ein, als mit der Cervinka schönzutun, um dann mit Hinweis darauf, er würde es der Frau Loukota sagen (der sie Geld schuldete), von ihr Geld zu fordern. Sie wurde dadurch gerettet, daß sich zufällig um diese Zeit der Baron entschied. Nun machte sich Zaip an Valeska. Er besuchte sie und verlangte dreitausend Kronen. Sie wollte ihn hinauswerfen, da begann er: „Heiraten Sie doch die alte Frau ..." zu zitieren. „Was soll das?" leugnete sie. „Wenn Sie nächstens anonyme Briefe schreiben wollen," riet er höhnisch, „so dürfen Sie nicht Ihr Briefpapier mit den Initialen dazu verwenden und mit Ihrem Parfüm," er hielt ihr das Blatt an die Nase. „Nun, was sagen Sie jetzt?" Valeska erschrak, sie schuldete der Loukota noch mehr als die Sängerin, nun fürchtete sie die Folgen ihres übereilten Briefes. Sie legte sich aufs Bitten: Aber wozu so viel Geld? Zaip, der sie in seiner Gewalt sah, vertraute ihr seine Fluchtpläne an. „Ich leugne alles, falls Sie es der Anna sagen. Mir glaubt sie, Ihnen nicht." Das aber kam der Valeska gerade recht. Mochte er nach Rußland reisen, dann war

ja die Loukota aus dieſem Konkubinat geriſſen — ihr alter Lieblingsplan. Gut, ginge es nicht, die zwei zu verheiraten, ſo ſollten ſie iſoliert werden. Seltſam erſchien es ihr ſelbſt, daß ſie der Loukota gegenüber immer an die Wirkung auf ihr eigenes Verhältnis zu Kladnicky dachte, daß ihr aber der Cervinka gegenüber dies nie eingefallen war. Dieſe Ehe mit dem Baron hätte ſie doch in dieſem Sinne freuen ſollen, nicht neidiſch machen. Doch kreuzten ſich dieſe Gedanken nur verwirrt in ihrem Kopf und alles, was ſie tat, geſchah mehr aus halben Motiven oder mehrfachen, einander widerſprechenden, als infolge gewöhnlicher Überlegung. So verſprach ſie dem Zaip das Geld, ſchied ganz erfreut von ihm und wartete nur auf eine paſſende Gelegenheit, es ſich auszuborgen — von wem? natürlich von Frau Loukota.

Dieſe Gelegenheit kam bald. Frau Loukota hatte nämlich, da ſie ſich gegen die beiden Prozeſſierenden geſichert glaubte, ihr Mißtrauen auf die Jiraſek geworfen, die ſie einmal zufällig im Geſpräch mit Zaip angetroffen hatte. Die hatte ihn damals um ein Mittel gegen ihren immerwährenden Huſten gebeten, er ſtudierte doch Medizin — zu einem wirklichen Doktor zu gehen, fand ſie nicht der Mühe wert. Lieber nahm ſie die verſchiedenſten Hausmittel,

die ihr alle Damen rieten, die in den Salon kamen; keine empfahl ihr, zum Doktor zu gehen. Als sie einmal Frau Loukota über Schmerzen in der Brust klagte, meinte diese, das müsse dasselbe sein, was sie selbst im vorigen Jahr gehabt habe, dafür müsse sie irgendwo noch ein Rezept aufgehoben haben, und die beiden Frauen zögerten keinen Moment, dieses alte Rezept in der Apotheke machen zu lassen. Endlich nahm sich Stadler der Sache an, sein Hausarzt konstatierte eine beginnende Tuberkulose. Nun versäumte die Jirasková niemals, wenn sie hustete, mit einer gewissen Freude, matt lächelnd hinzuzufügen: „Ich habe die Schwindsucht," und dadurch ihren Ursprung aus der niederen Volksklasse (alle tschechischen Dienstmädchen haben diese schmerzlich-süße Redensart) zu bekunden. Ja, sie sprach von ihren Leiden gern, mit Ostentation, zeigte ein Spucknäpfchen wie ein Bijou: „Stadler ist brav. Das hat er mir für diese kleinen Tierchen gekauft." Sie meinte die Bazillen. Auch von einer Reise mit Stadler nach Meran sprach sie gern ... Und in dem zerstreuten, wenn auch angestrengten Denken der Frau Loukota kombinierte sich dies mit der Reise nach Rußland, von der Zaip einmal im Zorn zu reden sich hatte hinreißen lassen. Das war ihre in hinreichender Schuldbeweis, trübsinnig blieb sie den

ganzen Tag darauf im Bett liegen, und erſt als Valeska nachmittag kam und ſich mit Späßen zu ihr ſetzte, ſchien ihr das Leben wieder erträglich ... Wie um ſich zu rächen, bekann ſie, der Jiraſek im Geſchäft Schwierigkeiten zu machen, als ob dieſer Salon dem Mädchen näher als ihr ans Herz ginge — womit ſie überdies inſtinktiv das Richtige erriet. Böswillig ſtörte ſie nun die Arbeiten, indem ſie plötzlich zum erſtenmal und in ihrem Unmut dadurch noch geſteigert, daß es allen unerwartet kam, die Frage aufwarf: „Wer hat denn hier eigentlich zu befehlen?“ Oder ſie erſchien mittags, noch im Friſiermantel, die Damen zu bedienen, ſchnüffelte an ihnen herum, hörte auffallend ihren Geſprächen zu, die ſie wartend untereinander führten. Zum Trotz verkaufte ſie eine echte Reiherfeder als Imitation, und als die Jiraſek ſie darauf aufmerkſam machen wollte, ſchrie ſie ihr zu, davon verſtehe ſie nichts, wobei ſie innerlich das Gefühl hatte, als habe ſie ihr das gemeinſte Schimpfwort zugerufen, ſo offenbar unrichtig war dieſe Behauptung. Plötzlich fiel ihr ein, ſie müſſe ſich neu möblieren, weil die Riegl eben auch Möbel kaufe; da half kein Widerſpruch — die Arnim, die ihren Vorteil wahrnahm, erſtand von ihr zwei Zimmereinrichtungen um einen Pappenſtiel, die Cervinka

einen Lustre, es begann eine systematische Ausräuberei. Vergebens mahnte die Jiraſek, nicht so viele Hüte mit teueren Straußfedern an unsolide Kundschaft auf Borg zu geben, für das Geld könnte man so und so viele reelle Käufer bedienen; Frau Loukota erklärte eigensinnig, sie wolle es nicht anders. Ja, es kam vor, daß sie einfach einen Hut nicht verkaufte, weil ihr die betreffende Kundschaft, das „alte Weib", wie sie sagte, nicht gefiel. Dann bekam die Jiraſek den Auftrag: „Sag' Sie ihr, er kostet sechzig Gulden." Nach einer Weile kam das Mädchen herein, der Hut gefiele der Dame so gut, daß sie auch sechzig Gulden zahlen wolle. „Sag' Sie ihr," schrie Anna, „er kostet achtzig Gulden und daß er ihr nicht paßt. Und laß Sie mich in Ruhe, ich verkauf' den Hut nicht," und mit dieser schwierigen Aufgabe schickte sie die Modistin wieder hinaus. Über ihr trauriges Gesicht so herzlich belustigt, daß sie im Herzen wieder etwas wie Zuneigung oder Mitleid mit ihr empfand. „Komm Sie her, no sei Sie nicht bös, wir fahren zusammen nach Wien zur Modellausstellung." Überhaupt war ihr Haß gegen das Mädchen durchaus unbeständig, intermittierend, ein neuer Klatsch konnte ihn in Entzücken verwandeln. Die Reise nach Wien, die gleich vom Beginn als Vergnügungsreise ge-

meint war, zu der ſich Frau Loukota aber nebſtdem aus „geſchäftlichen“ Gründen gezwungen glaubte, machten ſie wirklich, da Zaip die Weihnachtsferien in ſeinem Dorfe verbrachte. Sie verfehlten die Anſchlüſſe, ſahen nicht, was ſie ſehen wollten, gerieten dafür in anderes, was ſie überraſchte, konnten die Adreſſe der geſuchten Hüteausſtellung nicht finden, warfen viel Geld hinaus und kamen ermüdet zurück. Der Salon blieb inzwiſchen „krankheitshalber“ geſchloſſen. Allmählich begann die Jiraſek auf dieſen Ton einzugehen, was ſich zwanglos ſo darſtellte, als ordne ſie ſich als Jüngere der Erfahrenen unter, als ſei ſie auf das Unrichtige der eigenen Ideen gekommen. Kam ein Agent aus Berlin oder Wien, ſo beſtellten ſie miteinander, immer unter Scherzen, wahllos das und jenes, bot er geſchäftig Weiteres an, ſo lachten ſie einander zu: „Das nehmen wir auch“, und ſprachen tſchechiſch zueinander, den Mann wie einen läſtigen Privatbeſuch auffaſſend: „Soll der Jud' ſchon ins Kaffeehaus gehen, er muß doch Hunger haben.“ Auch nahm das Mädchen jetzt reichliche Proviſionen von den Reiſenden und ſtellte ſo wenigſtens ihren eigenen Gewinn in dem immer zweifelhafteren des Unternehmens ſicher. Halb hatte ſie ſchon die Luſt daran verloren, Überblick hatte ſie

ja eigentlich nie beſeſſen, und nur eine unmittelbar vor ihr liegende Arbeit, etwa einen beſtimmten Hut aufzuputzen, entfachte noch mit ihrer angeborenen Virtuoſität ihren ganzen Eifer. Dann konnte man den knabenhaften langen Körper gebückt und wieder, wie um Luft zu ſchnappen, ſich aufrichten, die ſchmalen weißen knöcheligen Finger blitzſchnell neſteln, das Auge fliegen, die Arme in unendlich mannigfaltigen, ganz großen drehenden oder ganz kleinen ruckweiſen Bewegungen einherfahren ſehen ... und in zehn Minuten war oft ein Meiſterſtück fertig, dem die Abnehmerin tagelange Arbeit anzumerken glaubte. — Indeſſen blieben ſchon viele Käuferinnen ganz aus, da die einreißenden Unregelmäßigkeiten von der Beliebtheit der Jirasková nicht mehr aufgewogen werden konnten. Einige Ängſtliche wurden auch durch ihre Schwindſuchtsreden und ihren Huſten abgeſchreckt, da ſie Anſteckung fürchteten ... An dieſem Verfall hatte Frau Loukota eine beſondere Freude, doch nicht etwa aus Zerſtörungswut, ſondern eher weil ſie, wenn manches abfiel, das Übrigbleibende mehr als vordem ſchätzen, weil ſie es gleichſam dann erſt in ihrem kleinen Maßſtab gut erfaſſen konnte. Auch die Mahnungen der Gläubiger und eintretende Zahlungsſchwierigkeiten nahm ſie nur

von der leichten Seite, während die Jiraſek ganz den Kopf verlor und von Weinkrämpfen geplagt wurde. „Aber ſchweig' Sie, jetzt kommt ja der Komet und da krepieren wir ſowieſo alle miteinander" wurde ſie getröſtet.

„Du, ob du der Manja den Stadler abſpenſtig machen könnteſt, ob du das zuſammenbrächteſt?" wandte ſich Frau Loukota an Valeska, die eben vor dem Weggehen, den erhobenen Kopf ganz nah am Spiegel, die blauen Linien ihrer Augenwinkel nachzog. Das ſchnell zugekehrte, gleichſam aufgefriſchte Geſicht, in dem die Lippen, vom Lächeln halb geöffnet, kleine vor Glanz wie zerfließende Zähnchen ſehen ließen, ſchien „ja" zu ſagen, ehe dieſe Lippen ſich bewegt hatten. Valeska lebte jetzt, ſeit die Verlobung der Cervinka ſie wie eine Niederlage bedrückte und in ihr Siegesbewußtſein allen Männern gegenüber das erſte Loch geſtoßen hatte, in beſtändiger Reizbarkeit, ſie hatte den Ehrgeiz neuer Eroberungen, machte dem Kladnicky Szenen, ihre Heiratspläne im Augenblick ganz zur Seite ſetzend, kokettierte auf der Gaſſe, in den Reitſtunden, überall. „Ich geb' dir Geld dazu, Geld mußt du haben." Anders konnte ſich's Frau Loukota nicht vorſtellen. „Ich glaube, die Jirasková gibt ihm ihr ganzes Gehalt." Sie hatte eine plötzliche heim-

liche Freude an dieſem Streich gegen die vermeintliche Rivalin, überdies mehr eine Freude am Anzetteln als am Streiche ſelbſt, denn vorhin im Reden hatte ſie ſich eigentlich nicht einmal genau vorgeſtellt, was ſie wollte. Die Valeska aber war durch das Wort „Geld“ ſchon in eine andere Richtung gelenkt. „Ja, borg' mir dreitauſend Kronen, gut, ich mach's!“ — „So viel, wozu?“ — Die andere ſchlagfertig: „No, ich muß doch eine Wohnung mieten. Meinſt du vielleicht, er nimmt eine, oder ich führ' ihn in die Wohnung, die mir der Kladnicky bezahlt?“ Ohne weiter zu überlegen, reichte ihr Frau Loukota ein Sparkaſſabuch ... Valeska ſtürmte die Treppe hinunter, nun wollte ſie zu Zaip, der mußte nach Rußland verſchwinden, mit ihm alle unehelichen Verhältniſſe in der Nähe, und ſo ſah ſie ſchon ſich ſelbſt im Geiſte am Arm Kladnickys aus der Kirche ſchreiten. Plötzlich überlegte ſie ſich's, löſte das Buch bei der Bank ein und brachte dem Studenten, über die Hintertreppe hinaufſchleichend, nur zweitauſend Kronen. „Mehr hab' ich aus dem Schmutz nicht herauspreſſen können.“ Schweigend übergab ihr ſtatt jeden Dankes Zaip den gefährlichen Brief, den ſie ſchnell zerriß, unter Aufſtampfen ihrer kleinen Lackhalbſchuhe. — „O aber ich räche mich anders,“ ſagte ſie ſich und kritzelte im Vorzimmer

auf ein kleines Notizbuchblatt, um das sie Zaip gebeten hatte, an Baron Frank (er sollte am Samstag mit der Cervinka die Hochzeitsreise antreten): „Wollen Sie mit? Ich fahre nun doch nach Wien." Nichts brannte ihr im Kopf als der Wunsch, diese Schmach auszulöschen, der Gegnerin noch im letzten Moment den Bräutigam zu entreißen. Er hatte sie doch so geliebt, war ihr so oft nachgegangen, liebte sie gewiß immer noch, wartete vielleicht auf einen Wink. Aber wer wird ihm den Brief bringen? Die Jirásková hatte oft dort zu tun, da die Sängerin alle ihre Reisehüte im Parisienne-Salon bestellt hatte ... Glühend eilte Valeska nochmals die Vordertreppe hinauf, ließ das Mädchen rufen und gab ihr den Brief unter tausend Vorsichten, ihn nur an den Adressaten persönlich einzuhändigen. In ein Geschäftskuvert des Salons wurde er gut verklebt.

Gleich in den nächsten Tagen reute sie die Tat, da von Baron Frank keine Antwort kam. Er blieb also treu? Schon wieder so ein übereilter Brief, kaum war der eine aus der Welt geschafft! Was nun, wenn ihn die Cervinka im Prozeß vorbringt, wenn Kladnicky davon erfährt ... Das Reisegeld von tausend Kronen, das sie sich zurückbehalten hatte, war sowieso auf alte Schulden verputzt.

Überdies fragte die Loukota nach den Fortschritten ihres Flirts mit Stadler, wollte die Wohnung sehen ... ja einmal wollte sie einen schweren Lederkoffer, den sie gekauft hatte, nicht aus Bedürfnis, sondern weil er ihr gefiel und weil er teuer war, in eben diese Wohnung schaffen lassen, da sie sich plötzlich einredete, in ihrer Wohnung sei kein Platz mehr, Valeska müsse ihr ihn aufheben ... und die Unglückliche hatte alle Mühe, die Dienstmänner aus dem fremden Haus, dessen Adresse sie aufs Geratewohl angegeben hatte, in ihre wirkliche Wohnung zu dirigieren. Sie beschloß daher, von allen Seiten geängstigt, den Brief von Baron Frank, der ja immer ein Gentleman gewesen war, zurückzuerbitten. Aber wo ihn treffen? Am Bahnhof, vor seiner Abreise mit der Cervinka! Wie ihr das jedoch manchmal im entscheidenden Augenblick passierte: sie nahm die falsche Elektrische und kam just fünf Minuten nach Abgang des Zuges, noch keuchend, auf den Perron, mit einem naiv eifrigen, fragenden Gesicht, als könne sie jetzt noch durch Eile und gut gespielte Verwunderung die Bahnzeit aufhalten und alles gutmachen.

Verzweifelt machte sie sich auf den Weg zu Frau Loukota, die sie für diese späte Nachtzeit — es war schon zehn Uhr — unerwartet zu sich be-

ſchieden hatte. Ein Dienſtmädchen kam ihr auf der Treppe entgegen, den Finger am Mund: Pſt, pſt, ſie ſolle ja nicht hinaufkommen, ſonſt ſei alles verraten. Sie blieb alſo, zu traurig, um neugierig zu ſein, wartend auf dem Kai, über den der Wind, kalt wie das Eiſengeländer, Schneeflocken herauf blies, ſah in den ſchwarzen Fluß hinab, mit ſeinen matten, dünn wie erſtarrtes Schmalz ſchimmernden Eisſtücken, am liebſten hätte ſie ſich hineingeſtürzt. Zaips kleiner Bruder ging vorbei, grüßte ſie, und dieſer Gruß eines nur flüchtig Bekannten gab ihr in dieſem Moment ein wenig Selbſtvertrauen wieder. Gleich darauf ſchwebte auch Zaip, als Pierrot gekleidet, von der hohen ſteifen Tüllkrauſe an ſeinem Halſe wie emporgetragen, aus dem dunkel geöffneten Tor quer über das Trottoir in den Wagen, der wartete, winkte den Bruder hinein und fort ging's im Galopp... Valeška, die Treppe hinauf, durch die offen ſtehende Wohnungstür, hörte lautes Reden im Salon, fand die Frauen in vollſtändiger Verwirrung. Die Jirasková riß eben das Hauskleid hinunter und ſtand da in Ballſchuhen, weißem Spitzenrock, mit bloßen Armen. Frau Loukota wußte nicht, was ſie in der Eile zuerſt beginnen ſollte: „Bis jetzt ſitzen wir da in unſeren Schlafröcken herum wie blöd, gähnen vor ihm und

tun, als wollten wir schlafen gehen. Wie lang' das gedauert hat. So ein eitler Mensch!" Sie war schon beim Spiegel, warf eine Schnurrbartbinde auf den Boden, wühlte in verschüttetem Puder nach ihren Haarnadeln, stülpte eine knallrote Perücke auf: „Du sollst mir raten. Paßt es so, Valeska?" Nicht zufrieden damit, daß die Jirasková und drei Dienstmädchen (sogar noch an die Zofe aus dem Hotel hatte sie sich erinnert), um sie herum frisierten, putzten, bewunderten, hatte sie noch die Freundin holen lassen, die indessen sich die Lippen zerbiß, von bösen Ahnungen gefoltert, und viel weniger sprach als sonst. „Mir scheint, ich gefall' dir nicht?" Leise raunte die Jirasková der Arnim zu, mit komisch altklugem Gesicht: „No, die wird's erwischen. Er prügelt sie tot, wenn er sie dort sieht. Extra hat er sich's ausgemacht, daß sie ihn heute einmal allein läßt." „Also schnell fertig, fertig", schrie die Loukota, „sonst steht's nicht dafür. Nach Mitternacht gehen wir wieder weg von dort, ich will nur sehen, wie er dort aufdraht. Eine plötzliche Idee von mir —" erklärte sie der Arnim. Sie wurde schlecht gelaunt, warf mit der Quaste immer neue Lagen Puder aufs Gesicht. „Hören Sie doch schon auf!" lachte die Jiraseł gleichgültig, pflichtgemäß, ihre Augen glänzten am Abend noch heller und lustiger

als bei Tag: „Die Haut wird Ihnen ja noch platzen, ohnehin sind Sie schon weiß wie der Tod.“ Sie kniete auf dem Boden und nähte große französische Rosen in die Faltenraffungen des schwarzseidenen Dominos der Loukota. Bald war eine Schachtel aufgebraucht, man rief nach einer neuen, riß Pakete auf, eilte durch die Zimmer, deren ganze Flucht hell erleuchtet war, mit Ausnahme des Schlafzimmers zwischen ihnen, das mitten in all dem Trubel kühl und geheimnisvoll blieb, fremd, wie aus einer anderen, ruhigen Wohnung herausgeschnitten, eher noch wie ein duftendes dunkles Gartenecken in der Nacht. Man lief immer wieder durch dieses Schlafzimmer durch, mit geschlossenen Augen, wie in einem Moment der Erfrischung. Uber den Betten lag dort der weite Dominomantel der Jirasek noch ausgebreitet. Man suchte Fingerhüte, eine Taftmasche, die man dann in der gleichfalls hellen Küche zwischen Zeitungen fand; über ein Fauteuil war Haarwasser ausgeschüttet, große Wasserlachen bewegten sich von dem Waschtisch aus auf den Parketten und Teppichen, zwischen weggestreuten Kleidern. Ein gläserner Aufsatz mit angebissenen Delikatessen, umgestürzt, entsandte leuchtende Kristallstrahlen den grellen Wänden und der Decke entgegen; ja, die ganze Wohnung, befleckt und mit

Puder beschmiert, überall nach Seife und Schminke riechend, schien ein leises dumpfes Tönen der Unordnung von sich zu geben, über das die Stimmen der Frauen erst durch heftige Anspannung und Gekreisch sich erheben konnten. „Fertig, fertig!“ hetzte die Loukota, die jetzt in ihrem faltigen Gewand breit dastand neben der ähnlich gekleideten Jirásková, wie ein Hügel aus Seide neben einem schmalen Türmchen, düster neben der Lachenden. Sie gefiel sich nicht, man mußte ändern, abtrennen, wieder annähen. „Fertig, fertig.“ Sie fetzte noch Banknoten aus einem Portefeuille, stopfte sie der Jiraſek in die Bluse. Endlich waren die Larven umgebunden, mit kleinen gefährlichen Stecknadeln an der Frisur, ganz nahe an den Augenbrauen angesteckt; um sich vollends unkenntlich zu machen, rissen die beiden zum Schluß noch teuern schwarzen Chiffon aus den Kasten und hüllten den Kopf damit so dicht ein, daß man sie taumelnd über die Treppe hinunterführen und beinahe noch in den Wagen heben und hineinsetzen mußte.

Aus schlechtem Gewissen fuhr Valeska mit. Ihr war klar, daß Zaip heute nach Rußland entwischte, daher hatte auch sein Bruder unten gewartet. Der Ball war natürlich nur ein Vorwand, jetzt saß er gewiß schon im Coupé; — arme Freundin! —

Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie gleich beim Eintritt in den Ballſaal Zaip auf ſich losſtreben ſah! Mitternacht war längſt vorbei, alles demaskiert. Die kleine Trommel übertönte kurz und leiſe langausgehaltene Trompetenmelodien, die einen Walzer über die tanzenden, drehenden, marſchierenden Paare hinwegblieſen ... Ehe Valeska dazwiſchentreten konnte, von einer Marionettengruppe ſchnell umringt, der ſie ſelbſt durch ihr puppenhaft gefärbtes Geſichtchen anzugehören ſchien, ehe ſie ſich losmachen konnte, war alles geſagt. Zaip, von dem plötzlichen Auftauchen der drei Frauen erſchreckt, da er von Valeska alles verraten und die Verfolger ſchon ſich auf den Ferſen ſah, geſtand in erbärmlichſter Weiſe alles, den Auswanderungsplan und den heute nur vorgeſchützten Ball, daß er im Fahren dann den Einfall gehabt, dieſen Ball, von dem er ſo viel hatte reden müſſen, doch zu ſehen, zum Abſchied, und nach kurzem Streit mit dem konſequenteren Bruder hier gelandet ſei. Nun habe er ſich ja ſo weit ganz gut amüſiert, ... aber er bleibe doch ſchon lieber bei der Anna, no ja. Schon weil er Angſt vor dieſer Valeska habe, die ihn vielleicht wegen Erpreſſung anzeigen wolle, nicht? ... Die Aufregung der Wiedergefundenen, zu denen endlich weh-

klagend auch Valeska stieß, wurde von einer allgemeinen Aufregung im Saale plötzlich übertönt. Es hieß, der Komet sei sichtbar, soeben aufgegangen, der Halleysche Komet, der langerwartete, in den Zeitungen angekündigte, und alles stürmte auf die Balkone des Ballhauses. Auch die leise weinende Frau Loukota wurde, an Zaips Arme, mehr hinausgetragen als geführt. Erregt redeten und drängten die Menschen, ließen Feldstecher zirkulieren, wiesen auf eine Stelle des sonst klaren Nachthimmels, wo ein kleiner grünlicher Stern wie hinter einem eigens für ihn bestimmten, leichten Schleier sich verbarg. „Aber er hat ja keinen Schwanz," erstaunte die Jirasková, worauf die naheliegende Bemerkung seitens der Arnim, die sich zum Scherzen zwang, nicht ausblieb. „Und wo hast du denn das Geld zur Flucht hergenommen?" seufzte Anna, halb ohnmächtig. Auch das verriet Zaip. „Was, von Valeska? ... warte, du Luder, mein eigenes Geld. Aber warte nur, auf die dreitausend Kronen klag' ich dich, du Luder, die mußt du mir zurückgeben." Die Jirasková hielt sich am Geländer fest: „Wenn der wiederkommt, in hundert Jahren, ist von uns keiner mehr am Leben," sie hatte das in der Zeitung gelesen. Frau Loukota, wütend darüber, daß sie nicht in

6*

ihr Zetern einſtimmte, ſchrie: „Manja, und ſie macht ſich gar nichts draus, was? Dieſe Dirne hat doch ihr auch den Stadler wegnehmen wollen.“ „Auf deinen Wunſch, Anna,“ ſchleuderte die Arnim vor, die ſich nun auch dem Mädchen gegenüber, das doch von der geheimen Botſchaft an den Baron wußte, kompromittiert ſah. „Lauter Lügen! Alles, weil du den Karl liebſt,“ drängte Anna. „Den da, ich,“ außer ſich vor Wut, ſpie Valeska vor ihm aus. „So einer, der ſich aushalten läßt. Pfui, pfui!“ Inzwiſchen ſtritt die Jiraskova gegen ſie wie gegen Frau Loukota; Zaip, nach ſeiner Meinung wieder gehoben, da ſich alles ſo um ihn drehte, verbeſſerte auch kühl, die Arnim habe ihm nur zweitauſend Kronen geliehen, nicht dreitauſend. „So, und was hat ſie denn mit dem übrigen gemacht, das möcht' ich wiſſen,“ kreiſchte Anna. „Da ſchau, Manja, frag' ſie, was ſie mit dem übrigen gemacht hat.“ „Ein paar Kleider bezahlt,“ ſtieß die Arnim hervor, zu Tode geängſtigt, denn ſchon ſah ſie alles dem Kladnicky hinterbracht, ſagte die matte Wahrheit aus purer Verzweiflung, obwohl ſie wußte, daß ſie nutzlos war, daß alles andere, wie die Wohnung, Stadler, Zaip, Baron Frank, all das Sündhafte, das ſie doch gar nicht begangen hatte, wahrſcheinlicher klang. „Ich werde

dir ſchon zeigen, bezahlt . . .!" fauchte die Loukota, deren düſtere Laune endlich einen Ausweg hatte, indes Zaiß, vornehmtueriſch näſelte: „Nur keinen Skandal, ich bitte dich, Anna!" „So, ſo, bezahlt!" Plötzlich hatte Frau Loukota eine ſcharfſinnige Idee, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, in dieſem Wirbel wie auf die Spitze ihres Denkens gehoben. „Alſo dann erlaſſ' ich dir die zweitauſend Kronen, du Luder, haſt du ſie von mir genommen und dem Karl gegeben, ſo ſind wir quitt, das gleicht ſich aus . . . nein, Karl, du mußt gar nicht in den Skandal hineinkommen, . . . aber auf die tauſend Kronen klag' ich dich, da werden ſchöne Geſchichten herauskommen, auf die tauſend klag' ich dich." Sie hob ihr die Fauſt vor die Naſe. „Da werden ſchöne Sachen herauskommen, auf die tauſend Kronen klag' ich dich." Und alle vier, in eine Ecke gedrängt von den immer noch zuſtrömenden Neugierigen, ſtritten weiter, ohne daß man ſich um ſie bekümmerte; denn aller Augen ſuchten den blaſſen Nebelſtern, der eine Weile von den Trübungen des Horizontes umhüllt geweſen, jetzt aber ſchwach und doch ſo ſicher, unleugbar, wenn auch in das Dunkel des Himmelgewölbes halb eingeſogen, zu bequemerer Höhe emporſtieg . . . Alle ſahen ihn jetzt. Obwohl nicht größer als die an-

deren Sterne, eher kleiner, war er unter den gewohnten leicht kenntlich, fast rührend in seiner Fremdheit, unbewohnter von Ansehen als alle die übrigen und ohne Glitzern, in seinen eigenen giftigen Dünsten wie erstickend ... trauriges Gestirn, das so planlos an die Unendlichkeit denken macht.

4

Am nächsten Tag erfolgten Klagen und Gegenklagen, Schulden und Ehrenbeleidigung, Frau Loukota gegen Valeška, die Jiraskovà gegen Valeška, und umgekehrt. Als aber Frau Loukota, noch feurig von ihrer Erzählung beim Advokaten, nach Hause kam, traf sie gerade den Gerichtsdiener an, der für eine Band- und Spitzenfirma exequieren wollte. Sie hatte auf die Briefe und Klagedrohungen der ungeduldigen Firma, ja auf die erfolgte Vorladung zur Tagfahrt mit ihrem gewöhnlichen sanften Lächeln nichts geantwortet, alles für Spaß gehalten, jetzt sollte sie zum erstenmal die ausübende Macht des Gesetzes erfahren, das in ihr so unbekümmertes und undurchdachtes Leben ordnend einzugreifen sich bemüßigt fand. Der Anblick dieses schlichten Mannes im Tschako, hinter dem gleichsam alle unverstandenen fremdartigen Kräfte des Lebens feierlich organisiert

standen und der sich dennoch in seiner Selbstverständlichkeit, ja Ärmlichkeit dieser Kräfte gar nicht bewußt schien, wirkte mit lähmendem Entsetzen auf die Frauen — dieser Bote irdischer Regelmäßigkeit weit stärker als der der himmlischen gestern. Frau Loukota suchte das große Portefeuille, dann, da sich dieses nicht mehr als sehr gewichtig erwies, in allen Schubfächern nach Geld, kratzte endlich die verlangte Summe zusammen, mit der sie den ruhig wartenden Mann endlich entfernen konnte. Dann aber brach sie zusammen: Wo war all das Geld hingekommen, neulich noch war die Mappe ganz dick von Wertpapieren gewesen, alles verpulvert, war es möglich? Zweifellos kam das von den vielen Außenständen, die sie hatte, und noch in derselben Stunde begann sie, nicht ohne Erbitterung, ihre schlechten Zahlerinnen zu mahnen.

Nun kam die heilloseste Unwirtschaft schnell an den Tag, es wimmelte Reklamationen und grobe Briefe in die Wohnung. Viele von den Gemahnten behaupteten, schon gezahlt zu haben, zeigten Quittungen vor, die Frau Loukota einzutragen vergessen hatte, — andere erinnerten daran, daß sie ihnen Zahlung nach Belieben versprochen hatte: „Sie können zahlen, wann und wie Sie wollen,

Sie ſind mir gut," hatte ſie, wohl ohne ſich der Tragweite dieſer Worte bewußt zu ſein, aus bloßer Liebenswürdigkeit oft geäußert — noch andere kamen damit, daß man ihnen gar nichts geliefert hatte — manche antworteten überhaupt nicht und, wenn dann Frau Loukota die Mahnklage einbrachte, machten ſie Einwendungen, z. B. daß eine Rate ſchon beglichen ſei, ſo daß die Klägerin trotz ihres Rechtes auf ein koſtſpieliges Verfahren verwieſen werden mußte. Die Unverſchämteſten ſuchten ſie damit, daß in ihrem Mahnbriefe ehrenrührige Ausdrücke ſtünden, in Schach zu halten. Sie prozeſſierte nun gegen alle, von plötzlicher Wut, ihr Geld wiederzuerlangen, erfaßt. Nun ſollte ſie aber vor Gericht beweiſen. „Ja, haben Sie denn keine Bücher geführt?" Sie brachte ihre einfache Strazza, in der Aus- und Eingänge, die baren Beträge und die Forderungen, kreuz und quer durcheinander ſtanden, oft geſtrichen, mit humoriſtiſchen Randbemerkungen und Zeichnungen verziert. Niemand kannte ſich darin aus. Im Hauptbuch war wenig mehr als die fromme Eingangsnotiz. „Ja, der liebe Gott iſt halt ein ſchlechter Buchhalter," meinte der Richter. Beim Weiterblättern fiel ein Bündel uneingetragener Rechnungen und Poſtanweiſungscoupons heraus. Im Kopierbuch fehlten viele

Seiten: Nun ja, wenn sie gerade ein Seidenpapier zum Einpacken brauchten, oder sonstwozu (allgemeines Lächeln), hätten sie es da herausgerissen. Eifrig schleppte sie Zettel herbei, Notizen, Briefe. „Und das sollen wir Ihnen hier ordnen?“ schrien die Richter. Man kam ihr auf ungestempelte Fakturen, pelzte ihr Steuerstrafen auf, die sie vergebens mit Hinweis darauf, daß sie oft auch auf die Fakturen viel mehr Stempel als nötig geklebt hätte, abzuwehren suchte. Sie verstand nicht mehr, was man von ihr wollte, sie fühlte sich gekränkt und beschloß zu keiner Tagsatzung mehr zu gehen: man holte sie. Immer neue Klagen liefen gegen sie ein. Sie retournierte Waren, die sie bestellt hatte, der Reisende hatte ihr ja zugesichert, daß sie zurückschicken könne — aber den Fakturavermerk „Innerhalb vierzehn Tagen reklamieren!“ hatte sie übersehen. Sie konnte weder den Wert ihres Lagers noch ihrer Verpflichtungen angeben. Aufgefordert, ihr Geheimwort, das den angesetzten Preisen zugrunde lag, zu nennen, gab sie Anlaß zu einer kleinen Sensation, da sie sich weigerte, und zu einer stürmischen Heiterkeit im Gerichtssaale, als sie es endlich doch, gereizt und breit zum Richtertisch hinaufrief. Zu ihrem Erstaunen hinderte die nachsichtige Lustigkeit, mit der man sie behandelte,

nicht, daß eine Verurteilung auf die andere folgte. Nun machte ſich die Jiraſek daran, die Rechnungen zu ordnen, zu ſtudieren, las ſie durch, vom Titel an, der oft mit Medaillen, Bildern einer rauchenden Fabrik oder eines Ladens und kalligraphiſchen Schnörkeln verziert war, bis in die nicht nachgerechneten Preiſe hinunter. Sie ſandte an einige Firmen, die ihr beſonders dringlich ſchienen, das noch vorrätige Geld. Aber wie herausfinden, wem gezahlt war, wem nicht! Zwar wurden die Rezipiſſe, wie Abonnementskarten beim Friſeur, rund um den Spiegel in den Rahmen eingeſteckt; aber beim Aufräumen gingen dann die meiſten verloren. Ein Brief lief ein: „Wir beſtätigen dankend den Empfang Ihrer Poſtanweiſung per 100 K, womit wir Ihr wertes Konto geebnet haben, und beſitzen Sie jetzt bei uns ein Guthaben von 82 K 40 h. Hoffend bald mit Ihren werten Ordres beehrt zu werden uſf.“ Und ſolcher folgten noch einige wie Spott zum Schaden.

Frau Loukota, mit Zaip nun wieder glücklich, nahm das alles mehr als Unterhaltung, Tagesbeſchäftigung, nicht als Unglück. Die Jiraſek aber, in ihrem Ehrgefühl tief beleidigt, obwohl ſie ſich an dem Unheil unſchuldig wußte, verfiel nun offenkundig ihrer Lungenkrankheit, huſtete ſtark, konnte

sich kaum aufrecht halten. Frau Loukota kurierte sie mit Malzbonbons, Kandiszucker, in das ein rohes Ei gemischt wurde, Pyramidon. „Weiß Sie was, Sie bleibt bei mir schlafen, zu Haus hat Sie's sowieso zu eng, und abend macht Sie sich ein heißes Bad, ich reib' Ihr die Brust mit Zwiebel ein, tüchtig schwitzen, und alles ist wieder gut." Dankend nahm das Mädchen das Anerbieten an, fürchteten sich doch die Schwestern zu Hause vor der Krankheit und ließen sie das fühlen. Frau Loukota dagegen hatte keine Angst, ja sie entwickelte etwas wie mütterliche Zuneigung zu dem kranken Mädchen, vergaß alles andere über dieser Pflege, kam nachts mehrmals an ihr Bett, neigte sich wohl im Dunkeln, ohne Licht zu machen, noch näher über das zarte weiße Gesicht, so daß sie seine Umrisse erspähen konnte, den geschlossenen Mund, die rundgeblähten Nasenflügel, und dachte dann zuweilen: Das sei ihr Kind, und wie glücklich sie wäre, wenn sie so ein schönes großes Kind hätte. Früh erwachte dann Manja freudestrahlend in dem schönen sonnigen Zimmer, ihr vergnügtes Knurren rief Frau Anna herbei, die sie umarmte und küßte, ihr die dampfende Schokolade ans Bett brachte und sich erkundigte, was sie geträumt habe. Manja wollte arbeiten, Frau Anna verbot es ihr, nur auf-

stehen durfte sie, alle Schlafröcke im Kasten durchprobieren und sich ans Fenster setzen. Die wenigen Käuferinnen, die noch kamen, konnten dann manchmal das Paar eng aneinandergeschmiegt antreffen, oder das leichte Mädchen auf dem Schoße der Frau sitzend, die ihr die Zöpfe flocht. „Wie hab' ich Ihr nur bös sein können," fragte manchmal Frau Loukota zärtlich, erkundigte sich förmlich bei ihr, indem sie ihre dünne Hand berührte, deren Knöchel rosa schimmerten . . . Doch war diese Veränderung in ihrem Innern freilich nicht schwer zu erklären, da ihr Mißtrauen sich inzwischen begründeterweise von dem Mädchen auf Valeska abgewälzt hatte. Jedenfalls fühlte sich Frau Loukota in solchen ruhigen Stunden, mit Manja allein, unendlich wohl und beglückt; es war, als wollte sie nach all der Hast endlich zu sich kommen . . .

Der Prozeß gegen Valeska ging indessen neben allem Geschäftlichen weiter und breitete sich immer mehr aus. Von den tausend Kronen wurde kaum mehr gesprochen, die Loukota präsentierte vielmehr Forderungen über gelieferte Hüte, die verkauften Möbel, über tausend Dinge, die Valeska halb und halb als Geschenk betrachtet hatte, ja sie verlangte sogar ein Unterrichtshonorar für den praktischen

Kurs im Hutnähen, den dieſe angeblich bei ihr durchgemacht hatte. Man war nämlich übereingekommen, da dem Kladnicky das häufige Ausbleiben ſeiner Freundin und ihr Nachmittagsgebummel verdächtig und jedenfalls unlieb erſcheinen mußte, den Teeklatſch bei der Loukota mit dem ſtrebſamen Titel „Nähkurs" zu verbrämen, wogegen er nichts einwenden konnte. Nun aber, da Bezahlung dafür angeſprochen wurde, konnte die Arnim nicht umhin, vor den ungeduldigen Richtern das ganze moraliſche Grundverhältnis zwiſchen ihr und ihrer geweſenen Freundin pſychologiſch darzuſtellen: Dieſe Scheu der Loukota vor Alleinſein und daß ſie ihre Geſellſchaft, wenn ſie einmal nicht habe kommen wollen, durch ein Laufmädchen habe zuſammentrommeln laſſen, und ſo gebühre eigentlich noch ihr, der Valeska, ein Honorar für geleiſtete Unterhaltung von ſo vielen Nachmittagen, nicht umgekehrt. Die Loukota replizierte gegen dieſe Charakteriſtik, nannte die Valeska eine Dirne und wollte das beweiſen, man kam vom Hundertſten ins Tauſendſte. Vergebens bat der Richter, bei der Sache zu bleiben. Das gehöre eben alles zur Sache, wurde ihm bedeutet, und ſo wurden die verſteckteſten Details, die man ſtillſchweigend erlebt hatte, jetzt in das ſcharfe Licht

gegenseitigen Geschimpfes gezogen. Viel wurde auch von einer teuern Straußfeder gesprochen, die einmal die Loukota an die Arnim bestellungsgemäß geschickt hatte, die aber Kladnicky, der zufällig allein zu Hause war, der Hausmeisterin mit den Worten zurückgegeben hatte, sie solle das Packerl in den Abort werfen, er habe nichts bestellt. Natürlich behauptete die Hausmeisterin nun, ihm gefolgt zu haben. Wer sollte zahlen? Kladnicky lehnte jedenfalls jede Intervention mit der Begründung ab, er habe andere Dinge im Kopf, und die Weiber sollten sich ihre dummen Sachen nur untereinander ausmachen. So wurde eine Verhandlung nach der anderen vertagt und der Kreis der vorgeladenen Zeugen immer weiter gezogen. Der Loukota gefiel das nicht wenig, denn da sie überzeugt war, die Arnim müsse verlieren, ersuchte sie alle Zeugen und Sachverständigen inständig, sich nur recht viel Gebühren aufzurechnen. Dieses schöne Selbstbewußtsein rettete sie sich überdies auch in ihre sonstigen Gerichtsfälle, die sich immer dichter schlangen. Sie hatte nun ihre eigenen selbsterworbenen Ansichten über das Juristische; in den vielen Verhandlungen geübt, durch die Erinnerung an den Scheidungsprozeß bestärkt, ließ sie sich von niemandem mehr hineinreden. Einmal kam eine

Pfändung von der Riegl: „Der zahl' ich nichts, der bin ich nichts schuldig," rief sie, und kein Hinweis auf die Möglichkeit einer Zession konnte sie beirren. „Der zahl' ich nichts, der bin ich nichts schuldig." Man beklebte einige Regale mit den Gerichtssiegeln. Wütend, in ihrem Rechtsgefühl auf das tiefste verletzt, ließ die Loukota nun nicht ab, allen Besuchern, allen Agenten diese ihr angetane Schmach vorzuzeigen, die Schmutzigkeit einer solchen Konkurrenz und, was da alles möglich sei, mit den kräftigsten Worten zu verfluchen, bis sie auf so einen Schlaukopf stieß, der sie öffentlich seiner gerührtesten Zustimmung versicherte, insgeheim aber an seine Firma telegraphierte: „Loukota faul, sofort Konkursantrag." Nun wurde ihre schlechte Lage, bisher von einer Zahlung zur anderen verdeckt, plötzlich in der ganzen Geschäftswelt ruchbar, und das Unwetter zog sich um sie zusammen, während die Gute, diese Belästigung des Berufs schnell wieder vergessend, im Herzen keinen anderen Gedanken hatte, als dieser Valeska, dem Luder, es zu geben ...

Valeska kümmerte sich indessen nicht mehr als unbedingt nötig um den Kampf — ihre Seele war durch die vielen Mißgeschicke der letzten Zeit, besonders aber durch die Angst, Kladnicky könnte

durch einen Verrat der Jiraſek von ihrem Brief an den Baron etwas erfahren, mit Dumpfheit ganz angefüllt. Alle Gedanken an Seitenſprünge waren ihr vertrieben, nur dieſes einen Stützpunktes, der möglichen Ehe mit Kladnicky, war ſie ſich in ihrem Dämmerzuſtand noch bewußt. Gefliſſentlich hielt ſie ihren Geliebten, dem ſie jetzt alle Unannehmlichkeiten erſparen wollte, vom Prozeß fern, ſuchte ihn, wenn er ſchon danach fragte, durch lügenhafte Nachrichten zu verwirren, zeigte ſich als ſorgſame fleißige Hausfrau, räumte auf und kochte, wobei ſie Geſicht und Hände unter einer dick aufgeſtrichenen Schicht von Simonscreme geſchützt hielt; der Schmutz blieb auf dem Fett haften, ſie wiſchte ihn nachher mitſamt der Creme hinunter. Durch dieſes Verfahren erhielt ſie ſich den glatten Teint, die Form der ſüßen Händchen, welche letztere nur dadurch litt, daß ſie ſich beim Kochen mehr als einmal ſchnitt, verbrannte und verbrühte und dann einen Fetzen um den Finger gewickelt tragen mußte. „Aber Vally, was iſt denn mit dir los“, folgte ihr oft Kladnicky mit den Blicken, wenn er ſie, die Hausſchürze ſauber vorgebunden, durch die Wohnung irren ſah, mit großen Tränen auf den Backen, die nach ihren Schritten im Zickzack langſam herabrutſchten; man hätte beinahe

die Tropfen aus diesen dunkeln Augen als schwarze Kugeln, nicht farblos, erwartet. Sie suchte in allen Ecken die Schlüssel, die sich dann meistens noch an ihrem Gürtel hängend fanden. Oder sie weinte, weil sie sich an einem Schrank im Vorzimmer angehauen hatte, weil sie plötzlich hingefallen war... Die überstürzte Geschäftigkeit stand ihr reizend, ja es machte den Eindruck, als hätte ihr unschuldiges Kindergesicht auf die schreckhafte Verwirrung, die Verstörtheit dieser Tage als den letzten Schliff gewartet, um den äußersten Grad von Interessantheit zu erreichen, dessen es fähig war; so hübsch furchte sich die niedrige Stirn mit kontrastierenden Schatten zwischen dem baumelnden Lockenglanz... Ach, die Arme hatte jetzt viel zu denken, ihr ganzer, sonst so reger Geist langte nicht hin, um die selbstgezogenen Knoten zu lösen. Sie versuchte alles, schrieb konfus an Stadler, dann sogar an den geschiedenen Mann der Loukota, in dem sie, als Ministerialbeamten in Wien, eine Art von Vorgesetzten Stadlers sah. Endlich eines Tages, gerade vor der Hauptverhandlung gegen die Loukota, wo doch alles herauskommen mußte, in dieser höchsten Not hatte sie vom Denken gerade genug, stieß es energisch zur Seite und stellte sich in aller Frühe mit der Reitpeitsche im Treppenhaus bei

der Loukota auf, um die Jirasková, wenn sie ins Geschäft ginge (die war wegen des Briefes eine Hauptfeindin), zu züchtigen.

Sie wußte nicht, daß die Jirasek jetzt bei der Chefin zu übernachten pflegte. Als sie das Mädchen daher, statt von der Straße aus hinauf, die Treppe herabkommen sah, verlor sie einen Augenblick ihre Geistesgegenwart und mußte sich begnügen, hinter der Raschen her, die in großen Schritten wieder die Stufen hinaufgeeilt war, mit der Peitsche zu knallen ... Oben aber sank die Jirasková mit dem Ruf „Vitriol ... ein Attentat ..." ohnmächtig nieder, keuchend, stöhnend, und jetzt erst fuhr in Frau Loukota der Schrecken, sie könne um diese letzte Stütze auch noch kommen. Sie ließ den Wagen holen: „Zu einem Professor!" hüllte das Mädchen in ihren eigenen Pelz, warf ihr noch eine schwere Boa um, deren Fuchskopf mit den Beinzähnen, sonst auf Frau Annas hohem Busen zu ruhen gewohnt, jetzt zurückgewendet in die magere Gestalt der kranken Modistin einbiß, und wärmte die Zitternde, indem sie ihr die vollen dicken Handflächen ein ums andere Mal auf beide Wangen auflegte ... Der Professor fand schleunige Behandlung in einem Sanatorium oder Krankenhaus nötig. Frau Anna versprach sofort, die ganze Kur

für sie zu zahlen, — und heute noch werde sie sie ins Sanatorium bringen und täglich sie besuchen — nur noch um das eine bitte sie: Die heutige Zeugenaussage, von der die ganze Entscheidung des Prozesses abhing, ob sie sich dazu kräftig genug fühle ... Die Jirasková nickte schwach, geriet aber, je mehr sich der Wagen dem Gerichtsgebäude näherte, in eine Art von seltsamem Ernst, Schweiß stand ihr auf der Oberlippe, das Haar fiel gelöst schwer in die Stirne. In ihrer hinfälligen Grazie erregte sie im Saale Aufsehen, nun, auf einen Sessel gebettet, sagte sie ihre Personalien wie ein Gebet her, richtete sich beim Eid zusehends auf und gab auf alle Fragen die klarsten eindeutigen Antworten. Mit der tiefen Achtung, die das Volk noch vor dem Rechtswesen und der beschworenen Pflicht empfindet, wich sie weder rechts noch links ab, sagte die genaue Wahrheit ohne Rücksicht darauf, ob sie der Loukota oder der Valeska, die gar nicht erschienen war, nützte, trat namentlich in der Frage der „Nähstunden" gegen die eigene Herrin auf, zeigte überdies nebst der sittlichen Würde, mit der sie ihre Aussagen unwidersprechlich abgab, ein so treues Gedächtnis aller Details, daß der Prozeß für Frau Anna verloren ging ... Ohne im geringsten zu zaudern, stieg die Jirasková nachher

wieder in den Wagen der Loukota ein, setzte sich neben sie, nahm auch ihren Pelz wieder, und die beiden fuhren miteinander zurück, wenn auch jetzt in den Ecken getrennt sitzend, die dicht aneinander gelehnt angekommen waren. Sie sprachen nicht miteinander, aber Frau Loukota, obwohl sie hie und da „Undankbare" zischte, wagte nicht, dem Mädchen, das mit heiterem, beinahe verklärtem Gesicht dasaß, einen lauten Vorwurf zu machen.

Zu Hause angelangt fanden sie die Wohnung voll von Leuten, ja im Verkehr wie die offene Straße, alle Türen offen, und so einen Luftzug im Hin- und Hergehen fremder Personen, daß man leicht auch die Fenster für offen halten konnte. Weinend berichteten die Dienstmädchen, es seien Leute da, die Möbel und Hüte abschätzten; der Advokat der Loukota, den Zylinder auf dem Kopf, berichtete, der Konkurs sei über sie verhängt worden, nun könne er nichts mehr dagegen machen, daß man ihr das ganze Geschäft versiegle, ja sie solle sich darauf vorbereiten, vor dem Untersuchungsrichter verhört zu werden. „Aber was hab' ich denn gemacht?" rief sie, das Gefühl ungeheueren Unrechts empfindend. „Nun, es ist ja nichts, es muß bei jedem Konkurs sein. Wegen betrügerischer oder leichtsinniger Krida." „So, wen habe ich denn be-

trogen?" und sie hätte sich auf ihn gestürzt, wenn nicht plötzlich im Nebenzimmer angesammelte Leute, die sie erst jetzt bemerkten, da sie vorher laut untereinander gestritten hatten, hervorgebrochen und ihr durch Flüche und wüste Gebärden, die man ihrem eleganten Aussehen nicht zugetraut hätte, auf diese Frage in unerwarteter Weise zu antworten sich angeschickt hätten. Es waren einige Gläubiger, darunter auch mancher biedere Reisende, den sie früher durch ihr: „Das nehme ich auch, das auch" beim Aussuchen so ins Herz erfreut hatte; jetzt floh sie vor ihnen, der Advokat besänftigte hinter der gesperrten Tür. — Doch in dem Zimmer, das sie erreichte, gab es neue lebensgefährliche Überraschungen: Einen Ringkampf zwischen Zaip und Stadler. Dieser hatte auf seine Geliebte heute wie immer vor dem Hause gewartet, da sie aber so lange nicht gekommen war, sich ins Atelier hinaufgewagt, wo ihn Zaip, „diesen deutschen Hund", den er überdies mit der hereinbrechenden Verwüstung des Konkurses im Zusammenhang wähnte, übel empfangen hatte. Darob Wortwechsel, Hinauswurf, Rauferei, die jetzt von den beiden Weibern unter gellendem Lärm getrennt wurde. Die Loukota aber, in Verblendung zurückfallend, deutete plötzlich den Kampf als Kampf um die treulose Begleiterin, sah ihren

Zaiv als Rivalen Stadlers bei der Jirasková. „Hinaus mit ihr," wütete sie, „auf die Gasse mit ihr," — die sie eben noch im Sanatorium hatte betreuen wollen. Stadler warf sich als ihr Beschützer auf, er wurde wie vorhin nochmals an das Hausrecht erinnert. — Wie sich so die Situation drohend auf die Spitze erhob, von draußen Faustschläge an die Türe dröhnten, innen die vier Menschen aufeinander losgingen und alles nur noch von physischer Kraft und Widerstandsfähigkeit abzuhängen schien, — schritt plötzlich aus der anderen Tür eine Person ins Zimmer, die Frau Loukota zwar in Reden oft, aber noch nie persönlich kennen gelernt hatte, ein großer breitschulteriger Mann mit rundem Kopf, auf dessen Scheitel ein weicher, schon etwas ergrauter Schopf dicht wie ein Pelz emporwuchs, während die niedrige Haarfläche an den Schläfen, ganz kurz geschnitten, beinahe die Kopfhaut sehen ließ und gegen die Stirne hin zungenartig sich vorspitzte. Stirne, Augenwölbung, Schläfen, alles in wuchtigen Rundungen ausgeprägt, stark belichtet oder stark beschattet. — Es war der Bassist Kladnicky.

„Gnädige Frau", begann er vortretend, und indem er sprach, konnte ein Eingeweihter bemerken, daß er mit erstaunlicher Ausnützung aller schau-

spielerischen Regeln auf einen starken Eindruck hinarbeitete, den er auch sofort mühelos erzielte. Er verteilte den Raum um sich, beachtete die Lichtwirkung, ordnete geschmackvoll Gesten und Worte: „Ich habe mich bisher so wenig wie möglich in Ihre Angelegenheiten gemischt, obwohl ich schon einige Male Grund dazu gehabt hätte. Ich habe andere Sachen zu tun ... Endlich aber ist es mir zu dumm geworden, verstehen Sie." Er hieb mit der Faust auf einen Schachtelberg, der aber nicht wie ein Tisch etwa einen donnernden, sondern nur einen weichen, platzenden Ton von sich gab. Kladnicky lächelte: „Na also, das Ganze ist ja nicht so schlimm ... Aber was mir die Vally da angestellt hat. Wissen Sie es schon, heute früh bringt man mir sie ganz naß nach Hause, per Rettungsstation. Aus dem Wasser hat man sie gefischt, sehen Sie, dafür stehen doch wahrscheinlich Ihre ganzen dummen Streitereien nicht ..." — In diesem Moment stahl sich Valeska zur Türe herein, die sich draußen allein gefürchtet hatte. „Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst draußen bleiben", herrschte er sie an. Mit ängstlichem Gesicht zog sie sich zurück, doch nur scheinbar, an der Türe blieb sie wieder stehen. Alle sahen auf sie. Einen Moment war sie im Mittelpunkt, doch bald lenkte der Sänger

wieder alle Aufmerksamkeit auf sich ... Man wunderte sich, daß sie schon wieder trockene Kleider hatte, und stellte sich diesen schönen kleinen zappeligen Körper vor, im kalten Wasser erstarrt ... „Sie wird schon wissen, was sie in der Moldau will", schrie Frau Loukota und wollte ihren Klatsch beginnen, aber Kladnicky wehrte ab: „Ich will das aber gar nicht wissen, verstehen Sie mich? Mir ist das ganz egal, mich interessiert das viel weniger als — zum Beispiel die Frage, warum Sie mir noch keinen Platz angeboten haben." Verblüfft machte Anna die entsprechende Handbewegung, Kladnicky setzte sich ruhig und fuhr fort: „Also, ich habe es satt, verstehen Sie. Ich will Ruhe und Ordnung haben und, wenn man mich immerfort stören wird, so werde ich mir noch Ordnung zu schaffen wissen ... Was ist also an dieser ganzen Sache? Ich übernehme die Zahlungen, die etwa noch ausstehen. In der Hauptsache haben Sie den Prozeß ja verloren. Was wünschen Sie noch? Haben Sie noch irgendeinen logischen Grund, Valeska zu behelligen?"

Die Jiraskova wollte etwas erwidern. Da aber sprang Frau Loukota auf: „Die ist noch immer da! Hinaus mit ihr! Und was hat dieser Herr hier zu suchen!" auf Stadler weisend; der kaum ge-

stillte Zank schien wieder losgebrochen. Aber Kladnicky erhob sich gleichfalls und brüllte: „Ruhe, sag' ich ...“ mit übertriebener Stimme, dann sofort wieder seine natürliche Miene und Rede annehmend. Man fühlte, wie er alle Register seines Organs beherrschte, und die edle Einfachheit, mit der er es tat, schien unmittelbar aus der Gereiftheit und Zucht seiner Seele hervorzudringen. Sein Lächeln war kindlich süß, sein ganzes Benehmen so nett, so voll innerer Güte, daß er alle bezauberte. „Ich gehe nicht früher weg, als bis hier alles in Ordnung ist. Ein solches Wespennest dulde ich einfach nicht länger neben meinem Hause. Langsam, zuerst reden Sie, dann Sie, langsam und vernünftig. Keine unterbricht die andere, jede hört zu ... und auch Sie, Herr Zaip, schneiden da keine Gesichter, sondern unterstützen mich entweder in meiner Aufräumearbeit oder verlassen das Lokal ...“ Und nun hörte er an, verglich, entschied, alles aus eigener Machtvollkommenheit, die man ihm aber, ohne zu muckſen, zugestand: so ein rettendes Licht strahlte von diesem einzigen Manne zwischen den Weibern und verweiblichten Herrchen aus. Unverdrossen suchte er sich zurechtzufinden, ließ sich alle Affären und Gerichtssachen vortragen, die noch schwebten (denn auch in den halbbeendeten

waren Rekurse eingebracht), und meinte dann: „Also mit einem Worte: alle gegen alle. Oder gibt es vielleicht eine Kombination unter den vier Damen, die noch nicht im Gerichtswege ausgenützt wäre? Frau Baronin Frank etwa gegen die gnädige Frau Loukota, das fehlt noch.“ „Ich klag' sie, ich klag' sie,“ rief Frau Anna wie befeuert, „sie ist mir noch einen Hut schuldig.“ „Nun, so hab' ich's nicht gemeint, es ist nicht unumgänglich nötig,“ lachte Kladnicky und zeigte dabei sein starkes glänzendes weißes Gebiß, vor dem man Angst bekam. — Er wurde seines angemaßten Friedensrichteramtes auch nicht müde, als die Rotte der empörten Gläubiger, die nun gleichfalls die zweite Tür gefunden hatte, hereinstürzte. „Was wünschen die Herren,“ fuhr er sie an, „nehmen Sie Platz. Alles geht der Reihe nach. Hier wird Ordnung gemacht.“ Dann ließ er sie einzeln reden, notierte ihre Angaben, verglich von neuem, brachte alles in einen glücklichen Zusammenhang. Man faßte Vertrauen zu ihm, wie wenn ein Engel Gottes plötzlich in die Verwirrung herabgestiegen wäre, man erhoffte gleichsam eine überirdische Eingebung, selbst die Dienstmädchen hörten auf zu weinen. „Haben Sie niemanden, gnädige Frau, von dem Sie eventuell noch Geld für alle diese Leute bekommen könnten?

Ich meine nicht Ihre unkontrollierbaren Forderungen aus dem Geschäft ... nein, einen Menschen, der sich veranlaßt fühlen könnte, Ihren gesamten Ausgleich zu finanzieren." Frau Loukota erinnerte sich ihres Vaters, des reichen Gutsbesitzers in Budweis. „Nun also?" „Aber ich bin mit ihm bös." „Einerlei, Sie packen Ihre Sachen und fahren noch heute nach Budweis. Ins Gefängnis wird der Alte Sie doch nicht sperren lassen wollen." Das Wort „Gefängnis" machte Eindruck auf Anna, sie begann ihre bisher von Stolz gestrafften Körpermassen zu entspannen, sie schmolz schluchzend in einen weichen Klumpen von Willenlosigkeit zusammen und widersprach nicht mehr. „Dann verhandeln wir übermorgen mit diesen Herren weiter, nicht wahr? — Sie werden sich dann auch nicht weigern, etwas für Ihre brave Angestellte zu tun, Fräulein Jiraſek, die Sie, Herr Stadler, noch heute ins Krankenhaus bringen. Nun, was noch? ... Und das war so eine Kunst? Dessentwegen haben sich so viele Menschen solange herumgeschlagen? Wo es doch nur ein bißchen gesunden Menschenverstands bedurft hat ..." Zum Schluß blieb von allen Streitobjekten nur noch eine große Hutschachtel übrig. Die Jiraſek hatte zu dem Hut darin, der an die Baronin Frank-Cervinka zu

liefern war, aus eigenem Zubehör gegeben, Frau Loukota machte sie dafür haftbar, daß sie den Hut nicht rechtzeitig zur Baronin hingeschafft hatte (wodurch eben der drohende Prozeß mit der letzteren sich anzuknüpfen schien), beide verlangten Entschädigung voneinander. Kladnicky öffnete die Schachtel: „Da liegt ja noch die Rechnung drin.“ Einer plötzlichen Idee folgend, riß ihm Valeska den Brief aus der Hand: „Das ist ja gar keine Rechnung,“ öffnete ihn, es war ihr so wichtiger Brief an den Baron Frank, den die Jirásková, statt ihn abzugeben, einfach in der Schachtel und mit der Schachtel im Geschäft vergessen hatte. Laut aufjubelnd warf sich Valeska, nun vor jedem Verrat sicher, dem Schauspieler an den Hals, der darin freilich nur eine gerechte Begeisterung für seine Mühe erblicken mochte; nun war auch sie zum Frieden geneigt, das gefürchtete Verhängnis zerging vor ihren Augen ... und in wenigen Minuten war noch das Letzte nach allgemeinem Wunsche abgemacht.

Von da an trat Ruhe ein. Frau Loukota konnte mit dem Gelde ihres Vaters die Gläubiger befriedigen, bekam noch eine hübsche Rente ausgesetzt und lebte mit ihrem Zaip, — die Jirásková erholte sich im Spital, — Valeska blieb häuslich

bei ihrem Gebieter, — die neue Baronin führte sich in höhere Kreise ein. — Die vier ehemaligen Freundinnen kannten einander nicht mehr, jede für sich beschäftigte sich friedlich mit ihren eigenen Angelegenheiten, ohne sich an der anderen zu entzünden und aufzuregen, alle schienen von dem humorvollen und doch so drohenden Blick Kladnichys im Zaum gehalten.

Bald darauf wurde jedoch Kladnicky zum Direktor einer tschechischen Provinzbühne erhoben, welche Stellung, seinem guten Organisierungstalent angemessen, er aufs beste zu erfüllen gedachte. Kaum hatte er mit Valeska Prag verlassen, so krochen die drei übriggebliebenen Gefährtinnen wie Spinnen aus ihren Winkeln hervor. — Die Jiraſek verließ eines Tages, noch nicht zu Ende geheilt, gegen den Rat der Ärzte eigenmächtig das Spital, weil an einem schönen Frühlingstag die Sonne gar so hell hereinschien ... Noch am Abend zuvor hatte sie eine heftige Atemnot und Temperatursteigerung durchgemacht, fühlte sich aber wohl und fand sogar, daß die roten Flecke an den Backenknochen ihr nicht übel paßten. Den Revers, daß sie ohne Erlaubnis der Ärzte weggehe, unterschrieb sie ganz sorglos. Eine Stunde später sah man die beinahe Totgeglaubte elegant auf dem Korso erscheinen, wo

sie mit Frau Loukota zusammenstieß. Sie plauderten miteinander, was hatten sie nicht alles durchgemacht, wieviel zu berichten, und sie besprachen gleich für den Nachmittag eine Ausfahrt im Gummiradler nach Baumgarten, wo die beiden blondgelockten Frauen, ein Seidenhündchen auf dem Schoß, mit nicht geringer Hochmütigkeit in den Fond zurückgelehnt, den besten Effekt machten und sich mit Behagen ihres Daseins erfreuten. Tags darauf fuhren sie gemeinsam bei der Baronin vor ... und bald war alles Vergangene vergessen, die Teeabende bei Frau Loukota begannen wieder, in ihrer neuen Wohnung, welche sie, mit neuen Etablierungsplänen und großen Dingen im Kopf, gemietet hatte, und mit dieser Geselligkeit blühten denn auch die alten Klatschereien wieder auf, die freilich im Anfang nicht so recht ins Rollen kommen wollten, beinahe etwas wehmütig Langsames in sich trugen, da die Arnim jetzt fehlte. Man dachte viel an sie und empfand die Lücke schmerzlich. Was mochte die kleine Puppe in ihrer Provinz treiben? Man wollte ihr schreiben. Aber die Nachforschungen nach ihrer Adresse ergaben kein Resultat, da sich dem ersten ernstlichen Schritte immer wieder die von einer der drei Freundinnen geäußerte Vermutung: „Sie wird dem Kladnicky längst durch

gegangen sein", entgegensetzte. So vergaß man sie denn allmählich. Eine neue intime Freundin mit bemerkenswerten Eigenschaften wurde binnen kurzem erworben und schloß den schönen Kreis. Es gab bald auch an Wichtigeres zu denken. Denn schnell waren die Verschwendungen, die gegenseitigen Schulden, die sinnlose Verwicklung der Prozesse wieder an der Tagesordnung. Ja es schien, als hätten sich die Frauen in der von Kladnicky aufgedrängten Ordnung eigentlich nie recht wohlgefühlt, als sei diese Disziplin nur vom männlichen Standpunkt aus eine notwendige Verbesserung gewesen, von ihnen aus gesehen aber nichts als ein unnützer und lächerlicher Zwang. Sie begannen also schnell wieder, als gelte es, etwas nachzuholen, zu schwatzen, zu lügen, sich zu irren, zu spät auf die Bahn zu kommen, mitten in ihren Plänen abzuspringen, Böses zu tun dort, wo sie einander nützen wollten, und Gutes aus Unschlüssigkeit oder Haß, von Dingen zu reden, die man ihnen nie versprochen hatte, als seien sie ihnen fest zugesichert, auf ebenem Boden hinzupurzeln, immer etwas anderes aufzusuchen als das, was sie vorhatten, ihre Täschchen und Armbänder zu verlieren, einander nach den wankelmütigsten und verzwicktesten Moralbegriffen zu beschuldigen, zu

verteidigen, in Schrei- und Weinkrämpfe zu geraten, ſich über geringfügige Freuden hin zu jedem benötigten Troſt wieder aufzuſchwingen und ebenſo ſchnell aus allen Himmeln zu ſtürzen. Und das alles ſchadete ihnen nicht etwa an ihrer Geſundheit, an Nerven oder Laune, — ach nein, ſie lebten vielmehr in ſolch chaotiſchem Trubel als in ihrem ureigentlichſten Klima friſch zu immer neuen Unternehmungen auf.

Der Bürger und die Frau

Das Ballettmädchen

Albrecht Blank hatte das Unglück, als kaum Zwanzigjähriger seinen Vater zu verlieren. Mit einem Schlag sah er sich im Besitz eines Millionenvermögens, zum unumschränkten Leiter einer der größten Textilfabriken in Brünn bestellt und auch zum Herrn im Hause, denn den schwächlichen Vormund wies er bald aus dem Gehege und die Mutter mit seinen drei jüngeren Schwestern ordnete sich ihm als dem einzigen Arbeitenden der Familie in der natürlichsten Weise unter.

Er war durch theoretische und tätige Studien zu eben diesem Berufe eines Großfabrikanten bereits so weit aufgezogen, daß er das Regiment sofort übernehmen konnte. Eine Zeitlang führte er es in kluger Ausnützung seines Prokuristen und seiner Werkmeister wie einen Versuch, eine Lernzeit, eines Tages aber richtete er sich gleichsam in plötzlicher Überrumpelung einer Staatsverfassung auf und saß, von allen bewundert, als der rechtmäßige Gebieter an seinem Schreibtisch.

Mit seinen gesunden, noch durch nichts angerissenen Nerven, seinem blühenden Körper und seiner stets bereiten Schlagkraft der Seele war er ein Vorbild an Arbeitsfähigkeit und Energie. Er verstand es, alles diesem obersten Ziel, der Arbeit, unterzuordnen, und da er erkannt hatte, daß seine Leistungen von seinem Befinden abhingen, wurde ihm dieses Befinden mit trockener Selbstverständlichkeit zu der ersten und einzigen Wichtigkeit der Welt. Er arbeitete von früh bis Abend, schonte sich nicht, zum Entgelt mußte aber rings um ihn alles seiner Bequemlichkeit dienen, und die kostbarste Sache, die seine Gesundheit, Erholung, gute Laune nur um ein geringes steigern konnte, wurde augenblicklich in seinen Dienst gestellt. Er teilte die Geschäftsleute ein in solche, die sparen wollen, und solche, die viel verdienen wollen. Wer viel verdienen will, darf nicht sparen. Und mit diesen hielt er's. Er verschwendete, kannte für seine Person keine finanzielle Grenze des Komforts und der Eleganz, dabei wußte er aber eben, daß diese seine Person so wertvoll war, mit einem Blitzwort, einem Brief Zehntausende ins Rollen zu bringen. Da er von keinem Vorurteil behindert, auch der übertriebenen Rechenwut und Zukunftsangst älterer Großkaufleute ledig war, konnte

8*

seine Jugend den Typ des amerikanisierten modernen Menschen, wie er wohl auch den traditionellen und beirrten Gemütern seiner Kreise in aufrichtigeren Stunden als Ideal vorschwebt, ganz rein darstellen. Seine Tageseinteilung verdient, beschrieben zu werden:

Wenn er sich früh beim zart-eindringlichen Zeichen der Taschenweckuhr erhob, hatte der Diener schon alles zur Kleidung Gehörige bereitgelegt und sprang herzu, der Friseur wartete im Nebenzimmer, das Stubenmädchen legte die Brotschnitten in den Toaster, der auf dem Frühstückstisch stand, und schaltete ihn an die elektrische Leitung. Alles ging schnell und ohne Hast, denn das Unberührbarste auf Erden mußte die Zeit des gnädigen Herrn sein. Das Auto führte ihn dann, während er die Zeitung las, im schnellsten Tempo in den Park, wo an der bezeichneten Stelle bereits ein Diener mit dem Reitpferd wartete. Nach einigen Runden in den Alleen ging es per Auto in die Fabrik. Von Morgenluft und Beweglichkeit noch durchströmt, überlief Albrecht die bereitliegende Korrespondenz, diktierte die Antworten in den Parlograph, der auf ein Klingelzeichen geholt und im Kontor abgehört wurde. Noch in Reitstiefeln, sporenklirrend, begab sich der Chef in die Fabrikräume, empfing Berichte, gab

kurze Befehle, prüfte Ausführungen. Er war nicht unmenschlich gegen die Arbeiter, im Gegenteil, er bewilligte alles, was ihm nach seinen Kalkulationen billig und möglich erschien. Darüber hinaus aber gab es keine Verhandlung, ja er tat auch Bitten, die er bewilligte, nur in strikteſter Form ab und ſetzte abſchlägigen Antworten keine Phraſe der Milderung bei. Sein Kopf wie ſeine Arbeitszeit mußten für das Große neuer Organiſationen und Pläne frei bleiben. So lag auch ſein Bureau hinter einem Wall von Vorzimmern und Vorbureaus, nur die Berufenſten konnten bis zu ihm vordringen, alles andere wurde durch die Beamten und Oberbeamten ferngehalten, und auch die angeſehenſten Geſchäftsleute waren mittels einer Inſchrift im Warteraum, deren Kühnheit durch ihre Originalität möglich gemacht wurde (ſie empfahl kurzgefaßte Äußerung aller Anliegen), im Zaum gehalten. Natürlich wurde auch telephoniſch niemand mit dem Chef direkt verbunden. Kam aber ein Privatbeſuch, ſo legte Albrecht mit vollendeter Präziſion den Geſchäftsmann ab und hatte plötzlich Zeit, ſo viel man wollte. Er empfing in einem eigenen Salon neben ſeinem Arbeitszimmer, plauderte, paffte mit dem Gaſt um die Wette ſeine Flor del Fumar, ins rote Leder der Klubfauteuils verſenkt oder über

die zwanzig Seidenkissen des Diwans hingestreckt, er lachte, er hörte auf das anmutigste zu, — denn diese Illusion einer endlosen Muße, dieses radikale unbekümmerte Ausspannen gehörte eben mit in die Ökonomie seines Arbeitslebens, war als kräftigste Erholung und Anlauf zu neuen Sprüngen mit eingerechnet. Zu demselben Zweck hatte er neben dem Kontor ein Badezimmer für sich, in das er oft mitten aus Diskussionen und Entwürfen verschwand, um bald darauf nach Parmaveilchen duftend und gefeit wieder unter seinen Leuten zu erscheinen. Auch einen Tennisplatz hatte er sich neben den Fabrikhof gebaut, wo er nach langen Sitzungen ein paar Bälle mit einem Trainer wechselte. So vergingen seine Tage, unzählige Arbeitsstunden intensiv ausgenutzt, luxuriös, doch eigentlich ohne Überfluß, denn alles zielte zweckmäßig auf Elastizität und Anstrengungen hin, so daß jede abseits führende Bewegung, ja jedes unnützige Wort verpönt war. Abends nach heißem Kampf sah er natürlich auf die Vergnügungen einer Kleinstadt verachtungsvoll herab. Wollte er sich amüsieren, so fuhr er nach Wien, wo er eine eigene Wohnung und einen angenehmen aufregungslosen Verkehr in Offizierskreisen hatte. Reisen überhaupt, auch die größten, scheute er niemals; sie gehörten zum Ge-

schäft, sie brachten ihn, oft nur auf wenige Tage, nach London oder Paris, und da sie regelmäßig große Abschlüsse zustande brachten, ließ Albrecht bei solchen Schnellzugsausflügen womöglich noch mehr Geld als zu Hause aufgehen; er brachte ja die höchsten Kosten hundertfach herein.

In Wien lernte er durch gefällige Freunde die Wlasta Muhr kennen, eine hübsche Ballettfigurantin der Oper. Als er sie aus dem Weinrestaurant in seine Wohnung führte, ließ sie das Auto unterwegs plötzlich stoppen und stieg aus, nur um an die Türe eines verrufenen Hauses zu springen und mit aller Kraft „Brigade!" hineinzuschreien. Dann lief sie lachend ins Auto zurück und ermahnte zu schnellster Fahrt. Es stellte sich schlicht heraus, daß dies eine ihrer Lebensgewohnheiten und unbedingtes Bedürfnis war: prostituierte Mädchen, die sie aus dunklen Gründen unsäglich verachtete, zu beschimpfen, und eben dieses Schimpfwort „Brigade" hatte ihr Gefühl hierfür sich ausgedacht. — Doch weniger diese Besonderheit beschäftigte Albrecht in dieser Nacht, als die Tatsache, daß überhaupt jemand gewagt hatte, sein Auto anzuhalten, ihn bei einem Geschäft — denn nur als solches kannte er bis dahin die Liebesangelegenheiten — zu unterbrechen und um Zeit zu bringen. Gerade

dieſes kleine Ereignis machte ihn auf Wlaſta aufmerkſam, die ſich im übrigen vor ſeinen bisherigen, ſtets ſehr flüchtigen Verhältniſſen wenig auszeichnete. Er begann ſie auszufragen, ſie intereſſierte ihn. — Doch kannte er ſich zunächſt in ihr gar nicht aus. Noch nie hatte er ein ſo ſchleuderhaftes unbeſtimmtes Weſen aus der Nähe betrachtet, es war ihm einfach unverſtändlich, wie man nichts tun, aber auch nichts erwarten, ſich an nichts erinnern und nichts bedauern konnte. Sie ſchien ihm, vollkommen leer, auch in einem luftleeren Raume zu hängen, infolge der inneren und äußeren Leere als unregelmäßiges Pendel hin und her zu ſchwingen. Sagte ſie ihm etwas, ſo gab er ſich zwar den Anſchein, als denke er über das Geſprochene nach oder an ſeine Antwort; in Wirklichkeit aber überlegte er nur, woher, aus welchem inneren Druck, da doch kein Inneres war, die Worte ihr überhaupt bis an die Lippen ſteigen konnten. Allmählich nur gewöhnte er ſich an ſie und fand das hübſche Ding doch wieder in einer Art von Ordnung und Geſetz beſchloſſen, die freilich, von ihm aus geſehen, die pure Unordnung war, aber doch wenigſtens nicht mehr ganz unſinnig und ohne Gewicht erſchien ... Sie ſtammte aus irgendeinem vertrackten Winkel Mährens, wo deutſches, ſlawiſches und

ungarisches Blut durcheinanderfloß. Geprügelt, auf die Weide geschickt, jung verführt, nach Wien gelaufen: mehr wußte sie nicht und wollte sie auch nicht wissen. Hier und da fielen ihr ihre Schulden ein, sie konnte aber nicht genau sagen, wofür. In dieser Beziehung verließ sie sich ganz auf den Gerichtsboten, der pfänden kam. Manchmal tauchten in ihren Reden Geschwister auf, genaue Auskunft konnte sie nicht geben. Gestern hatte sie im Prater einen schönen Ring verloren. Daß man das auf der Polizei meldet, war ihr unbekannt; aber auch aufgeklärt tat sie nichts Weiteres, als daß sie zwei Tränen wie auf das Grab dieses Ringes niederfallen ließ. Wozu sie lebte, wußte sie nicht. Was so rundherum geschah, war ihr gleichgültig, mit Ausnahme eines gewissen Taumels, den sie scheinbar wahllos um irgendeine Begebenheit schlug, mit viel Geschrei, aber einer Lässigkeit oder gar Faulheit auf dem Grunde, die bald auch an die Oberfläche, wie Blut wohlig ihr in das Gesicht stieg und aus allem einen dicken Traum machte. So verbrachte sie denn, die lästigen Proben abgerechnet, den ganzen Tag im Bett, schlief oder gähnte, zu den Mahlzeiten aber ließ sie sich von der Wirtin energisch wecken, denn auf das gute Essen verzichtete sie nicht. Gegen Abend las sie, immer noch im

Bett, Operettentexte, denn sie hatte ein schlechtes Gedächtnis und mochte gern zuweilen ein Liedchen mit den richtigen Worten vor sich hinsummen, das freute sie. Sie wurde frisch und straff bei dieser Lebensweise. Abends tanzte sie nämlich, nicht gerade mit Kunst, aber temperamentvoll, das angesetzte Fett sofort wieder hinunter. Aber erst nach der Vorstellung ließ sie wie eine lange festgehaltene Spiralfeder ihre gesammelten Kräfte losschnurren, wenn sie nun mit Kavalieren (in letzter Zeit stets an der Seite Albrechts) durch die Kabaretts und Weinlokale zog und ihrem queckſilbernen Wahnsinn, den ein rascher Schwips kaum mehr steigerte, die Freiheit gab. Da war mit einem Male für ihr Geplapper kein Zusammenhang unerreichbar, alles wußte sie und alles schleppte sie gehäuft in einem Wirbel sinnloser Witzworte, wie ihre Tanzschleppe gedreht, hinter sich her. Sie lachte, sie preßte immer wieder die Hand fest auf den Mund, um ein Wörtchen zurückzuhalten und nur in sich hinein zu flüstern, sie bog den Oberkörper und verschluckte es tief, während oben auf den Wangen schon das nächste Lachen vorwärtsrannte. Ohne Maß war alles, was sie tat; selbst die einfache Bewegung, mit der sie ein Streichholz reichte und knapp vor der wartenden Zigarette durch ein

Fingerſchnalzen auszulöſchen wußte, hatte etwas Verrücktes und Räubermäßiges. Und wie ſie irgendein Wort aufgriff, das im ernſteren Geſpräch ihrer männlichen Geſellſchaft gefallen war, und nun als Refrain die ganze Nacht hindurch tothetzte, wie ſie etwa, man hatte von irgendeinem „Proteſt" geredet, den Kellner mit „Proteſt" anſchrie und die Paſſantinnen auf der Kärtner Straße wütend mit „Proteſt" erſchreckte und, betrat man ein Kaffeehaus, ſofort ans Büfett eilte, dort ihre klein weiße fleiſchige Fauſt auf den Tiſch ſchlug und „Proteſt, Proteſt, Proteſt" den farbigen Likörflaſchen und der entſetzten Dame quietſchend zuſchwor, um ſich dann ihren Begleitern zuzuwenden und einem nach dem anderen um den Hals zu fallen, weinend vor Seligkeit über ihren guten Einfall! Und „Proteſt" brüllte ſie, wenn man ſie draußen auf der Gaſſe nach ihrem Wunſch um die Taille feſthielt, damit ſie die Beine, wie ſie es gelernt hatte, hoch emporſchlagen konnte mit gereckten Fußſpitzen und, wenn ſie im Bett lag, war ſie imſtande, dem Geliebten immer noch „Proteſt" ins Ohr zu kichern und zu küſſen.

Ihre Ausgelaſſenheit tat dem ſtrengen jungen Mann wohl. Aber dann kamen plötzlich Tage, an denen ſie melancholiſch war. Ohne erſichtlichen Grund. Sie hatte dann etwas Sanftes in ihrem

Wesen, sie schwieg gern und schien über etwas nachzudenken, aber, wenn man sie ausfragte, hatte sie nur an einen alten Hut gedacht oder, ob die Mizzi, ihre Freundin, heute nachmittag mit ihr spazieren gehen werde. Wenn sie dann mit einem schwermütigen Lächeln diese, wie es offenbar war, für sie höchst niederdrückenden Überlegungen von sich schob, war sie wirklich schön, wie gänzlich aufgelöst in Kämpfen und Sorgen, mit den ernsten großen Augen einer jungen Mutter. Albrecht suchte sie zu trösten, er beschäftigte sich immer angelegentlicher mit ihr, es reizte ihn, daß es da etwas gab, was er mit all seinem Zweckeifer und mit seinen Geldmächten nicht aufzulösen vermochte. Dabei war ihre Traurigkeit nicht Laune oder Unart, man bemerkte vielmehr deutlich, wie sie ihrem Gaste gefällig sein und Späße machen wollte; aber es gelang nicht, in ihrer Seele gingen Regengüsse nieder und so war sie redlich verrostet und verstimmt. Sie pflegte sich dann zu verantworten: „Ich bin halt heut mit dem linken Fuß aufgestanden!“ und küßte ihn wie zur Entschuldigung. Er war von Zärtlichkeit so bewegt, daß er ans Fenster treten mußte. Irgendwoher, aus fremden Richtungen der Windrose, hatte ein Unendliches ihn angeweht, er fühlte, wie fern und fremd ihm

zur Seite dieſes unſchuldige bewußtloſe junge Leben war, dieſes Händchen an ſeinem Arm faßte wie aus den dumpfen Geſtrüppen eines Urwaldes hervor, in dem auch er vielleicht einmal (Spiele der Knabenzeit fielen ihm ein, Indianerbücher, eine Fregatte mit ihren Wimpeln, braune, nackte, wilde Leute im Ufergras) in dem auch er ſeine Heimat gehabt hatte. Aber nun war alles ausgerodet und geebnet, in der Lichtung wohnte er — und er war auch ſtolz genug, nicht mehr zurück zu wollen; nur einen Blick in dieſe träumeriſche Welt noch offen haben, das wollte er, und allmählich war es ihm, als verſtünde er das arme Ballettmädel durchaus und als ſei er verliebt in ihren Leichtſinn, gerade in den, und mochte ſie ächzend zu Hauſe faulenzen oder Sektgläſer an die Decke ſchmettern, etwas Edles fand er darin, daß ſie immer Zeit hatte, nichts ausnützte und nichts verſtand, nie von irgendwem etwas erreichen wollte und einer kindlichen Gottheit glich in ihrem Nichtstun und Hingetriebenſein, in ihrer bald übermütigen, bald ſchmerzlichen Sinnloſigkeit.

Da ſie bald darauf ihre Stellung verlor, nahm er ſie ganz zu ſich. Sie hatte auf der Bühne, da ſie ihn in ſeiner Loge bemerkte und zum Lachen bringen wollte, als Palmenträgerin in der Pro-

zeſſion oder gar als feierlicher Engel längs eines Palmenzweiges die unanſtändigen Bewegungen einſamer Knaben nachgeahmt. Man hatte den Skandal geſehen und entließ ſie ſofort.

„Revolutioniere nur du“, dachte er beifällig, „auf deine Art. Ich kann ja nichts machen, ich bin in mein Syſtem eingeſpannt und muß ſtupid weiterarbeiten.“ Dann nahm er ſie auf eine Reiſe mit. Sie ſahen Luzern, Lugano, Bellagio; Wlaſta wurde nicht müde, die grüne Farbe der Seen anzuſtaunen. In Mailand unterließ ſie es nicht, ihren Kampfruf „Brigade“ in das Palais „Al vero Eden“, deſſen Beſtimmung ſie augenblicklich durchſchaute, hineinzuſchleudern. Dann aßen ſie viel Obſt in der Provence, badeten in San Sebaſtian und kehrten zurück. Albrecht war die ganze Zeit über glücklicher als je in ſeinem Leben.

Er vernachläſſigte ſein Geſchäft nicht, aber er hatte das Gefühl, als ſei erſt jetzt durch die faſt trotzig entgegengeſetzte Art des Mädchens Balance in ſein Leben gekommen. „Hier iſt“, ſagte er ſich, „glücklicherweiſe das Unberechenbare, das Alogiſche, das ich brauche, um in meinem Präziſionsuhrwerk nicht ſelbſt zur Maſchine zu werden. Überhaupt ſcheint es mir jetzt das wichtigſte Problem der ganzen Menſchheit: ob die Frau imſtande ſein

wird, die ihr eigentümliche schöne Gesetzlosigkeit auch noch in unserem Zeitalter, in dem alle Dinge schon zum Erschrecken mechanisiert sind, aufrechtzuerhalten. Das ist natürlich etwas ganz anderes und viel, viel Wesentlicheres als dieser dumme Emanzipationsunfug ... Man darf dabei eins nicht übersehen: es gibt bei den vielbeschäftigten Männern meines Schlages schon eine neue Art zu lieben, den modernen Bedürfnissen assimiliert. Sie brauchen nach Tagesarbeit ein Bett, ein Weib mit den zweckdienlichen bequemen Allüren, damit ihr Wachen schließlich mit Vergnügen und Schlaf zugesiegelt wird wie ein fertiger Brief. Mehr wollen sie nicht und das andere gibt es für sie auch nicht mehr: Sehnsucht des Unerfüllbaren, Schüchternheit, Schmachten, Süßigkeit kleiner Annäherungen, Eifersucht, Auseinandersetzungen, Geschenke, Schmeicheleien. Und schon ist auch ein Typ von Frauen entstanden, der sich diesem Typ Mann angepaßt hat, wie ihm die schnelle, heftigbequeme Untergrundbahn, das Warenhaus, das Kartell, das dienstbereite Tischtelephon angepaßt sind. Nun ist die große Frage: werden die Frauen auf ihr altes Recht im Ziellosen, Unendlichen, Romantischen, trostreich Übersinnlichen verzichten? Werden sie ihre Umarmungen mathematisch regeln,

ihr Feuer bei aller Trunkenheit rationell machen?... Eines ist gewiß: in einer Welt, in der dieser letzte gottgewollte Rest von Größe verschwindet, möchte ich keinen Augenblick länger leben wollen." — Und er bedankte sich bei Wlasta mit einem respektvollen Handkuß, den sie nicht verstand.

Es gab jetzt Stunden, in denen sich Albrecht so harmonisch bewegt fühlte, daß er mit weicher Stimme zu seiner Mutter, seinen Schwestern sprach. Den Arbeitern näherte er sich gütig und war, noch aus der Atmosphäre seiner früheren Exaktheit heraus, die ersten Male ganz erstaunt, daß sie bei seiner Freundlichkeit in ihren Leistungen nicht nachließen. Er begann für sie in weiterem Maße als bisher zu sorgen und suchte dabei Menschlichkeit und Geschäftstüchtigkeit in Ausgleich zu bringen. Manchmal gelang es. Oft aber, und namentlich als er, wollüstig fortschreitend, für die rosige und smaragdblaue Luft rings um die Werke alter Dichter hellsichtig geworden war, verzagte er und fand sich, bei Verlust seiner ehemaligen Einheit, im Banne zweier Gesinnungen, die einander doch aufhoben, verzweiflungsvoll geteilt. Dann dachte er und ersehnte irgendeinen Ruck durch und durch, eine Erschütterung zu schrankenloser Freiheit hin, die ihn sprengen und seine Seele ins ewige Licht tragen

sollte. Er wußte, daß dies nicht von seinem guten Willen abhing, daß er warten mußte. So leicht wie Wlasta hat nicht jeder die Erlösung, sagte er mit halbem Lächeln vor sich hin. Aber er wurde der Gedanken nicht froh, die ihm eine schließliche Vereinigung in sich selbst verhießen. Böse Vorahnungen bedrängten ihn, auch wenn er demütig war.

Da warf ihn einmal sein Automobil, an die Theaterrampe prallend, auf die Straße, und von einer vorüberfahrenden Elektrischen wurden ihm die Beine abgefahren. — Er erwachte im Sanatorium, nach der Operation, die ihm nur kurze Stümpfe gelassen hatte. Wochenlang lag er im Fieber. In Visionen beschäftigte er sich mit seiner Zukunft, die als ein Knäuel hilfloser, die Hände zum Himmel emporstreckender Bilder vor seinen entsetzten Augen vorbeizog. Endlich beruhigte er sich, er hatte, noch halb in Träumen, einen Liegestuhl erfunden, der ihm gestatten würde, in der Fabrik zu arbeiten wie bisher. Das war ja Tradition der Familie: bis zum Schluß auszuharren, auch sein Vater hatte sich nicht geschont. Bei normaler Wärme wußte er dann, daß es solche Liegestühle schon gebe, daß er nichts zu erfinden brauche. Es war eigentlich nichts Besonderes passiert. Benötigte er denn mehr als seinen Kopf,

um zu organisieren und Geld zu verdienen! Es war also auf dieser Seite des Lebens alles in Ordnung.

Aber die Geliebte? — Er ließ sie kommen. Im Fauteuil sitzend, von den Hüften an in ein Plaid gewickelt, wie alte Leute abends auf Bänken der Kurpromenaden sich verwahren, so erwartete er sie in der gemeinsamen Wohnung. Der Diener, den er jetzt immer bei sich haben mußte, war in einem Nebenzimmer eingesperrt, nachdem er alles nach Albrechts Winken vorbereitet hatte. Was würde Wlasta sagen? Natürlich hatte sie den schrecklichen Vorfall in der Zeitung gelesen, aber sie mußte längst daran vergessen haben, sie mußte — so dachte er es sich — ihm dumme Vorwürfe machen oder ihren natürlichen Abscheu ausdrücken oder irgendwie diese traurige schwere Sache in ihre sinnlose Welt hinüberzaubern, daß nur eine nebelhafte, allgemein leichte Schicksalsbitterkeit oder eine nicht zutreffende Ironie übrigblieb. Oder wenn sie so dasitzen würde, trostlos, fassungslos, weinend wie eine Quelle im Walde und die Haare schüttelnd vor Wut oder auch nur deshalb, weil man sich erlaubt hatte, sie, das Kindchen, so bös zu erschrecken — würde es nicht süß sein, ihre Hand zu ergreifen, ihr Trost zuzusprechen wie einst

und zu fühlen, daß man nicht zu ihr hinüber kann, weil man in seine Gescheitheit eingesperrt ist und dort drüben in ihrem Revier die unbegreifliche Wildheit sich austoben muß bis zum letzten Zucken!... Sie kam. Aber, wie seltsam, noch nie war sie Albrecht so bescheiden und überlegt erschienen wie diesmal. Sie klagte nicht, sie suchte ihn vielmehr zu zerstreuen, sie setzte ihre Worte wie bei einem Krankenbesuch. Vielleicht waren seine überreizten Nerven daran schuld, daß ihm sogar ihre Fußbewegungen nicht ballettmäßig gewandt erschienen, sondern wie von absichtlicher Plumpheit, ihm, dem Krüppel, zu Gefallen. Warum war sie nicht wenigstens roh! Er schäumte auf. Wie, von nun an würde alles ihm zur Bequemlichkeit dienen, alles bezahlt sein, durchsichtig und zweckentsprechend! Argwöhnisch sah er seine Erinnerungen an die bizarre Reise durch, vielleicht war das alles Verstellung gewesen, vielleicht gab es die heroisch übertriebenen Frauen gar nicht, diese ursprünglichen unangepaßten Labsale, vielleicht — nein, jedenfalls: für ihn war der liebliche Unsinn vorbei, der wie Tanzmusik eines Elfenreigens und Nachttau seine von Berechnungen heiße Stirn gekühlt hatte, alle Frauen, die jetzt noch kommen würden, müßten sich wie Wlasta benehmen, als

ſtrebſame Vorrichtungen, wie die Apparate in ſeiner Fabrik. Mit einem kranken Mann gab es eben keine Witze, entweder man bediente ihn geradlinig und nützlich, oder man bediente ihn gar nicht. O das flache Schickſal, dieſes mühſame Leben mit erſtarrtem Herzen! Da erfaßte ihn der Ekel vor allem, was ihm noch beſchieden ſein mochte, ſo, daß er dem Mädchen, das ihn gerade wie einen Säugling mit pflichteifriger Anſtrengung ins Bett hob, mit der Fauſt mitten ins Geſicht ſchlug. Sie nahm es für eine krampfhafte oder ungeſchickte Bewegung, und mit derſelben Hand, die ſie flüchtig über ihre Naſe führte, riß ſie ſchon, ohne zu lachen und ohne zu zanken, an den Druckknöpfen ihrer Bluſe. „Dienſtbereit, wie mein Tiſchtelephon!“ höhnte er ſtumm, und eine tiefere Stimme ſagte, in Erinnerung einer glücklichen Nacht, mit ſchon wehmütigerem Spott: „Proteſt, Proteſt!“ — Bald darauf war Wlaſta gleichgültig eingeſchlafen, als hätte ſie ihn noch recht deutlich der Hoffnung berauben wollen, ihre Kälte als verhaltenes Mitgefühl, nicht als ſchale Induſtrie zu deuten. Albrecht aber, an ihrer Seite gelagert, fühlte ſich in einem Sauſen wie an den Rand der Erde entrückt, wo der ſcharfe Abgrund und der allmächtige Äther ihre Atemzüge ſchwarz-feurig vermiſchen...

Es ist die Ansicht des Freundes, der mir diese Geschichte erzählt, daß Albrecht Blank in dieser Nacht den Weg zur erlösenden Ekstase betreten hat, indem er aus der kaufmännischen und notwendigen Ordnung unserer Zeit die Flucht ins Gestaltenlose ergriff. Auch ich glaube dies und finde, daß der Zettel, der am anderen Morgen von Albrechts Hand geschrieben neben dem Bett auf der Erde lag, so gedeutet werden muß. Denn hätte Albrecht nichts anderes beabsichtigt, als Wlasta, in deren Haarsträhnen man ihn verknotet und erwürgt fand, vom Verdacht freizuhalten, so hätte er sich wohl deutlicher ausgedrückt, als mit den Worten: Trauert nicht! Ich bin eines natürlichen Todes gestorben.

Auguſt Nachreiters Attentat

Es war für Auguſt Nachreiter jedesmal ein großes Feſt, wenn er zu ſeinem Chef zum Abendeſſen eingeladen war. Es geſchah dies auch nur zu feſtlichen Gelegenheiten, ſo heute, weil der Sohn des Hauſes aus der Hauptſtadt zurückerwartet wurde, wo er am Konſervatorium ſtudierte. Solche Feſtlichkeiten waren ſelten, und Nachreiter fand dies natürlich ganz in der Ordnung, wie es ihm überhaupt unmöglich geſchienen hätte, an irgendeinem Verhalten ſeines Chefs, des ſtattlichen Herrn Weiner, etwas nicht Billigenswertes und nicht augenblicklich von ihm, dem Angeſtellten, zu Unterſchreibendes zu entdecken. Wie hätte er ſich jemals ſo weit vermeſſen, Auguſt Nachreiter! — Er diente bereits ſeit vierzig Jahren in der Firma, als kleiner Laufburſche war er bei dem Vater des jetzigen Chefs eingetreten, anfangs nur gegen Quartier und Koſt, dann hatte er ſich allmählich zum beſoldeten Kommis und ſogar zum Buchhalter aufgeſchwungen,

der er heute war. Und das war ſein ganzer Lebenslauf. Denn einen anderen Poſten hatte er nie kennen gelernt. Freunde hatte er nie beſeſſen und geheiratet hatte er auch nicht. Sein Bruder, na, das war ein windiger Schlingel, von dem wollte er lieber nichts hören; obwohl er gerade gegenwärtig einen höchſt freundlichen oder vielleicht nur ſich freundlich ſtellenden, jedenfalls aber bedeutſamen Brief von ihm in der Taſche trug ... Nein, nein, ſein Sinnen und Trachten hatte ſeit vierzig Jahren nur dem Ruhme und Wohlſtand der Firma Weiner gehört und genau ſo war es auch heute, ja, heute war es womöglich in erhöhtem Grade ſo; war er doch ganz privat, alſo um ſeiner Perſönlichkeit, um ſeines Menſchen willen, nicht etwa um beſondere Leiſtungen von ihm zu erzielen, in das hochgebildete, kultiviert-vornehme Haus ſeines Herrn eingeladen, förmlich in den Familienkreis ganz unverdientermaßen für dieſen einen Abend miteinbezogen worden. Solch großherzige ſelbſtloſe Ehrung mußte er durch ebenſo ſelbſtloſes Weiterſtreben im Dienſte der Firma wieder wettmachen, das war ihm klar, und an nichts anderes dachte er auch, während er, im ſchwarzen Kaiſerrock, den runden Hut von Zeit zu Zeit wie aus Beängſtigung ein wenig lüpfend, unter den Lauben des kleinen Marktplatzes

seinem Ziele zuschritt ... Ehrung, Ehrung, so lauteten seine Gedanken. Es war doch etwas ganz anderes, seinem Chef, dem hochherzigen schönen Manne, im Kreise seiner Lieben ein Glas Wein oder Bier, einerlei, zuzubringen als etwa mit ihm im Kontor die neuesten Fallissements zu besprechen und zweckentsprechende Briefe auszudenken; wiewohl unser Nachreiter auch das letztere gern als eine Art Ehrung auffaßte und als prosaische Pflichterfüllung jede Arbeit eigentlich nur solange ansah, als ihm sein Gebieter nicht mit einem wichtigen vertraulichen herzgewinnenden „Hören Sie, Nachreiter" in diese Tätigkeit menschlich eingegriffen hatte. Ehrung, Ehrung war ja jede über das absolut Notwendige hinausreichende Aussprache mit dem Chef, und dafür besaß Nachreiter, der seine wenigen freien Stunden mit Lektüre, Musik, Sprachenstudium und ähnlichen zarten Dingen ausfüllte, den richtigen feinen Sinn. Ehrung freilich in einem ganz anderen, fast berauschenden Maßstabe war die heutige Einladung und, dieser sich würdig zu zeigen, bedurfte es einer ganz besonders gerührten aufnahmsfähigen Stimmung, so daß Nachreiter, nur um sich zu sammeln, vor der Türe des Weinerschen Hauses noch eine Weile stehen blieb und, tief einatmend, den Hals gereckt, mit zittern-

den halbgeschlossenen Augen, die Dächer der benachbarten einstöckigen Häuser, als hätte er sie zu zeichnen, entlangblickte, dann das schiefergedeckte Ecktürmchen mit der Goldfahne am Hause seines Herrn so innig musterte, daß er sich für einen Augenblick von wohlig einsetzenden Windstößen emporgehoben fühlte und im freien warmen lavendelblauen Himmel unter dem eben hervorblinkenden Abendstern mit zärtlichem Gefühl rund um diese Wetterfahne einherzuschweben glaubte.

Er trat ins Haus ein und ging die mit einem roten Läufer belegte schmale Treppe hinauf, wobei er jede der glänzenden Messingstangen, welche den Läufer in den Winkeln der Stufen festhielten, bewunderte. Wie elegant und sauber alles hier war. Ihm schien es, als hätte er persönlich für diese Eleganz zu danken, die ja auch sein Ansehen als das eines Buchhalters der Firma Weiner zu erhöhen geeignet war. Wenn beispielsweise einmal sein Bruder in die Lage käme, hier in der Wohnung des Herrn Weiner vorzusprechen, dann würden diesem Menschen doch erst die Augen aufgehen für die wahre Stellung und Würde Auguste und er würde sich ein zweites Mal mit solchen Propositionen gar nicht hervorwagen ... Am Knie der Treppe stand auf einer polierten braunen Holz-

konſole eine blau bemalte Porzellanvaſe, in die Tulpen und Roſen aus Stoff in einer Umrahmung blecherner grüner Blätter eingepflanzt waren. Nachreiter fand dieſen Luxus einfach zauberhaft ... Das Dienſtmädchen, das ihn ſchon kannte, führte ihn in das Speiſezimmer.

Es war leer. An den Wänden ſtanden rieſenhafte koſtbare Schränke und Trumeaux, die mit ihren Säulchenreihen und Geſimſen, Baluſträdchen und vorſpringenden Seitenflügeln verkleinerten, aber immerhin imponierenden Paläſten glichen. Der Tiſch war gedeckt. Sein weißes Tuch aus glänzender Leinwand, das tief bis faſt an den Boden reichte, ſeine Teller und Kelchgläſer, die Beſtecke neben den Servietten: alles rief den Eindruck der Kühle und Schweigſamkeit hervor, den Nachreiter mit einem Gefühl tiefer demütiger Verlegenheit beantwortete. Er beſah den unbeweglichen Schritt der Bronzeſchäferin auf der Uhr, die leeren Seſſel, die ungeordneten, aber feſt in ihrer Lage beharrenden Viſitkarten auf der ſilbernen Schüſſel. Jedes einzelne Möbelſtück ſchien ihm aus der wohlgerechtfertigten Ruhe durch ſein taktloſes vordringliches Eintreten geſtört. Daß er ſelbſt ſo ein gutes altes Hausmöbel ſei wie dieſe Dinge hier: ein ſolcher Gedanke wäre ihm wie

Überhebung vorgekommen. Hier schien ihm alles wertvoller, gebildeter, durchdachter, verehrungswürdiger als er. Obwohl er jedesmal zu den Familienfestlichkeiten des Hauses Weiner zu bald zu kommen und sich darüber Vorwürfe zu machen pflegte, war es ihm, als nehme er sich heute zum erstenmal vor, die Güte dieser hochfeinen Leute nicht so ungebührlich auszunützen und durch allzulange Hingabe an den Genuß, in diesen freundlichen Räumen zu weilen, den Gastlichen gar noch Ungelegenheit zu verursachen.

Er blieb allein. Offenbar waren alle dem jungen Musiker auf die Bahn entgegengegangen. Es mochte noch eine Weile dauern, ehe sie zurückkamen, und Nachreiter begann es bald als etwas ganz Unschickliches zu empfinden, so mir nichts dir nichts in einem intimen Wohn- und Speiseraume seines Chefs förmlich wie ein Späher dazustehen und unbeobachtet alles zu betrachten. Offenbar sollte er in den Salon nebenan weitergehen, aber auch dort befand sich niemand. Er hätte sich gern davongemacht, aber, da man ihn einmal hereingeführt hatte, wagte er es nicht, der schüchterne fünfzigjährige Knabe. Daher drückte er sich bei der Türe an einen Kasten und, nur um sich mit etwas anderem als dieser respektwidrigen Spionage zu be-

faſſen, zog er den Brief ſeines Bruders aus der Taſche und begann ihn noch einmal zu leſen, als ob er ihn nicht auswendig gewußt hätte. Schrieb da dieſer Spitzbube, er hätte unweit von hier, höher im Gebirge, in einem kleinen Orte ein Schnittwarengeſchäft aufgemacht und beabſichtige, Auguſt, den älteren Bruder, an einem der nächſten Tage zwecks eventueller Aſſoziierung mit Kapitaleinlage, Verwertung der Branchekenntniſſe u. ä. zu beſuchen. Verwertung der Kenntniſſe! Das war das Schönſte daran! Alſo dem eigenen Chef weglaufen und Konkurrenz machen, die Landkundſchaft abtreiben, die Bezugsquellen ſchmälern: das und nichts anderes begehrte der brave Herr Bruder. Ein Charakter, das mußte man ihm ſchon laſſen! Aber Auguſt Nachreiter verachtete ihn eigentlich weniger, als er ihn bemitleidete: der Ärmſte hatte eben nie das Glück gehabt, unter einem Chef, wie Herr Weiner es war, unter ſo einem tüchtigen, maßvollen, gewiſſermaßen königlichen Manne zu ſervieren, er war nie auf die Schulter geklopft, nie wie das eigene Kind behandelt, niemals zu einem Abendeſſen im gemütlichſten Familienſchoß gebeten worden. O weg mit dieſem jammervollen Gedanken, dachte Auguſt, daß ein Zufall auch mir die Gnade, in einer Firma Weiner

mitzuwirken, verweigert haben könnte, daß auch ich niemals es hätte erfahren haben können, was elegante Geselligkeit und höhere durchgeistigte Lebensform heißt ... Hastig steckte er den Brief weg und sein Vorsatz, ihn wenigstens dem Chef zu zeigen, sich scheinbar diesem Verrate gegenüber nicht ganz ablehnend zu verhalten, zum Schlusse aber mit einer bescheidenen, gewiß nicht unzeitgemäßen Gehaltsaufbesserung sich zufriedenzustellen, — dieser weniger von seinem Herzen als durch die Spöttereien und das oftmalige, von niemandem mißbilligte Beispiel seiner Kollegen hervorgebrachte Vorsatz verdampfte, noch ehe er recht Form angenommen hatte ... Wie zur Bekräftigung langte er ein anderes Papier aus der Tasche, es war von ihm selbst geschrieben und enthielt einen Plan, den er womöglich noch heute mit dem jungen Herrn, dem Musiker, besprechen wollte. Heuer vor fünfundzwanzig Jahren hatte ja der Chef das Geschäft vom Vater übernommen, und daß dieser Gedenktag nicht klanglos vorbeigehen sollte, stand in Augusts Kopf ebenso fest wie das Bewußtsein, daß seine eigene Kraft zur Arrangierung einer würdigen und womöglich „hochkünstlerischen" (Nachreiter liebte die Vorsilbe „hoch" bei Eigenschaftsworten) Jubiläumsfeier bei weitem nicht hinreichte.

Während er sich so in Gedanken ängstigte und wiederum erhob, war der helle Tüllvorhang, der eine Zimmerecke gegen den Balkon hin abschloß, erzittert und die kleine Irma, die neunjährige Tochter des Chefs, trat herein. „Sie sind schon hier?“ fragte das Kind, öffnete vor Erstaunen ein wenig den Mund und ließ seine dunkelrote Zungenspitze langsam hervorkommen, über die Unterlippe gleiten, dann im Mundwinkel verharren.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein“, erwiderte Nachreiter.

Sie stand immer noch still, einen Zipfel der Gardine in der ausgestreckten Hand, mit dunklen Augen, in denen sich Verlegenheit und Unwillen mischten. Man sah ihr an, daß sie am liebsten ganz flüchtig und ohne ein Wort wieder davongelaufen wäre. Dann glitten die dünnen Händchen an ihre braune Stirn und schoben sich in die Haare, die zerzaust überhingen.

Der Buchhalter versuchte zu scherzen: „Gnädiges Fräulein werden sich noch verkühlen, wenn Sie abends so lang auf dem Balkon sitzen.“

„Es ist gar nicht kalt“, sagte Irma nüchtern.

Er erschrak über seinen Mißgriff und wurde rot: „Ja, in der Weise . . . Fräulein können es halt nicht mehr erwarten, bereits, sind halt

schon schrecklich neugierig auf den Herrn Bruder, was?"

Ein spöttisches Lächeln fuhr über Irmas Lippen, es kam ihr immer so komisch vor, daß Nachreiter bei jedem S mit der Zunge anstieß. Ach, wäre nur eine Freundin da, mit der man sich auskichern könnte ... dachte sie. Und ihre Blicke musterten von unten, kindlich scharf und wenig wohlwollend sein auf Antwort wartendes Gesicht, ehe sie sagte: „Neugierig? Worauf soll ich denn neugierig sein? Ich bin nur draußen gesessen und hab' gelesen."

„Was denn, Fräulein?"

„Griechische Heldensagen." Sie lief auf den Balkon zurück und brachte ihm das Buch. Dann ließ sie sich auf das Kanapee fallen, setzte die Plüschfläche in federnde Bewegung, stützte beide Fäuste nach hinten auf und sah vorgebeugt zu ihm hinauf. Nachreiter stand immer noch steif vor ihr da. Sie dachte nicht daran, ihn zum Platznehmen einzuladen. Und er, respektvoll, ein wenig eingeschüchtert, blieb in ungeschickter Haltung seiner gedrungenen Gestalt, hielt immer noch die linke Hand auf den Tisch gestemmt, als Rückhalt gleichsam, wagte nicht, seine Stellung zu verändern, und als sie ihm nun das schwere Buch reichte, nahm er es nur in die Rechte, vier Finger unterspreitend und

mühsam mit dem Daumen darin blätternd, dem er durch Bewegungen des Handgelenks ruckartig nachhalf. „Eine schöne Lektüre," meinte er, „das hab' ich auch durchgearbeitet. Die Argonauten, Troja, was? Das sind ja hochwichtige Sachen, das muß jeder Gebildete wissen. Die Sieben gegen Theben, Bellerophon ... oder sagen Sie: Bellerophon?"

„Ich weiß nicht, ich sag' es immer anders."

Er wurde wieder verlegen: „Ja, darf man denn das, in der Weise? Ich muß mal zu Hause nachsehen, da hab' ich ein sehr gutes Fremdwörterlexikon von Sanders, wirklich ein hochinteressantes Werk. Ja, wenn ich in meiner Jugend Zeit gehabt hätte, dann wüßte ich das alles."

„Aber in den Ferien hat man doch immer frei, den ganzen Tag."

Es berührte ihn fast schmeichelhaft, daß das kleine Mädchen ihm an Erfahrung nachstand. Er lächelte gütig und, nachdem er nach längerem Schwanken das Buch auf das Sofa neben sie gelegt hatte, erklärte er, daß er niemals so glücklich gewesen sei, eine Schule zu besuchen. Und Ferien? Ja, mit zehn Jahren habe man ihn in die Welt geschickt, mit einem Ränzel und drei Papierzehnerln. Das waren zehn Kreuzer, nicht etwa, daß sie meine:

zehn Kronen. „Jetzt schau, wie du weiterkommst.“ Damals sei man eben leider noch nicht so feinfühlig und so kultiviert gewesen wie heutzutage. Und alles, was er wisse, habe er ganz allein gelernt, in der Nacht, wenn das Geschäft vorbei war. „Gehungert hab' ich und hab' mir Bücher gekauft. Im Bett hab' ich sie gelesen, um das Geld fürs Einheizen zu ersparen. Ja, meine kleine Bibliothek, die ist mit Schweiß und Blut bezahlt. Sie sind noch ein Kind, Fräulein, in der Weise, Sie können das noch nicht verstehen. Erst wenn Sie das Leben werden kennen gelernt haben, werden Sie mich verstehen.“ Große Tränen traten ihm in die Augen, seine Stimme zitterte. „Aber Gott der Allmächtige möge Sie davor bewahren, es so kennen zu lernen, wie ich.“ Er trat zurück und sah die zierliche Gestalt des Mädchens voll Zärtlichkeit an. Am liebsten hätte er die Hand segnend auf ihren Scheitel gelegt, doch das wagte er nicht, obwohl die vorrückende Dämmerung die Strenge des fremden Zimmers mehr und mehr verwischte, einhüllte.

„Wie spät haben Sie?“ fragte Irma nach einer Pause, indem sie ihre kurzen Röcke auf dem Kanapee um sich her zurechtschob.

„Halb acht. Der Zug scheint Verspätung zu haben.“

Sie ſprang auf, ging im Zimmer hin und her. Offenbar gelangweilt hob ſie die Schultern empor, ſo daß die Schulterblätter deutlich an den ſchlanken braunen Nacken emporſtiegen, warf heftig den Kopf zurück und rieb ihn hinten an ihrem Halskragen, beide Hände feſt an die Hüften gepreßt; ihre biegſame zarte Taille dehnte ſich dabei.

Nachreiter ſuchte inzwiſchen ein neues Geſprächsthema: „Waren Sie ſchon im Theater geweſen?“

„Nein.“

„Es iſt jetzt eine ganz gute Truppe hier. Ganz paſſabel, wirklich. Vom Leitmeritzer Stadttheater. Alſo etwas Beſonderes iſt es gerade nicht, man hat ſchon Beſſeres geſehen. Aber manche Kräfte können ſich ſehen laſſen. Gravenberg zum Beiſpiel als Franz Moor. Aber dazu dürfen Sie ja noch nicht gehen, zu den Räubern.“

„Warum nicht?“

„Fräulein ſind noch zu jung für Schiller und ſolche Klaſſiker. Das iſt ja das Schwerſte überhaupt, was es gibt, auch für Erwachſene ſehr ſchwer verſtändlich, hochphiloſophiſch. Aber nächſtens, wenn man ‚Schneewitchen‘ gibt ...“

„Das muß hübſch blöd ſein.“

„Aber nein.“ Er erklärte es ihr, unlängſt hatte er das Stück ſelbſt geſehen, da er als begeiſterter

Theaterfreund keine Vorstellung ausließ. Er erzählte von Wundergrotten, Gnomen in braunen Zipfelmützen, dem gläsernen Sarg, Rittern und Herolden. Dabei leuchteten seine Augen, obwohl er ohne jede Rücksicht auf die Illusion des Märchens von „effektvollen Aktschlüssen“ und „guten Kulissen“ sprach. Ihn entzückte eben nicht so sehr der Inhalt als die Feinheit der Darstellung, das Gesamte einer zivilisierten Betätigung, und dennoch mischte sich in seine scheinbar kennerhafte Kritik alle Naivität und Überschwenglichkeit seiner gehemmten schüchternen Natur. Immer noch stand er auf demselben Fleck, ernsthaft wie ein Schulknabe, den großen runden ergrauenden Kopf vorgeneigt, und sprach langsam, trocken, heftig, indes Irma, längst nicht mehr zuhörend, an ihren Nägeln biß und sich dabei geziert in einem großen Wandspiegel besah.

Plötzlich ertönten im Vorzimmer laute Stimmen. Man sah durch die Glastür das Licht draußen aufflammen, und schon ergoß sich vor Nachreiters geblendeten Augen ein ganzer Schwall von großstädtischer Eleganz und auserwählt feinen Manieren herein: es war der Chef, Herr Weiner selbst, der Nachreiters Stimme im Speisezimmer erkannt hatte und nun, den Zylinder noch auf dem Kopf, herein-

eilte, um ihm aufs herzlichſte die Hand zu drücken und zugleich ſeiner Tochter einen Verweis zu erteilen, daß ſie den Gaſt nicht in den Salon weitergeführt hatte. Irma zuckte die Achſeln. Nachreiters Herz aber ſchwoll vor Treue und Stolz, während ihn Herr Weiner mit dem Rufe: „Nun, wie geht's, Auguſtus?“ ſchnell in den Salon ſchob und ihn einer neuen unbegreiflichen Wolke von Vornehmheit und geiſtigem Hochſtand, beſtehend aus Frau Weiner, dem jungen Muſiker und einem andern unbekannten jungen Herrn, zuführte. „Hier iſt unſer Auguſtus, da habt ihr unſer Faktotum!“ ſagte er dabei, mit einem feinen Lächeln auf ſeinem Diplomatengeſicht.

Es war zuerſt der fremde junge Mann, der unſerem Nachreiter ſeine Freude, ihn kennen zu lernen, höflich ausdrückte. „Oskar Glück mein Name“, ſetzte er hinzu, die Ferſen zuſammenſchlagend. „Ein Freund unſeres Guſtl“, erklärte der Vater, und die Art, wie er ſich dabei ſeinen braunen Kaiſerbart ſtrich, gab allem, was er ſagte, etwas Großzügiges: „Er macht auf der Heimreiſe bei uns Station und bleibt hoffentlich recht lange.“ Bei dieſen Worten ergriff Guſtel den Arm ſeines Freundes und ſeine ſonſt verdrießliche Miene glättete ſich . . . Nachreiter war von dieſem Austauſch von Zeremonien und Herzlich-

keiten einer höheren Humanität wie berauscht. Die Situation erforderte für sein Gefühl schon jetzt die hochgestimmtesten Töne; daher verbeugte er sich mit feierlichem Lächeln vor dem Freundespaar und fragte: „Wohl Kollegen in Apoll, wenn ich nicht irre?“ Worauf Glück freundlich erwiderte, ja, ganz richtig, sie seien beide Konservatoriumsschüler und sogar in derselben Klasse, hätten auch die meisten Gegenstände gemeinsam, nur habe Gustl sich vorzüglich auf das Komponieren geworfen, während er Klaviervirtuos werden wolle und Kompositionslehre nur als Dilettant nebenbei studiere. Mit dem Wort „Dilettant“ hatte aber Herr Glück, ohne es zu wissen, eine leicht entzündliche Stelle in Nachreiters Gemüt getroffen; und so ergriff dieser denn sofort das Wort, um auszuführen, wie glücklich jeder sei, der nur eine Sache als Dilettant, anderes aber auch kunstmäßig zu betreiben die Fähigkeit habe, — er, Nachreiter, sei leider in allem und jedem Dilettant, wie er denn überhaupt nicht besser als mit dem Ausdruck „Dilettant des Lebens“ bezeichnet werden könne. Glück hörte interessiert zu: „Aber Sie sind doch ein ausgezeichneter Geschäftsmann, wie ich gehört habe.“ Das schmerzliche Lächeln Nachreiters verstärkte sich, er fuhr fort, aus seiner Sehnsucht und schwerblütigen Verfassung und ihm

selbst unklaren Unzufriedenheit heraus zu klagen; dabei flog seine Seele dem Fremden zu, mit dem er ein so geistvolles und menschenwürdiges Gespräch führen durfte. Wie freundlich dieser Herr Glück war, wie mitteilsam und wie zuhörsam zugleich! Sein Kollege, Gustl Weiner, wandte sich inzwischen, wie angewidert, ab und gönnte der Mutter, die ihn wieder besorgt anblickte, ein paar Worte. Er war, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, in vielem dem neuen Gast gerade entgegengesetzt, so daß man die Freundschaft zwischen beiden schnell zu begreifen glaubte. Sein schmales, braunes Gesicht von sehr ebenmäßigem Teint sah unter den großen Brillengläsern noch zarter aus, als könne es die Last des Instrumentes kaum ertragen. Seine hochaufgeschossene, ruhige, allzu schlanke Gestalt schien neben dem festen breitschulterigen Stand des Kameraden ewig zu zittern. Und so wandte sich auch sein schwarzer Blick immer wieder hastig anderen Gegenständen zu, während Glück mit wohltuendem Gleichmut und Humor die seltsame Konversation mit dem alten Buchhalter weiterführte. Nachreiters Stirn war schon mit Schweißtropfen besetzt. Er fühlte irgendwie die Verpflichtung, sich der außergewöhnlichen Ehre und Gelegenheit würdig zu erweisen, sein Bestes zu geben, und so verwickelte sich seine an

sich unfreie Sprechweise in ein dichtes Geflecht von Worten und Gedanken, aus dem ihm Glück durch ein „Sie meinen wohl" öfter heraushelfen mußte... Da trat der Chef heran und fragte etwas Geschäftliches. Sofort wandte sich Nachreiter ihm zu. Dabei spürte er ein Zucken in der Wange und merkte erst jetzt, daß er von seinem Eintritt in den Salon an bis jetzt so ununterbrochen starr-ängstlich gelächelt hatte, daß ihm der Mund von dieser Anstrengung weh tat. Jetzt fiel ihm endlich das Lächeln wie eine harte Maske vom Gesicht, seine Falten auf Stirn und Wangen machten sich's wieder bequem und, wie erlöst, besprach er mit Herrn Weiner in einer Ecke des Zimmers einige Details des Geschäftsganges, bis das Dienstmädchen eintrat und die Mahlzeit anmeldete.

So oft sich Nachreiter in seinem späteren Leben dieses wichtigen, ja entscheidenden Abends (denn tatsächlich bildete er den Wendepunkt seines Schicksals) zu erinnern suchte, war es ihm, als habe das gewalttätige Ereignis, das später eintrat, seinen Schatten vorausgeworfen, ja als habe es sich recht eigentlich schon beim Abendessen aus mannigfachen kleinen Erregungen aufzubauen begonnen. Diese Behauptung mag in der allgemeinen Verschwommenheit, in der die Vorgänge

sowohl an diesem Abend selbst wie auch in der Erinnerung für Nachreiter sich abspielten, ihren Grund finden: für einen Unbefangenen erklärt sie nichts, denn ein Unbefangener hätte an diesem Abend überhaupt nichts Aufregenswertes wahrgenommen. Aber kann man den armen närrischen Buchhalter mit einem Unbefangenen auch nur von ferne vergleichen? Kann man überhaupt mit kaltem Blute seinen Zustand zu verstehen hoffen? — Nachreiter war ja damals der schroffste Gegensatz aller Unbefangenheit, er war im höchsten Grade befangen vor Seligkeit und Hinneigung, er war animiert, begeistert, lustig und schmerzvoll zugleich, in einer außergewöhnlichen Bewegung aller Seelenkräfte, und schon bei Tisch benahm er sich recht auffallend lebhaft. Es waren weniger die guten Weine und Speisen, die ihn entzückten, als die Ehre, einer solchen Tafel zugezogen zu sein, vor allem aber das seiner Ansicht nach hochbedeutsame Niveau der Unterhaltung, die Neuigkeiten aus einem großstädtischen Künstlerkreise, welche von den beiden Konservatoristen hereingebracht wurden. Nachreiter wußte gar nicht, welche Art ihn mehr entzückte, die nachlässige und halbverzweifelte Erzählweise Gustls, die ihm aus einer unbegreiflichen Seelentiefe zu dringen schien, oder Herrn

Glücks witzige Anekdoten, die ihm den außerordentlichen gewandten Geist verrieten. — Gustl war unglücklich, er behauptete, kein Talent zur Musik und überhaupt zu nichts in der Welt zu haben, er bürdete allen seine Trostlosigkeit auf und schüttelte heftig den Kopf, wenn man auf ihn einsprach. Er befand sich in jenem Jünglingsalter, in dem die aufrichtige Seele der vielen Hindernisse in ihr und außer ihr zum erstenmal und so erschrecklich gewahr wird, daß in der Folge ihr echtester Kleinmut ebensowenig für oder gegen die eigene Begabung beweist wie späterhin das echteste Selbstbewußtsein. Rachreiter aber nahm Gustls Tiraden ganz ernst, und er glaubte, andachtsvoll erschauernd, in ihnen jene große durchgeistigte Schwärze und Zerrissenheit des Byronismus, von der er öfters gelesen hatte, unmittelbar zu erleben. Auf der anderen Seite stand ihm in Herrn Glücks Reden von Duetten, Oratorien, Orgelpedalen und Dirigenten das ganze Sandersche Fremdwörterlexikon auf und lebte. Er hatte seine liebe Not, auf beide zugleich hinzuhorchen und ja keines ihrer Worte auszulassen. Endlich trafen sie bei einem Thema zusammen und erzählten nun abwechselnd: von ihrem gemeinsamen Lehrer, dem kürzlich verstorbenen, großen Komponisten Anton Dvorak. Seine Eigenheiten wurden

ausgekramt: daß er Schüler, die ihn ärgerten, zu ohrfeigen pflegte und ihnen dann gleich die fünf Gulden Gerichtsstrafe nach der Stunde zusteckte, mit der Aufforderung, sie sollten sich lieber einen lustigen Abend machen, als ihn zu klagen. Oder daß er gelegentlich auf Stellen in Schülerarbeiten, die seinen Stil allzu deutlich nachahmten, grinsend hingezeigt habe: „Das ist Dvořak, aber gut" ... Solche Geschichtchen hören und sich dabei schon ganz in einem Dunstkreis von Kunst, edler Tätigkeit und Bedeutung fühlen, das war für Nachreiter gar kein Gedankensprung. Und nun hörte er gar von dem Begräbnis des Meisters. Acht Mädchen, als Cherubim gekleidet, schritten vor dem Leichenwagen, und die ganze Bevölkerung folgte zum Ehrengrab ... Bei dieser Schilderung hätte Nachreiter am liebsten aufgeschrien, so gerührt und erhoben fühlte er sich. Dabei ließ er es aber nicht mit dem Zuhören bewenden, es wäre ihm als ein Mangel an Teilnahme und Courtoisie erschienen, wenn er sich nicht am Gespräch beteiligt hätte. So erhitzte er sich noch mehr, indem er wie ein Echo die Lippen mitbewegte und mit seinen Ideen untertänigst einzufallen suchte. „Zu viel Anregung ist in der Stadt, zu viel," jammerte Gustl. „Und hier ist wieder zu wenig bereits," lächelte Nach-

reiter hervor, „wenn man nicht etwa das Wirtshaus so nennen will.“ Und schon mußte er wieder der weitereilenden Unterhaltung folgen, denn als ein Mensch von geistiger Regsamkeit hatte er gewiß auch zu den nächsten Reden wieder etwas zu bemerken.

Die Tafel wurde aufgehoben und der Kaffee im Musikzimmer serviert. Nun fand Nachreiter Gelegenheit, an den Sohn des Hauses heranzutreten und mit ihm die hochwichtige Beratung bezüglich der Jubiläumsfeier der Firma zu eröffnen. Gustls Antwortmiene war bitter: „Einen Marsch soll ich komponieren! Gelegenheitsmusik! Sie haben wohl keine Ahnung davon, was Kunst ist. Und was sie mir ist. Heilig, verstehen Sie, heilig!“ — O, Nachreiter hatte eine Ahnung davon, seine Demut gegen die Kunst, seine Ehrfurcht vor den Künstlern war unbegrenzt, wenn auch ungeklärt, und nichts war ihm angenehmer, als belehrt zu werden, — in der Weise. Er nahm die Grobheiten des Knaben wie etwas ganz Freundliches in Empfang, er bemerkte sein Stirnrunzeln gar nicht, und wenn er es bemerkte, dann billigte er es, billigte auch alles Weitere im voraus und sprach zu sich nur etwa folgendermaßen: „Siehst du, du alter Schöps, so benimmt sich ein Künstler, das ist wahre Künstlerart,

da kannst du mal was erleben, da kannst du dich bilden. Hast es aber auch nötig, alter Knochen."

Ganz verloren stand er hinter Gustl, der ihm den Rücken zugekehrt hatte, am Klavier, da erscholl aus der Mitte des Zimmers Herrn Weiners wohllautende Stimme: „Und nun wird uns Herr Nachreiter etwas vorsingen, nicht wahr, Augustus?" Ein Schreck fuhr durch die Glieder des Alten, aber es war ein süßer Schreck, als alle nun in die Bitte des Chefs, die eigentlich ein Befehl war, mit einstimmten, und eigentlich war auch eine gewisse Angst dabei, sie möchten in ihrem Andringen nicht eifrig genug sein und seinen Widerstand überschätzen. Der Raum um ihn wurde frei: „Ich bin Autodidakt," sagte Nachreiter errötend, „früher hatte ich ja vielleicht eine gute Stimme gehabt, da hatte ich auch viel gesungen. Aber jetzt, wenn man einmal über die Fünfzig kommt, bereits. Ja, wie ich noch ein junger Mann gewesen war, da hatte ich auch Stunden nehmen wollen, aber das war eben zu teuer gewesen . . ." Er sprach tonlos und lauter Vorvergangenheiten vor Aufregung. Inzwischen mußte sich Gustl, nicht ohne Sträuben, auf Kommando des Vaters zum Klavier setzen, und da er schon einmal saß, griff er sofort ein paar ungeduldige Akkorde: „Sie singen natürlich

den Abendstern?" „Ja, wenn Sie meinen, junger Herr," erwiderte der Buchhalter mit bescheidenem Augenaufschlag, richtete sich auf und knöpfte alle Knöpfe an seinem Kaiserrock in Eile zu.

Gustl mußte den ersten Ton angeben, dann zum Einsatz mit dem Kopf nicken, wie er dies vor Jahren mit Nachreiter eingeübt und seither bei den verschiedensten Anlässen praktiziert hatte. Diesmal aber tat er es mit unverhohlenem Widerwillen. Dann wieder störte Irma, da sie sich in einem taktmäßigen Klopfen ihrer Füßchen nicht unterbrechen lassen wollte. Die beiden Geschwister waren in ihrer störrischen hoffartigen Laune und besonders in ihrem Benehmen gegen den Angestellten einander würdig. Der gutmütige Herr Glück brachte die „kleine Dame", wie er sie nannte, zur Ruhe, und das Lied begann nach längerem Räuspern Nachreiters von neuem. Herr und Frau Weiner sahen in die Luft und dachten an alles mögliche, nur der fremde Konservatorist, der einen gesunden Sinn für menschliche Kuriosa und eine freundliche wohlerzogene Gemütsart besaß, hörte behaglich zu. „O du mein holder Abendstern!" ... Nachreiter aber schwebte, nach Überwindung der ersten Angst, zu jenem romantischen blaugrauen Himmel empor, der ihm auch vorhin,

als er vor dem Hause des Chefs seine Schritte eingehalten hatte, entgegengesunken war: in einen wolkenlosen hindernislosen Raum, der eben seine ersten Sterne ansetzte. Nichts Irdisches mehr war ihm bewußt, auch seine Ehre und Auszeichnung nicht mehr, nur ein Gefühl unermeßlicher Liebe, er wußte nicht zu wem, spannte sich in seinem Herzen aus und tönte... Und es tönte, das muß man leider sagen, nicht gut. Denn Nachreiters Gesang besaß, wiewohl er aus einer reinen Seele kam, sämtliche Unarten des krassen Dilettanten; ja er bestand beinahe aus nichts anderem als einer Häufung solcher Unarten. Da ward keine Note in ihrem richtigen Taktwerte gehalten, sondern die Phrasen wurden willkürlich gedehnt, so daß für die Pausen zwischen ihnen kaum Zeit blieb. Der ungefällige Begleiter gab auch nur wenig nach und schien keinen Sinn für Nachreiters Anschwellungs- und Tremolierkunst zu haben, die am liebsten aus jedem Ton ein Musikstück für sich gemacht hätte. Wie leise setzte die Stimme jedesmal ein, wie wollte sie sich erheben, aber da scheute sich Gustl nicht, eventuell auch durch mehrmaliges Hämmern des nächsten Tones deutlich zum Aufbruch zu mahnen. Nachreiter mußte weiter, aber voll Inbrunst setzte er sich schon wieder an der

nächsten Verzierung fest ... „Ein sel'ger Engel dort zu werden!" ... Die Stimme schwelgte, aber es war nur für Nachreiters inneres Ohr eine üppige Köstlichkeit, nach außen klang distonierendes Gurgeln aus breiten Lippen, dazwischen dunkelgefärbte Trichtertöne, lispelnde Aussprache, falscher Atem und traurig blickten dazu die herausgewälzten Augen des Sängers mit ihren geborstenen Äderchen ... Der Abschluß war jäh. Irma war mit Lachen herausgeplatzt und erhielt von Herrn Glück, der nicht ohne Rührung dem seltsamen Enthusiasten gelauscht hatte, ein paar derbe Püffe. Dann rief man „Bravo, bravo", der Chef stand sogar auf und gratulierte. Auch die Mutter, die zurückhaltende, sagte etwas, auch der Gast, so daß Nachreiter sich förmlich als Mittelpunkt einer Ovation fühlte.

Er war glücklich und von den widersprechendsten Empfindungen zerrissen. Halb wandelte er noch in seinem Kantilenenhimmel, halb wünschte er, sich irdisch in seiner augenblicklichen, so schönen Lage zurechtzufinden. Dabei störte ihn nur eins: daß der fremde Konservatorist Irma so von oben herab behandelte, Irma, die für ihn ein höheres Wesen war. Er empfand etwas wie Eifersucht, die sich steigerte, als er bemerkte, daß Irma die Neckereien und Zu-

rechtweisungen des Herrn Glück gar nicht übel aufnahm. Sie schien die starke Hand des naturwüchsigen Burschen, der sich hier schon wie zu Hause fühlte, nicht ungern zu verspüren ... Daß Glück zu Irma genau so redete, wie es ihrem Alter entsprach, kam ihm gar nicht in den Sinn. „Du dummelst ja, pfui," rief Glück, als Irma wieder geistesabwesend die Zungenspitze vorstreckte, „ich kauf' dir einen Lutscher, ja." Sie schlug nach ihm und lachte. Die zwei waren schon wie alte Freunde; Glück schien auf das Kind dieselbe Anziehungskraft auszuüben wie auf Gustl, und als man ihn nun bat, seine Virtuosenkunst zu zeigen, machte er es davon abhängig, daß Irma ihm freiwillig vor allen einen Kuß gebe. Sie wurde rot, stellte sich auf die Fußspitzen und spitzte ihm schon das Mäulchen entgegen. Er küßte sie auf das Haar: „So, jetzt bist du schon recht folgsam", und setzte sich ans Klavier ... Zwei höhere Wesen küssen einander, dachte Rachreiter, der in seiner Aufregung nach Erklärungen suchte, — der Konservatorist ist eben auch ein höheres Wesen ...

Da senkte sich schon zu dem tiefen Cis eine starkleuchtende Akkordkette herab: die Barkarole von Chopin, — edle stolze Lebenslust, flüchtiger Genuß, Reichtum, fremder Glanz ... Rachreiter erstarrte

und schmolz wieder, sein Zustand war dermaßen außergewöhnlich, daß er plötzlich die Notwendigkeit fühlte, etwas zu unternehmen, einerlei was, sonst müßte er vor Süßigkeit und Lust in sich zusammensinken. Er bezwang sich dennoch und blickte, mit angestrengt ungerührtem Gesicht, in die Runde. Die Möbel, das Licht, die dunkelvioletten Stücke Himmel in den Fenstern: alles war nun sein, denn er sah es wie sich selbst ununterscheidbar in dieses prächtige Tongewoge aufgelöst, wie Zuckerkristalle in Wasser. Auch diese geschickten Finger des Klavierspielers waren die seinen. Nachreiters Brust hob sich, er war sich nun bewußt, auf der Höhe der Zeit zu stehen, er war von nichts ausgeschlossen, alle Schönheiten der Bildung und Kultur standen ihm zu Gebote. Mit einem Mal war die Melodie Chopins vor seinem Auge zu einem Aeroplan verdichtet; er wußte nicht, wie das kam, nun wandelte es ihn an, die Fortschritte und die Großartigkeit der modernen Industrie zu fühlen, irgendwelche Phrasen aus einem Feuilleton, das er neulich gelesen hatte, fielen ihm ein; dann ganz unvermittelt, während der Virtuos weiterschaukelte, klar und südlichwarm, zogen Bilder aus der traurigen Jugend an Nachreiters Geist vorbei und wieder der Jubel: Fortschritt, Fortschritt! Es wurde ihm warm

in den Augen: Wir Menchſen, was haben wir nicht alles ſchon geleiſtet! Er ſah, immer zur Begleitung der Barkarole, plötzlich die Thermen der römiſchen Cäſaren vor ſich, dieſe mächtigen Bauwerke, die ihm aus Schloſſers „Weltgeſchichte" bekannt waren. Die Freude über ſein Wiſſen vermiſchte ſich in ſeinem Kopfe mit der Erhabenheit der Antike ebenſogut wie mit dem neuerlich ſich hervorwagenden leiſen Gedanken an eine kleine Gehaltserhöhung. Alles, alles ſollte beſſer werden. In Hoffnung, Rührung, Sehnſucht ſchwammen die Eindrücke ſeiner Halbbildung, ſeiner echten Begeiſterung und ſeines ſchwachen Charakters durcheinander ... Da, mit einem Schlage, während ſein Blick auf Irma fiel, ſah er in ihr alles verwirklicht, was ihm mit quälender Ungewißheit durch die Seele zog. Die kindliche Tochter ſeines Chefs, ſie war ja in ihre ganzen Perſon jenes Höhere, Beſſere, Reichere, Müheloſere, welches ihn ahnungsvoller erfüllte ... Sie ſaß da und hörte nicht zu. Aber eben dadurch ſchien ſie tiefer, ganz von der Wurzel aus mit der Schönheit und heiteren Formvollendung dieſer Chopinmuſik verbunden, ja in einer myſtiſchen Weiſe ebendasſelbe zu ſein wie die Töne der Barkarole: ein unerreichbares verfeinertes Leben, dem Nachreiter ſich nah und

fern fühlte, das ihn kokett anzog und hochmütig abstieß. O diese Gleichgültigkeit, mit der sie dasaß und nicht zuhörte! Ihre vorgestreckte Zunge, die sie spielend in einen Mundwinkel preßte und lüstern wieder einzog, glich einer kleinen süßen Frucht. Etwas Frucht- und Staudenhaftes, Nichtmenschliches, einfacher Natürliches lag in ihrer ganzen Gestalt, in ihren dünnen Beinen, im wirren dunklen Haar, vor allem auch in ihren unbewußten unschuldigen Bewegungen, dumm wie raschelndes Laub, in ihren schlechten Gewohnheiten, wie man sagen mußte, wenn man nicht so verliebt war wie der unglückliche Alte. Bald preßte sie die Oberzähne in die Unterlippe und zog sie dann so scharf weg, daß weiße Furchen blieben, bald rieb sie ihr Kinn am Brustausschnitt der Matrosenbluse, wobei sie den Mund öffnete und den Unterkiefer fallen ließ, als wärme sie sich wohlig an der eigenen Haut. Und gar ihre Art, die Nase in diesen Ausschnitt zu stecken, gleichsam an sich zu riechen! Nachreiter konnte sich endlich einmal an ihr satt sehen, da kein Gespräch ihn störte. Sie bemerkte ihn nicht, wie sie die Musik nicht zu bemerken schien. Unberührbar war sie, von außen nicht zu erschüttern. Nichts erregte Nachreiter so wie ihre Ruhe; das zarte Kind (so hätte er so ein Kind gehabt!) erschien ihm

wie eine weiße Leinwand, auf der die Laterna magica der Barkarole zauberhafte Farben erblühen ließ; gerade weil sie so unbeteiligt war, leuchteten die ihr angeflogenen Bilder doppelt schön. Weil nichts in ihr war, malte sich auf ihrer fleckenlosen Stirn aller Glanz des Kosmos ab. —

Das Stück war zu Ende. Irma mußte schlafen gehen und machte allen ihre Knickse. Die Unterhaltung ging weiter ... Aber der Buchhalter hörte und sah nichts mehr, seine Wünsche waren ihm jetzt endlich zu einem einzigen ganz klar zusammengeströmt: einen Kuß von Irma wollte er haben, so wie der Virtuose einen erhalten hatte. Wollte er sie als Vater, als Diener, als Kunstliebhaber, als „höheres Wesen" am Ende küssen? Das wußte er nicht. Diese Gefühle waren auch nicht mehr zu trennen. Nein, es war ja nur das eine: Von dem verfeinerten reineren Leben in diesem Kusse Besitz zu nehmen, körperlich der angebeteten Zartheit einmal ganz nahe zu sein, sich über ihr Bettlein zu neigen, im Nebenzimmer, wenn sie schon schlief, — das Kind, dessen Wesen nicht mehr irdisch war, das den Genius alles Geistigen und Schönen versinnbildlichte — ihre dunklen Wimpern ganz aus der Nähe zu sehen, ihre kleinen Zähnchen und die dünnen Lippen, die Lippen eines Genius, einer

heranwachsenden Druide, oder eigentlich noch zarter: die Chopin-Barkarole, die auf diesen Lippen ruhte, zu berühren. Nur leicht, nur einen Augenblick lang, dann wieder wegschleichen. Das mußte er tun, jetzt, sofort, so fühlte er und alles andere war für ihn nicht mehr vorhanden. Wankend vor Begeisterung erhob er sich von seinem Sitz. Niemand gab auf ihn acht, als er hinausging. Da er die ganze letzte Zeit nicht mehr gesprochen hatte, vermißte man ihn auch nicht. —

Gleich darauf gellte Geschrei und Weinen. Barfuß, im Nachthemdlein sprang Irma herein, blaß im Gesicht, mit roten Flecken und großen Tränen auf den Wangen, sprachlos vor Schreck. Die Türe hinter ihr war offen geblieben, Nachreiter stand in gebückter Haltung auf dem Korridor, die Blicke starr auf Irma geheftet ... Alle erhoben sich angstvoll und redeten gleichzeitig. Was war geschehen? Irma stieß nur einzelne Worte hervor, wobei sie sich mehrmals mit dem Handrücken heftig über den Mund fuhr und dazwischen ausspuckte: „Der Garstige! Ekelhafte! ... Ich hab' schon geschlafen ... Zu mir ... pfui, geküßt ..." Plötzlich schien sie zu sich zu kommen, jetzt erst die Situation zu verstehen. Voll Scham warf sie sich in einen Fauteuil, die nackten Beine hochziehend,

die Händchen über der Brust gekreuzt, und begann leise zu schluchzen ... Mit wilder Aufwallung zog Gustl den Buchhalter ins Zimmer: „Reden Sie!“ Der Vater, der seine Ruhe nicht ganz verloren hatte, bot ihm einen Sessel an, fast mechanisch. Der alte Nachreiter aber stand in der Mitte des Zimmers, an allen Gliedern schlotternd, während die Mutter im Verein mit Herrn Glück Irma zu beruhigen suchte, die sie mit der Klavierdecke verhüllt hatte. „Ein Attentat, ein Sittlichkeitsverbrechen“, schrie Gustl, der den Alten wieder vorn am Rock gepackt hatte. „Was haben Sie getan, gestehen Sie! Wüstling Sie!“ Sein Kopf, der von perversen Großstadtgeschichten erfüllt war, konnte sich nur noch in den finstersten Motiven zurechtfinden.

„Aber was hab' ich denn getan?“ kam es endlich aus Nachreiters Mund, wie ertappt.

„Das sollen Sie selbst sagen“, donnerte jetzt auch der Chef, empört über den Skandal, zumal vor einem Gast.

Nachreiter wiederholte nur noch halb im Traum: „Was hab' ich denn getan?“

„Wir werden Sie entlassen“, zeterte Gustl. „Auf der Stelle müssen Sie hinaus!“ Sein Haß gegen den Buchhalter, der jetzt losbrach, schien seit langer

Zeit gewaltsam unterdrückt worden zu sein. „Papa, du mußt ihn sofort hinauswerfen.“

„Mich, junger Herr?“ Nachreiter drehte sich, immer noch zitternd, zu Gustl herum. Herr Weiner rief: „Mit mir haben Sie zu reden, hören Sie!“ Nachreiter hörte ihn aber nicht, und seine Stimme nahm dabei einen ihm selbst unerwarteten Anlauf von Männlichkeit und Beleidigtsein, er redete nur zu Gustl: „Mich hinauswerfen? Und jetzt vor dem Geschäftsjubiläum gerade, mich?... Vor die Türe setzen im Alter, mich?... Statt der Gehaltsaufbesserung, mich?... Mein Bruder schreibt mir...“ Er verwirrte sich gänzlich, er stammelte, fiel wieder in seine Demut zurück, bat und weinte gar, ganz zur Unzeit zog er den Brief seines Bruders aus der Tasche, fuchtelte damit herum, wollte ihn allen erklären...

„Sie sind verrückt!“ zeterte Gustl.

Der Vater drängte sich dazwischen: „Schweig doch endlich!“

Auch Herr Glück bat den Freund, die anderen zu Worte kommen zu lassen. Gustl aber schien von seiner bösen Laune gänzlich besessen: „Die Strafanzeige werden wir erstatten! So etwas muß bestraft werden.“

Es war, als erhöbe sich Nachreiter in diesem

Augenblick zu doppelter Höhe. Von oben her drückte er den Chef zur Seite, warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf Gustl und wälzte sich schon mit ihm auf dem Teppich: „Bestrafen! Mich bestrafen?“ — Alle Bande jahrzehntelangen Gehorsams waren gesprengt, Nachreiter hieb mit Knien und Fäusten, er sprang mit Stöhnen auf und stieß noch einmal auf den Knaben nieder. Atemloser Stolz erfüllte ihn dabei; es war ihm, als sei diese Gewalttat nur eine unendlich süße Fortsetzung des Kusses, den er auf den Mund der Schwester gedrückt hatte. Frei fühlte er sich, zum erstenmal in seinem Leben frei, von einem dunklen Banne erlöst ... Was lag daran, daß jetzt alle auf ihn losstürzten, daß der breite Glück ihn packte und zur Türe, durch das Vorzimmer, ins Stiegenhaus mit ernstem, aber nicht durchaus mißbilligendem Gesicht hinausdrängte! Nachreiter ging ja selbst, ging ja gern, er war auch glücklich, daß man ihm etwas von „Kündigung“ und „Postensuchen“ nachrief, er wäre ohnedies nicht mehr ins Haus und Geschäft Weiner zurückgekehrt. Was geschehen war und was weiterhin geschehen sollte, wußte er ja nicht. Aber seine Seele weitete sich auf und erkannte, wie im Blitz, als sinnlos alle Verkrümmtheit, Angst und Sklaverei, denen sie sich

jahrelang hingegeben hatte, ohne es zu fühlen. Die erste unbekümmerte Tat seines Lebens, zu der er sich aufgeschwungen hatte, das einzige Ereignis, in dem er nach seinem Willen und Gelüsten gehandelt hatte, vielleicht das einzige Ereignis seines Lebens überhaupt — dieser Kuß auf Irmas Lippen — hatte sein zerknittertes Wesen vom tiefsten Grunde aus umgewühlt und frisch geebnet.

Zwar blieben noch auf dem Heimweg Anfälle der Reue nicht aus. Die unfreie und die freie Seele Nachreiters stritten miteinander. Die unfreie sagte: „Wie hast du dich nur an einem gebildeten Manne vergreifen können?“ Nach längerem Zögern antwortete die freie: „Ich bin aber auch ein Mensch und muß mich wehren, wenn mir unrecht geschieht!“ Die unfreie stellte ihm eine trostlose öde Zukunft auf dem Dorfe bei seinem Bruder in Aussicht. Die freie lachte: „Tut nichts, ich bin ein Mensch, bin ein Mensch.“ Bis sich endlich unser Buchhalter in seinem Stübchen so weit beruhigt hatte, daß ihm einfiel, er habe nun eigentlich Geld genug erspart, müsse, bei Licht betrachtet, überhaupt nicht mehr arbeiten und könne, nach Einkauf einer kleinen Altersrente, seine restlichen Lebensjahre, den schönen Künsten gewidmet, in der Hauptstadt ganz nach seinem Belieben und Ver-

gnügen verbringen, also in jenem Paradies, von dem er bisher nur so spärliche Kunde erhalten hatte, wo es täglich Theater gab, im Winter wie im Sommer, wo man, so oft man wollte, Kompositionen von Chopin und Dvořak wie auch das Lied an den Abendstern hören konnte, und wo an hohen Festtagen des Geistes goldene Cherubim feierlich durch die Straßen zogen. Diese Phantasie beschäftigte ihn ganz besonders, und unter Engelsflügeln schlief er denn auch letztlich gar sanft ein. „Was gehen mich denn eigentlich diese Leute an", dachte er, schon halb ohne Bewußtsein. Diese hochschätzbare Familie Weiner, die ihn sein Lebtag bis in den Traum hinein beherrscht hatte, erschien ihm plötzlich ganz fremd, ganz gleichgültig. Nicht einmal Haß empfand er. Vielmehr beschlich ihn, nach all den Aufregungen des Abends, ein süßes Gefühl von Unverantwortlichkeit und selbstsicherer Harmonie, wie es sonst nur ganz jungen Leuten zu Beginn ihrer Laufbahn eigen ist. „Ein Mensch bin ich, ein Mensch."

Bürgerliche Liebe

„Refurmieren wüll i dei gonze G'ſellſchoft. Jo dös wüll i tun oder beſſer g'ſogt, i wüll ſie z'ruckbringa zu der Natürlichkeit. Jo ich, grod ich, der Plemſcheier Seff aus'n Egerland. Die werden ſich hart wundern, wos i kann. Die werden ſchon mittun, bis ſie erſcht wiſſen wer'n, wos i hoben will. I bin a Bauersſohn, a grober, unverdurbener Menſch! Allez'ſamm, die jungen und die olten, wüll i refurmieren, dei gonzen Stodtleut'. Ober zuerſcht d'Moidla, die ‚Fräulein', dei blöden, dalkerten Tocken. Herrgottſakrament nuch amol! ma kann jo gar nix anfanga mit eahnen. Ma hot jo gar nix von ihna. I holt's ſchon gar nimmer aus!"

Joſef Plemſcheier verſuchte dieſen Gedanken nun ſchon ſeit einer halben Stunde, auf einem langen Spaziergang, möglichſt eindringlich und klar zu machen. Er redete heftig auf ſeinen Begleiter ein, Herrn cand. jur. Francis Gehmann, der ihn als

entfernten Verwandten schon mehrere Tage lang in Prag und in der Prager Gesellschaft herumführte ... Plemscheier war nämlich studienhalber hierher gekommen, zum erstenmal in seinem Leben in eine Großstadt, und da zeigte er natürlich eine fressende Neugierde nach den Besonderheiten der Stadt. Gehmann kam seinem Interesse durch ausgedehnte Wanderungen und genaue Mitteilungen entgegen, wofür sich Plemscheier in seiner Art revanchierte, indem er sofort eine Kritik des Gesehenen und allerlei Verbesserungsvorschläge zum besten gab. Und was er sprach, war immer sehr laut.

Auch jetzt, als die beiden in das Café eintraten und sich in einer Nische niederließen, brachte Plemscheier seine laute Stimme mit herein und dämpfte sie nicht. Und Francis, den man wegen seiner Vornehmheit in einem gewissen Kreise Carus nannte, mußte ihn beschwichtigen, indem er seine innere Handfläche zu dem eifrig Redenden emporhob: „Und was wollen Sie nun eigentlich von unseren Stadtmädchen haben?"

„Wos i von ihnen hob'n wüll? Dös is ganz einfach. Hob'n wüll ich sie. Dös heißt, niet olle z'samm. Denn dös is mir grad z'wider, wie diez Stodterer, diez elende Stadtleut' mit ollen auf amol umzieht's, mit jeder a por Wochen. Na,

i wüll a uinzige. Mit der wüll i geihn, wie ma bei uns daham ſagt im Egerland, wenn ma an Schotz hat. Und dei, ma Schotz, von der wüll i auch was hob'n. Sie verſteng'n mi, wos? .. holt in puncto puncti. Und diez könnts hundert und hundertmol kummen mit enkerer Moral und Sittlichkeit. Ich mach, wos ich wüll. Ich bin ich. Ich tu, wos mir paßt. Ich geih mit uiner aus und dei is ma Schotz und dei hob i holt gern und ſie mich a. Und da hob'n wer holt wos voneinander wie zwoi Verheiratete. Und danoch wenn i Doktor bin, offer mach ma holt Hochzet. I kunn mir's ſchon erlauben. Mir aus'n Egerland, mir hob' un holt Geld. Da möcht i ſchaun, wer mir in dei Soch'n wos dreinz'reden hat! Da kunn kummen, wer wüll!"

Francis lächelte und ſagte mit ſeiner blaſſen Stimme: „Aber das Mädchen, mit dem Sie vor der Hochzeit ein Verhältnis haben wollen .. Pardon, bei uns nennt man das ‚ein Verhältnis', was bei Ihnen zu Haus ‚einen Schatz haben' heißt .. dieſes Mädchen ſoll doch eine aus unſerer ſtädtiſchen Geſellſchaft ſein, wenn ich Sie recht verſtehe."

„Natürli. Dös verſteiht ſich. A recht tüchtig's Moidl ſoll es ſein. Niet ſur a gonz a junge, ſur a Gansl, ſur a ‚Backfiſch'. Dei hob ich am Zug,

bei Frotz'n mit achtzehn Johren ... I will uina, bei wos herstellt, a tüchtig's Weib. Und dös wird gar niet so schwer sein. Dei spürt's ja auch in sich wei ich, bei is ja auch a Mensch mit lebendigem Fleisch und Blout. Bei uns hot ka uinzige wos dagegen, niet a uinzige. Und gar wenn a sur a fescher Karl kimmt wei ich, den wolleten sei alle z'samm hob'n."

„Ich zweifle nicht an Ihren Erfolgen. Aber ich glaube doch nicht, daß Sie es weiter bringen werden als bis zur ... bürgerlichen Liebe. Oder hat sich Ihre Methode vielleicht schon bewährt?"

„I wüll's offen sagen: bis jetze nuch niet. Da hob i gestern mit der Rosy ungefongen und hob ihr woll'n an Schmatz geben. Aber mit der is nix los!"

„Na, da mögen Sie schön angekommen sein. Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Wenn Sie auch da anfangen wollen, wo die anderen aufhören! Es geschieht Ihnen ganz recht, wenn Sie nicht wissen, daß alles, was Sie tun, durch die sexuelle Lupe angeschaut wird."

„Sexuelle Lupe ... was is denn dös? Und z'vur hob'n Sie auch schon amol g'sogt: Bürgerliche Liebe. Is vielleicht dös a andere Liebe. Wos muinen Sie eigentlich damit?"

„... Da haben Sie Ihren Kaffee. Nein, Eis-

kaffee haben Sie bestellt. Wie kann man ... jetzt im Winter! Mir scheint, Sie können die Genüsse der Großstadt gar nicht mehr erwarten. — Ja, also diese Ausdrücke von vorhin, die kann ich Ihnen ja erklären, während Sie Ihren Eiskaffee einlöffeln. Diese Ausdrücke sind aus meinen Aufzeichnungen, aus einem Tagebuch, das ich ehemals führte ... unter dem Titel: Psychologie unserer jungen Mädchen. Die Sache ist im Grunde genommen sehr einfach. In unseren bourgeoisen Zirkeln, die unter so eigenartigen engen Bedingungen leben, haben sich eben auch eigenartige Lebensformen entwickelt ... sagen wir: eine insulare Vegetation. So haben wir an Stelle der allgemein verbreiteten Geschlechtsliebe ... die bürgerliche Liebe. Das heißt, die Liebesverhältnisse in der Stadt gelangen nie zu dem Endzweck aller Liebe, zur reinen Befriedigung des Naturtriebes, zum Punctum puncti. Das läßt nun einmal die Gesellschaft unter Unverheirateten nicht zu. Und die Mädchen ... ich kenne nur eine einzige Ausnahme ... gehorchen. Aber sie entschädigen sich, diese bürgerlichen Familientöchter, die jeunes filles à marier. In einen engeren Spielraum geschlechtlicher Reizungen gedrängt, genießen sie dieses Wenige dankbarer, kunstvoller, aufgeregter. Sie sehen alles durch ein Vergrößerungsglas, gleichsam durch

die sexuelle Lupe. Was anderen Mädchen die Umarmung ist, muß diesen ein zweideutiges Wort sein oder eine Geste; statt der Küsse gewähren sie Umarmungen; und Küsse ersetzen ihnen das Endziel jedes Verhältnisses, das höchste Maß der Wollust. So leben sie raffiniert, etwas gedrückt, verderbt und frivol, aber in ihren Surrogataufregungen, mit ihrem Liebessacharin nicht minder genüßlich wie Bauerndirnen ... Überdies werden Sie ja Gelegenheit haben, selbst Studien zu machen, Herr Plemscheier. Wir wollen ja für die Wintersaison einen jour fix arrangieren. Ich habe auch Herrn Goldner, meinen Cousin, hergebeten. Wenn er kommt, können wir gleich das Komitee konstituieren."

„Aber i bin doch von dem Gegenteil überzeugt. Ganz fest bin i überzeugt davon ..."

„Pst ... nicht so laut! ... Überzeugung. Was ist das: Überzeugung? Überzeugung ist an sich ganz wertlos. Damit sind wir schon lange fertig ... Haben Sie noch nie, wenn Sie morgens aus dem Hause traten und vor sich so den Schnee und die Fußspuren und die Figuren des Trottoirs und die Sonne in den Fenstern sahen und sich recht tief in diese Betrachtung versenkten, haben Sie da noch nie die Überzeugung gehabt: Kein Mensch auf der

ganzen Welt kann das so klar sehen wie ich, kein Mensch kann das alles so tief betrachten wie ich? Ist Ihnen das noch nie passiert? Gegen Ihre sichere Ansicht und Ihr besseres Wissen drängte sich Ihnen die absurde Überzeugung auf, gleichsam aus mystischen Gründen, aus überirdischen Prämissen..."

„Ach Gott, wos reden Sie da? Sind Sie überschnoppt? Solche Sach'n, dös sog ich Ihnen gonz offen, dös is mir noch nei eing'follen, solches Gelump. Aber jo, jetze weiß i schon, Sie sind jo a Dichter, a Schriftstöller, a sur a Fadian. Jetze versteh ich auch, wos Sie daher'plauscht hob'n von den Moidlen. Dös wär nuch schöner, wenn dei olle wirklich so fad wären wei Sie. Jetze versteh ich auch, warum Sie ollewal mit Ihrem Moidl, mit der Gina, so fad dositzen, grod wei g'sturben. Ollewal a holbe Stund voneinander, wei wenn Sie niet z'sammg'hören täten." Hier lächelte Francis ganz eigentümlich. „Na, so wos fong ich mir niet an. Wissen Sie, bei unsern erschten jour fix da schau i dei Rosy nimmer an und hol mir eine, wos a wen'g frischer is. Und dei wird mein Schotz und dei heirat i dann ..."

Goldner, der jetzt eben zu den Wartenden an den Tisch getreten war, unterbrach seinen Redefluß. „Man heiratet eine Frau aus Liebe oder

man liebt sie ..." Er wollte ein Aphorisma machen, wie es damals gerade in Prager Gesellschaftskreisen modern war. Aber es mißlang ihm.

* * *

Im Palais Colloredo-Mannsfeld strahlt der große Marmorsaal und die Kabinette mit den schönen türkischen Seidentapeten. Die Kuppel schimmert kraftvoll, als sei in ihrer Wölbung der eiserne Wille des Ahnen aufgespart, der sie erbauen ließ, des Obersten Erb-Truchsessen im Königreiche Böhmen. In den Gasflammen leuchten die Kommandantenaugen versunkener Condottieri-Geschlechter auf, die dereinst im Tanze durch diese Gemächer geschritten sind. So behauptet wenigstens Francis. Und es erweckt ihm sonderbare Gedanken, daß die Säle dieser erlauchten Adelsfamilie jetzt vermietbar sind und zu bürgerlichen Lustbarkeiten und Jourfixen verwendet werden. Aber sein Cousin, der dumme Goldner, der ihn nie versteht, sagt: „Schaun wir mal lieber hinaus, ob unsere Damen schon kommen!"

Plemscheier, das dritte Mitglied des Komitees, fährt bei diesen Worten erregt auf. Dann stolziert er weiter auf und ab durch den Saal, unwillkürlich eine Linie des Parkettmusters verfolgend. Er

hat sich für diesen Abend sehr schön und sorgfältig herausgeputzt. Aber gerade diese Sorgfalt verrät ihn. Seine Kleidung ist ungewohnt, nicht eins mit ihm, gleichsam noch allzu selbständig. Und jede seiner Bewegungen fällt fatalerweise so aus, als ob sein neuer Anzug sich über ihn wunderte.

Und die Damen kommen, alle diese zwanzig bis dreißig vornehmsten Bürgermädchen, für die man den Jourfix arrangiert hat. Sie kommen mit ihren Müttern und mit ihren Verehrern. Und sie kommen in gewählten Kleidern, Verlockungen von der Schneiderin Gnaden, mit dick unterstrichenen Reizen. Je hübscher das Mädchen, desto ausgeschnittener und anliegender das Kleid; die weniger hübschen sind durch hohe steife Halskragen und Bolerojäckchen „fesch" gemacht. Alle tragen fußfreie Röcke, Tüllschleifen im Nacken. Wie Spielzeuge erscheinen sie, die man unbemerkt bei der Nackenschleife anfaßt, in die Höhe hebt und irgendwohin an die Wand nagelt, daß die niedlichen Beinchen zappeln. Wie Püppchen aus wohlriechender Seife sind sie erfüllen mit ihren hastigen Gesprächen, mit ihren temperamentvollen Armbewegungen, mit ihrem nervösen raffinierten Duft den Saal.

Und der Bauernsohn versucht sein Glück bei ihnen. Sehr ernst und wichtig nimmt er diese

erste Unterhaltung ... wie eine Brautschau. Während ringsum nur geflirtet wird, zwecklose Scherze durch die Luft schwirren, ist er sich des hohen Ernstes dieser Stunde, die für sein Leben entscheiden soll, voll bewußt. Mit dem einen und dem anderen Mädchen versucht er es, beginnt zu reden und biegt unvermerkt, wie er meint, zu seinem Ziel ein. Aber diese Familienmädel, diese dummen Dinger, verstehen ihn nicht, wie er meint. Keine will unter vier Augen mit ihm reden; keine will sich auf die Galerie führen lassen, wo es etwas dunkel ist; keine will nachsehen, ob im Nebenzimmer schon das Souper gedeckt ist. Sie sind eben zu naiv, zu unschuldig. Ja, es kommt ihm vor, als behandelten ihn heute alle noch reservierter, erfrorener als sonst ... und er sagt's in seiner angeborenen und noch nicht aberzogenen Aufrichtigkeit dem Francis Gehmann.

Dieser war bisher mit Gina still wie gewöhnlich in einer Ecke gesessen. Jetzt eben hatte ein anderer Herr sie aufgefordert; und er stand auf. Plemscheier redete ihn an. Da fuhr sich Francis einmal, zweimal über die klare Stirn, schien eine böse Stimmung zu verscheuchen, hörte lächelnd zu, sagte dann: „Aber selbstverständlich ist das so, wie es Ihnen vorkommt. Kein Mädchen wird jetzt

besonderes Interesse für Sie hegen. Sie sind eben schon zugeteilt, und zwar dem Fräulein Rosy Federmann. Ja, da hilft Ihnen nichts. Man hat Sie beim letzten Hausball viel mit ihr beisammen gesehen, und so sind Sie ihr als Verehrer für diese Saison zugewiesen."

„Aber i wüll doch . . ."

„Auf Ihr: ‚ich will doch' kommt es nicht im geringsten an. Alles vollzieht sich hier nach Gesetzen. Nach alten ewigen ehernen Gesetzen usw., Sie kennen doch das schöne Lied. Und denken Sie auch an die sexuelle Lupe! — doch Pardon jetzt . . ."

„Noch einen Augenblick! . . . Ihre Reden von unlängst, wie wir da im Café gesessen sind, habe ich mir nämlich sehr genau überlegt. Dös wär mir aber a feine G'sellschoft, wann dös wirklich so wär. Do wären ja d' Moidla, wei Sie sie herg'stellt hob'n, bei aller ihrer Zurückhaltung die durchtriebensten, sinnlichsten Ludern . . ."

„Ja, das sind sie auch wohl. Aber warum sprechen Sie mit Entrüstung? . . . Muß es nicht so sein, wie es ist? Ist es nicht ganz naturgemäß geworden?"

„Jo, aber gegen soviel Gemeinheit bin ich ja ganz wehrlos. Da sind einem diese Menscher . . .

wollt' ich sagen, diese Mädchen ... natürlich immer überlegen!"

„Außer man ist noch gemeiner als sie. Das heißt noch weiter entfernt von der reinen Sinnlichkeit, noch vernünftiger. Viele aus unserer Herrengesellschaft haben es schon dahin gebracht. Ich empfehle Ihnen das Studium des Herrn Goldner, meines Cousins. Der hat am meisten Glück bei unseren Mädchen, weil seine Liebe noch weniger mit natürlicher Leidenschaft zu tun hat als die bürgerliche Liebe. Er macht nämlich als trockener Streber nur auf Hausbälle Jagd, jenseits des vulgären und selbst des bürgerlichen Geschlechtstriebes ... Doch jetzt müssen Sie mich wirklich entschuldigen ...!"

Um Plemscheier begann sich der ganze Saal zu drehen. Er konnte dieses Übermaß von Fäulnis und sittlicher Niedertracht nicht fassen. So also sah es in der Stadt aus, in diesen reinlichen, geometrisch eingeteilten Häusern, in diesen nicht schadhaften Zimmern, auf diesen asphaltierten sauberen gepflegten Straßen. Alles schien ihm mit einem Male wüst, gärend, mit Unrat gefüllt ... Dann wieder, nach einer Weile aufgeregter Gedanken, kamen ihm alle diese Dämchen und Herrchen der Stadt so dumm, so bodenlos kindisch und einsichtslos vor. Gingen sie nicht immer um den

wahren Genuß herum wie die Katze um den Brei? Waren sie nicht blind gegen die Schönheit des Lebens und der Liebe? Ja, nur er allein kannte den wahren gesunden ketnigen Genuß des Daseins. Er fühlte sich hoch erhaben über alle diese Menschlein. Was hatte er hier noch zu verweilen! . . . Doch nein, wenn Francis nicht das Richtige getroffen hätte! Plemscheier dachte weiter. Konnte man diesem überspannten Gigerl so ohne weiteres Glauben schenken! Wäre es nicht besser, selbst Erfahrungen zu sammeln! Vielleicht stand es noch gar nicht einmal so arg mit der Welt . . . Und er beschloß, seine Bemühungen vorläufig noch nicht aufzugeben, einen letzten Versuch zu machen.

Er sprach Rosy an, die er bisher an diesem Abend gemieden hatte.

Sie war vollkommen unbefangen und sehr liebenswürdig. Sie plauderte von Konzerten und den Augen des schönen Schauspielers Lengbach. Plemscheier freute sich zuerst an ihren arglosen Reden, sie schienen ihm ein gutes Präludium. Der diskrete Ton reizte ihn, er wurde begehrend, trotzig, dabei immer unsicherer und ängstlicher. Und gerade die Angst spornte ihn an. Mit einem Male begann er das nichts ahnende Fräulein heftig und entschlossen mit „du" anzureden.

Da ließ sie ihn in der Mitte des Saales stehen.

„Jetzt ist alles zu Ende! Ich habe meine Rolle in der Gesellschaft ausgespielt!“ dachte er. „Ich fahre nach Hause ins Egerland, das ist das beste.“ —

Aber am nächsten Tage lag auf seinem Schreibtische ein Briefchen von Fräulein Rosy ... in kurzen Worten eine höfliche Einladung zu einer Schlittenpartie en famille.

* * *

Jetzt war es mit dem Verständnis des armen Plemscheier zu Ende. Alle seine Berechnungen waren konträr eingetroffen. Er stand ratlos da und gab es von nun an auf, über die rätselhaften launischen Phänomene der Gesellschaft nachzudenken. Wie der Graf Gondremark in der Offenbachschen Operette dachte er: Ich stürz' mich in den Strudel, Strudel 'nein ...

Es gibt einen eigentümlichen Tonfall, mit dem die Schauspieler manchmal (besonders in klassischen Dramen), wenn ihr Partner lange Reden hält, allerlei Ausrufe improvisieren z. B. „Nein nein“, „O der Verräter“, „So ist's recht“. Es ist dies ein verschämter unterdrückter dunkler Tonfall, alle Vokale gleiten nach u ab. — Eine solche Stimme ungefähr gewöhnte sich Plemscheier jetzt als stän-

dige Sprechweise an. Er fühlte, wie stilwidrig, gleichsam unbeabsichtigt vom Dichter, seine Art in der Gesellschaft wirkte. All sein Reden und Tun unter Leuten betrieb er nur noch wie einen bescheidenen Zwischenruf. Von der Unzweckmäßigkeit der bürgerlichen Liebe war er zwar immer noch ebenso fest überzeugt wie vorher. Aber die Übereinstimmung aller, das Milieu begann ihn zu überwältigen. Fast täglich traf er nun mit Fräulein Rosy zusammen, beim Jourfix, in Gesellschaften, auf der Promenade, bei Hausbällen, beim Pingpongspiel, auf dem Eise. Das war schon so zweckmäßig eingerichtet ... Und Rosy hatte sozusagen das Amt übernommen, ihn zu assimilieren. Unbewußt wurde sie seine Lehrmeisterin im Flirt. Und o! sie war eine strenge Lehrerin. Nur langsam ließ sie ihn in den Graden der Gunstbezeugungen aufrücken.

Auch nur langsam bemerkte er überhaupt erst, daß es sich um Gunstbezeugungen handle. Seinem wilden Gemüt leuchtete es anfangs gar nicht ein, was für ein Reiz darin liegen könne, mit ihr über ganz neutrale Themen wie Theater und Literatur zu reden. Allmählich erst sah er ein, daß es doch eigentlich ein Vorzug sei, daß sie gerade mit ihm über diese Dinge sprach; nicht mit anderen. Und diese Entdeckung schmeichelte ihm einigermaßen.

Nun war er bestrebt, diesen Vorzug zu wahren. Er wurde schon eifriger, erhitzte sich. Und bei diesen an sich allerdings uninteressanten Gesprächen hatte er auch Gelegenheit, Rosy näher zu betrachten. Ihre Gesichtszüge wurden ihm vertraut, die Vorzüge ihrer Gestalt prägten sich ihm ein. Es war nicht zu vermeiden, daß seine Begierde wuchs und immer individueller wurde.

In demselben Maße verfeinerte sich sein Verständnis für ihre individuellen Eigenheiten. Er fand eigenartige Sensationen in der Wahl ihrer Worte, Unterströmungen in der Behandlung der entferntesten Gegenstände, raffiniete Stimulanzen in ihrem Schweigen. Wenn sie z. B. von Jakobsen sprach, so war es ungeheuer bedeutsam für ihn. Machte sie nachher eine kleine Pause, so fand er dies nicht minder verheißungsvoll.

Einmal erschrak er fast, als sie sagte: „Sie haben sich Ihren Schnurrbart englich stutzen lassen, nicht wahr?“ ... Das war ein Wendepunkt. Er erkannte mit einem Mal, daß auch er für sie, genau so wie sie für ihn, ein Objekt der intensivsten Beobachtung war. Auch für sie war also jede Kleinigkeit, die er tat oder unterließ, ungeheuer bedeutsam und verheißungsvoll. Diese Erkenntnis trieb ihm das Blut in die Wangen. Er wußte nun, daß jede

seiner Gesten bemerkt, jeder Ausdruck gedeutet und überlegt würde. Er lebte gewissermaßen vor einem beseelten Spiegel.

Und war er selbst etwas anderes als ausschließlich dieses Spiegels Spiegel? Die beiden Spiegel begannen sich von nun an nur noch für ihre wechselseitigen Spiegelbilder zu interessieren, die sie einander in den verschiedensten Nüancen und Lichteffekten zuzuwerfen wußten. So kamen ihre Gespräche in natürlicher Weise von Kunst und den anderen entlegenen Regionen zurück und ergingen sich mit Behagen in Seelenstimmungen und intimen Betrachtungen. Und da sie schon in abstrakten Gegenständen so viel Leidenschaft entfesselten, um wie viel kitzelnder wurden sie jetzt, um wie viel kunstvoller und genußreicher!

Ja, ein gewisser Genuß lag darin. Das sah Plemscheier nun schon deutlich ein. Schon wunderte er sich, wie er alle diese süßen Flageolettöne anfangs hatte überhören können. Schon zog es ihn mächtig zu den Unterhaltungen mit Rosy; und er verging in Sehnsucht, wenn er ihre Stimme lange nicht gehört hatte ... einen halben Tag lang.

Sie sprachen nur miteinander. Sie kamen einander nicht nahe. Sie berührten einander nicht. Und doch waren ihre erotischen Empfindungen heftig

und immer neu variiert. Es war beispielsweise eine Steigerung ihrer Gefühle, ein Reiz von ungeahnter Kraft, wenn er hinter ihrem Sitz im Kammermusikkonzert stand und sah, wie bei jeder komischen Bemerkung, die er machte, ihre Schultern sich emporzogen. So sehr kicherte sie. Er wußte dann, daß in den Konzerten eigentlich für sie nichts existiere als er; und sie wußte dasselbe von ihm. Und so genossen sie das unendlich schmeichelnde Bewußtsein, daß jedes von beiden soundso viele Meisterwerke aus der Aufmerksamkeit des anderen verdrängte; daß jedes von beiden in den Augen des anderen weitaus wichtiger war als der gesamte Kulturbesitz der Menschheit.

Viele Variationen ergaben sich auch aus der Stellung zur Gesellschaft, aus all den mannigfachen Verhältnissen zu anderen Herren und Damen, aus Klatschereien, flüchtigen Szenen, Kombinationen, Spottgedichten, witzigen Beziehungen, aus all den Nebenumständen, die eine Liaison so aufblähen und über den ganzen Horizont der Beteiligten dehnen. Es zeigte sich auch ein Rivale, ein neuer Verehrer Rosys, der ihre Wichtigkeit für Plemscheier ins Unmeßbare vermehrte. Es gab schillernde Wortgefechte zwischen den beiden Herren, Reibungen, persönliche Spitzen, schließ-

lich ein Duell unter schweren Bedingungen, aber mit Ausschluß jeder Gefahr ... der bürgerliche Haß als famoses Gegenstück der bürgerlichen Liebe ...

Das sensibelste Gespräch aber, das den beiden beschieden war, wurde durch den plötzlichen Tod Ginas, der Freundin Rosys, herbeigeführt. Es ereignete sich auf Ginas Begräbnisse. Diese halben Regungen unter der Maske der ärgsten Trauer, dieser pikante Ernst, diese glühende Lebenslust angesichts des Todes ... an antike Sarkophage mit ihren Satyrszenen gemahnend!

Und nun wurde Plemscheier näher und kühner. Nur flüchtig berührte er sie einmal, als er ihr die Jacke hielt. Da überrieselte ihn ein Wollustschauer, so daß er fast hingesunken wäre. Es lag von da an eine Unsumme von Geistestätigkeit, ein aufreibender Wechsel von Befriedigung und Mißlingen in seinen Anstrengungen, bald wieder Gelegenheit zu einer Berührung zu bekommen. Er holte sie halbestundenweit ab, um ihr in die Straßenbahn einsteigen zu helfen. Er drückte sie beim Tanzen heiß an sich. Er behauptete, daß er ihr eine Haarnadel feststecken müsse ... Lauter Dinge, die in den vornehmen Salons anstandslos geschehen, obgleich Brände an diesen Galanterien entfacht wer-

den. — Einmal ſagte ſie, ſie wolle ihn Klavier ſpielen lehren. Er verſtand zuerſt nicht. Erſt als er neben ihr daſaß und ſie ſeinen Finger mit ihrer weichen Hand feſt umklammert hielt und über die Taſten führte, lange Minuten lang ... da ſeufzte er, atmete ſchwer vor laſterhafter Erregung.

Ganz and gar gefeſſelt war er nun, dem Wahnſinn nahe. Mit geſchärften Sinnen lauſchte er nun in das Chaos der Salons hinein, vernahm die verführeriſchen Stimmen, das ſinnliche Kichern der Mädchen, das Rauſchen geheimer Seide, unnatürlich verfeinerte Manieren über halb verratenen Myſterien, Beardsleyviſionen. Er ließ ſich von den faſt ſagenhaften Jauſen und Zuſammenkünften der Mädchen erzählen, von ihrem geheimen Zynismus, von dem unkeuſchen Feſte, das ſie unlängſt untereinander gefeiert hatten und von dem nur lückenhafte Berichte in die Öffentlichkeit ſickerten. Es ſollte eine ausgewachſene Schweinerei geweſen ſein. Die Hälfte der Damen war als Herren koſtümiert, mit angepickten Schnurrbärten; die anderen in Hemden, Badekoſtümen, halb nackt, von dieſen Talmiherren an ſich gepreßt, geküßt ... ausſchweifende Illuſionen, eine raffinierte Orgie der Phantaſie — — — — — — — — — — — — —

„Sie ſind bei Federmann zum großen Thé dansant

geladen," ſagte eines Tages Goldner zu Plemſcheier, „da paſſen's auf. Das iſt der Moment, wo der Aff' ins Waſſer ſpringt."

„Was für ein Aff'?" fragte Plemſcheier harmlos.

„Na, paſſen's nur auf. Das iſt ſo die Manier von der Roſy. Bei ihrem großen Thé kriegt der Verehrer den erſten Kuß. Nehmen Sie ſich nur in acht. Sie küßt nämlich ſehr temperamentvoll, die Roſy."

„Aber Sie unverſchämter Menſch, woher wiſſen Sie ... Das iſt infam. Wie können Sie ſo etwas ſagen, mein Herr."

„Nur nicht aufbegehren, Teuerſter! Es ſieht's ja niemand ... Woher ich das überdies weiß? Das kann ich Ihnen ganz genau ſagen ... War ſie, die Roſy, im vorigen Jahre vielleicht nicht meine Flamme? Na alſo ſehen Sie, Teuerſter. Alles hat ſeine Gründe. Seien Sie nur ruhig und leben Sie ſo wohl als auch ...!" —

Da aber bäumte ſich noch einmal der Stolz des Bauernſohnes auf. Mit einem Male erkannte er ſchaudernd, daß er ſelbſt allmählich in dieſes „Übermaß von Fäulnis und Unſittlichkeit" geraten war, das er ſo verachtet hatte. Ein heftiger Unwille, Ekel überkam ihn. Heraus aus dieſer Miſere! Zur Natur zurück! Und in wahrer Rouſſeauſtim-

mung eilte er zu seinem liebenswürdigen Berater Francis, um ihm zu beichten. Fast weinte er, als er sagte: „Nein, so kann es doch nicht fortgehen. Nicht wahr, lieber Herr Francis. Bitte, raten Sie mir, helfen Sie mir! Wie leben denn Sie, ein Dichter, ein idealer Mensch, in dieser sumpfigen Atmosphäre. Wei holt's denn diez dös aus ... wollt' ich sagen (entschuldigen Sie, ich falle immer noch manchmal in den Dialekt zurück), wie halten Sie das aus, Herr Francis?"

Der elegante Jüngling sagte sarkastisch: „Wie ich es aushalte? Nun, seit meine Gina sich vergiftet hat ..."

„Was ... vergiftet hat sie sich? ... Ein Selbstmord? Aber davon habe ich ja kein Wort gewußt ... Und warum hat sie denn, um Gottes willen ...?"

„O, wenn Sie sich dafür interessieren, werden Sie es gewiß noch erfahren. Es ist ein öffentliches Geheimnis in der Gesellschaft. Aber, sehen Sie, gerade ich kann Ihnen das wirklich nicht erzählen ... Aber wie ich seither lebe, sollen Sie wissen. Ich versuche es mit einer anderen Art von Liebe. Mit der Liebe zu Gott. Das heißt, ich fühle ganz genau, daß die das einzig Richtige wäre. Leider aber bin ich zu schwach, viel zu schwach dazu."

* * *

Es bleibt dahingestellt, ob Plemscheier seine tugendhaften Entschlüsse sofort wieder fallen ließ oder ob sie bis zum großen Thee bei Federmann vorhielten, der am Schlusse der Ballsaison stattfand. Bei diesem Thee wurden sie jedenfalls nicht berücksichtigt. Im Gegenteil, es war der Höhepunkt seiner bürgerlichen Liebe zu Rosy. Wie toll hielt er sie umschlungen, draußen im Korridor, verstohlen; während man drinnen ein Pfänderspiel beriet. Fortwährend, in dieser spannendsten Minute, mußten die beiden auf der Lauer sein und Störung befürchten. Es lag ein äußerster Reiz darin. — Wenn man die ganze Entwicklung dieser Liebschaft wie ein Artistenkunststück im Spezialitätentheater aufführen wollte, müßte hier die Musik abbrechen...zum atemlosen Erschauern des Publikums. — Und als sie sich losmachen und davoneilen wollte, trat er hinter sie, faßte sie an der Brust und jetzt ... küßte er, sich vorneigend, ihre glühenden Wangen, die Ohren, den Hals, die Lippen — —

Am nächsten Mittag lag er noch im Bette, als Francis Gehmann und Goldner hereintraten: „Wir kommen, dich abholen, José. Komm, steh auf, sei nicht so faul! Wir machen eine Landpartie mit unseren Mädeln aus der Modistinnenbranche. Du sollst überdies nicht sagen, daß wir schlechte Freunde

sind. Wir haben für dich auch eine bereit gestellt. Einen strammen Kerl, kannst es glauben ... Sie ist sogar vom Land. Ein richtiges Bauernmädel!"

Plemscheier gähnte: „... Uäh! ... Geht doch mit eurem Bauernmädel! ... Ich bin nicht so materialistisch gesinnt ... uäh! ... Ihr könntet überhaupt weggehen und mich in Ruh' lassen ..."

„Lassen wir ihn", meinte Goldner, halb ernst, halb scherzend. „Er ist in den Flitterwochen mit Rosy Federmann."

Da aber buddelte sich Plemscheier wieder aus der Decke und war ganz entrüstet: „Keine Idee! Mit der Rosy bin ich fertig. Ganz und gar fertig, da ist nichts zu wollen. Gerade hab' ich mir's überlegt, wie sie mich gestern gegen Schluß des Balles schon ganz beträchtlich gelangweilt hat. Ja, ja, wir sind fertig miteinander ... Aber ihre Schwester, die Mitzi ..."

„Herrgott, die ist doch erst sechzehn Jahre alt. Mit der willst du jetzt anfangen?"

„Grad' mit der. Die ist jetzt mein Gusto."

„Du, José, da fällt mir was ein. Erinnerst du dich, wie du einmal auf diese Fratzen unter achtzehn Jahren geschimpft hast; und auf uns Städter, weil wir jede paar Wochen ein neues Verhältnis haben. Das war damals, als du gerade nach Prag kamst.

Und was machen deine ‚Reformpläne' jetzt, wenn man fragen darf?"

„... Uäh! ... Uäh! ... Uäh!"

Goldner wollte ihm helfen! „Nicht wahr, du siehst jetzt überhaupt ein, daß unsere Gesellschaft nicht reformbedürftig ist?"

Plemscheier aber hatte in seiner Katerstimmung gar keinen Sinn für Debatten, und sein Streben ging nur dahin, die Kollegen hinauszuspedieren.

Francis sah sich noch einmal im Zimmer um. Von den Wänden flatterten Kotillons, Tanzordnungen, Komiteemaschen, Vortanzschleifen in allen Farben. Zahllose Ansichtskarten und Photographien, die in Strohmatten befestigt waren, die Fülle von Krawatten und Kragen in aufgerissenen Schubladen, die Kassette mit vornehmem Briefpapier auf dem Schreibtische, alles erzählte hier von gesellschaftlichen Beziehungen und Triumphen. Die Saiten einer Mandoline zitterten leise und klangvoll auf dem Fensterbrett. Über einem Wirrwarr elegant geformter Flakons, flacher Dosen mit Onglissia, Necessaires, rosa bedruckter Seifenschachteln vor dem Spiegel raschelten einige Hefte eines pornographischen Lieferungswerkes. Ein Rasierapparat lag neben einem „Führer durch Richard Strauß' Salomemusik". Aus der Maniküreschа-

tulle erhob sich ein fader Geruch und vereinigte sich mit einem Duftgemisch von Schokolade, Blumen- und Damenparfüm, das von dem Frack am Rechen ausging und den ganzen Raum schwebend erfüllte.—

Unten auf der Straße angelangt, wandte sich Francis zu Goldner, der ihn nie verstand, und sagte: „Ob sie nicht reformbedürftig ist, die Gesellschaft, das ist noch die Frage. Aber jedenfalls ist sie nicht reformfähig ... Was aber diesen Plemscheier betrifft: ich hatte wirklich große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Wenn irgend jemand, so konnte er wahre Kultur erlangen. Er kam doch so frei aus der Unkultur und interessierte sich für alles und lernte und lernte ... und jetzt ist er trotzdem tief in die Überkultur geraten."

Sie gingen weiter. Da sagte Francis, den man auch Carus nannte, ganz traurig noch folgendes:

„Aber vielleicht gibt es in Wahrheit nur Unkultur und Überkultur. Und was wir Kultur nennen, ist nur eine Grenze ohne Ausdehnung, etwas Nulldimensionales, ein Indifferenzpunkt. Wenn man sie erreicht hat, so ist man eigentlich schon über sie hinaus."

Die Stadt der Mittellosen

Nein, wirklich, so wie in diesem Sommer ... so ist es mir noch niemals ergangen.

Wo pflegte ich sonst um diese Zeit zu sein? ... In den Bergen auf Gletscherwanderungen oder am Strande des Meeres. Niemals verspürte ich die Widrigkeiten der Jahreszeit, meine Haut lebte in erträglichen Temperaturen und bräunte sich nur ein wenig durch wohlmeinende Sonnenbestrahlung, einige Monate lang tat ich nichts, was mein Wohlbefinden und meine Gesundheit nicht ausdrücklich gefördert hätte. Es gibt da gewisse Gegenden auf der Welt, Landstriche und Städtchen, die eigens für die mächtigen und reichen Leute zum Zwecke der Erfrischung und Belebung hergerichtet sind; Kurorte, diese Luxusartikel der Geographie. Dort ist man wirklich imstande, lange Zeit hindurch nichts zu arbeiten, buchstäblich gar nichts zu leisten, nur Freuden und Förderungen zu genießen; in welcher Richtung man sogar von den hohen Behörden amtlich unterstützt wird ...

Nun gut, auch ich war seit meiner Kindheit einer von den Glücklichen, die während des ganzen Sommers die Großstädte meiden.

Aber heuer sitze ich fest; Herrgott, ich denke gar nicht an Eisenbahnbilletts und Kofferpacken! ...

Der Frühling ist recht ungünstig für mich gewesen. Meine Eltern sind gestorben, und es hat sich herausgestellt, daß ich, ihr einziger Sohn, spaßhafterweise gar nicht mehr erbe, als wenn wir dreißig Geschwister wären. Nämlich überhaupt gar nichts bleibt mir, so tief sind wir in der letzten Zeit heruntergekommen ... Es waren traurige Zeiten, die ich da erlebt habe, ein langsamer geschäftlicher Verfall, die Kämpfe und Sorgen der Eltern und dann noch gar ihr ruhmloser häßlicher Tod.

Es waren traurige Zeiten ... Wenn aber die Macht, die dies alles und unser aller Schicksale leitet, wenn diese Macht oder dieser Gott sich einbildet, er könne durch alle diese Jämmerlichkeiten, durch diese geschickte Gruppierung und Kombination von Unglück mich aufwiegeln und mit der Weltordnung unzufrieden machen, so irrt sich dieser Gott oder diese Macht ... Ich bin immer noch kein Verächter und Revolutionär geworden, keiner

von dieſen unverſtändigen Leuten, die grollen und Waffen zücken und aufgeregte Pläne ſchmieden die ſich nie mit dem Gegenwärtigen einverſtanden erklären ... Ich kämpfe nicht ... Denn das eine weiß ich, daß Erkämpftes und Abgetrotztes nach Schweiß riecht; daß das Leben willig und leicht hergeben muß, wenn ſeine Gaben genießbar ſein ſollen, und daß überhaupt „gegen-das-Leben-kämpfen“ ſchon ſoviel heißt wie „unterliegen“. Hier ſiegt nur der, der nicht zu kämpfen braucht.

Gib nach, gib dich den Dingen hin, verachte nie, ſtreite nie, bejahe ... das ſind immer noch meine Fundamente.

Und in zärtlicher Kampfloſigkeit, weich in Ruhe und Abwarten, lebe ich auch noch weiterhin, trotz aller Schickſalsſchläge dem Schickſal zugetan ...

„Gehen Sie doch zu Herrn Matteo oder noch beſſer zu Ihrem Couſin Goldner, das waren die Freunde Ihres Vaters, ja das waren die, für die er ſich aufgeopfert hat. Gewiß finden Sie dort hilfreiche Hand, man wird Sie unterſtützen, man wird Ihnen Mittel zur Vollendung Ihrer juriſtiſchen und techniſchen Studien vorſtrecken.“ So hörte ich früh und ſpät die Leute um mich raten. Ich ließ ſie reden ... Und wie froh bin ich jetzt, daß ich dieſen häßlichen Beſuchen und Kämpfen

und Anflehungen fern geblieben bin. Ja, Goldner und Matteo, die haben doch anderes zu tun, als gutwillig Schicksalssterne meiner Wenigkeit zu werden. Ich hätte mich vor ihnen entrüsten, ihnen lästig fallen müssen; diese „hilfreichen Hände" hätte ich nur unter heftigen Anstrengungen aus den Taschen gezerrt ... Ganz recht so, sie sind vollständig im Recht damit; ich bin der letzte, der es ihnen übelnimmt, daß sie sogar das Begräbnis meines Vaters geschwänzt haben. Sie sollen genießen und im Glück leben, wie es ihnen zugeteilt ist.

Und ist es schließlich ohne sie nicht auch ganz gut gegangen!

Ich bin jetzt wieder ganz hübsch obenauf, ich habe einen Posten, ein Heim und ich habe eine wunderschöne Geliebte.

Da kam zuerst Herr Jerrybone. Herr Jerrybone ist Erfinder, er hat Ideen für alle möglichen Luxusartikel und technischen Verbesserungen, er ist geradezu ein europäischer Edison ... Nur den kleinen Haken gibt es dabei, daß er seine Erfindungen nicht selbständig ausrechnen und zeichnen kann. Er braucht immer noch, wie hieß es doch in der Annonce? ..., eine technische Hilfskraft. Bravo, dachte ich damals, da werde ich mich an-

melden. Und noch an demselben Abend schlief ich in einem reizenden Zimmer, im zweiten Stock eines herrlichen Neubaus an der Hauptstraße; das Zimmer ist freilich ein Hofzimmer, die Aussicht geht auf ein paar ganz alte, verfallene Häuslein, Wohnungen armer Leute.

Herr Jerrybone ist nämlich mit seinem Sohne in die Sommerfrische gefahren und hat mich in seiner Wohnung allein zurückgelassen. Da sitze ich nun tagaus, tagein in dem reizenden Hofzimmer, zirkle und messe und überlege; denn es gibt allerdings noch genug Dinge zu überlegen an den ingeniösen Einfällen meines Beschützers, und oft scheint es mir, als sei ich der eigentliche Schöpfer und Erfinder. Aber ich hasche nicht nach Geld und Ruhm. Wann bliebe mir da Zeit, mich des Gegenwärtigen in Muße zu vergnügen ... Überdies hat ja Jerrybone versprochen, für meine Zukunft zu sorgen, wenn ich nur recht tüchtig und selbstlos diese paar Ideen für ihn ausarbeite.

Ich finde, daß es mit mir gar wohl bestellt ist. Ich lebe sorglos, früh erwache ich recht heiter zu meiner Arbeit, dann bin ich beschäftigt, ich bin nach Belieben auch unbeschäftigt; wenn es mir paßt, ziehe ich die Rouleaus auf oder zu, ganz nach Belieben, oder ich kann auch ganz ruhig in

den blauen Himmel über den alten Schindeldächern starren, nebenan habe ich ein wohltätiges Badezimmer, eine Bibliothek von unübersehbarer Ausdehnung, für ein Abonnement im nächsten Restaurant ist gleichfalls gesorgt. Ich ziehe die Schlüssel ab, wie ein Herr der ganzen großen Wohnung, ich werfe hie und da einen beaufsichtigenden Blick auf die Zimmermaler, die in den Vorderzimmern arbeiten. Brauche ich irgend etwas, etwa einen Gang oder eine Besorgung, so klingle ich und das gesamte Personal aus dem riesigen Geschäft im Parterre und im ersten Stock steht mir zur Verfügung. Man kommt und fragt höflich: Was wünschen Sie?

Einmal kam auch Ruschena.

Sie gefiel mir außerordentlich, die schweren blonden Haare waren zu einem dicken Kranze getürmt und drückten ihr ordentlich den Kopf, sie mußte ihn unter dieser Last abwechselnd ein wenig auf die rechte oder auf die linke Seite legen.

„Ich brauche einen Kopierstift, Fräulein; dann zwanzig Spannägel und eine neue Reißfeder."

Sie wandte sich zur Türe. „Bitte schön, die Geschäfte sind aber schon gesperrt."

„So."

„Ja, es ist schon spät. Wir sperren gerade auch."

„So, Sie sperren gerade auch", sagte ich und sah sie dabei unverwandt an.

Sie öffnete die Türe, blieb aber auf demselben Fleck stehen.

Plötzlich lächelte sie, ganz beherrscht von ihrem Einfall, wie es mir schien. „Da haben Sie meinen Stift, Herr Carus. Vielleicht hilft Ihnen der bis morgen aus."

Man kann gar nicht beschreiben, welch ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit ich bei diesen Worten empfand. Ich kam hinter meinem Zeichentisch hervor und nahm den Kopierstift aus ihrer Hand. Ich zitterte dabei. Nein, wie liebenswürdig und freundlich mir dieses Mädchen entgegenkam.

„Danke schön!" sagte ich dann.

Sie wünschte mir einen guten Abend und ging hinaus.

Die ganze folgende Nacht kam mir dieser winzige Vorfall nicht aus dem Kopf, ich konnte gar nicht einschlafen. Es war ja keine überschwengliche Gnade, die sie mir erwiesen hatte, überlegte ich... aber ebensogut hätte sie ja auch weggehen können, ohne mir ihren Stift zu schenken. Das stellte ich unwiderleglich fest: Ebensogut hätte sie auch weggehen können ... An den nächsten Tagen geschah dann noch eine Merkwürdigkeit, so oft ich nämlich

klingelte, kam Ruschena und kein anderes Ladenmädchen als Ruschena herauf. Sie kam und war auch immer wunderbar nett angezogen, wir redeten von dem und jenem, ehe sie wieder ging. Ich war in sie verliebt, nun ja, das war nun einmal so gekommen. Aber ich bewarb mich nicht um sie, ich kämpfte nicht um ihre Gunst, davon halte ich mich eben immer zurück ... Und einmal setzte sie sich auch auf das Kanapee zu mir; sie erlaubte, daß ich einige blonde Haare von ihrem Nacken aus zur Frisur hinaufstrich, daß ich diesen Nacken, dessen glanzloses Weiß sich reizvoll unter der gelblichen Beschattung der Haare verlor, bewunderte und berührte, und dann fiel sie mir an das Gesicht, warm, atmend, jung, ja, in der ganzen segensreichen Pracht ihrer Jugend.

* * *

Nun machen wir jeden Abend, wenn das Geschäft gesperrt ist, einen kleinen Spaziergang miteinander, und jeden Sonntagnachmittag einen großen.

An den Wochentagen bleiben wir natürlich in der Stadt. Sonntags aber sind die Anhöhen draußen unser Ziel, das wir erreichen ...

Es ist jetzt nur wenig Leben in der Stadt. Vor

allem fehlt es an geputzten vornehmen Damen auf dem Korso, an jungen Lebemännern englischen Stiles; nur mittellose Leute und notgedrungene Geschäftsherren sieht man da, die sich wortlos und lechzend an den Häusern vorbeidrücken, auf dem blaugrauen schmalen Schatten. Die gelbe Sonnenglut und der Staub stehen wie Wände aufrecht in den Gassen, man muß sich im Schweiße seines Leibes hindurcharbeiten ...

„Die Stadt im Sommer," sage ich zu Ruschena, „das ist die Stadt der Mittellosen."

„No ja, wer sich's bieten kann, der zieht halt aufs Land", erwidert sie und seufzt.

„Aber deshalb wollen wir nicht seufzen, Mäderl. Was? ... Die Stadt gehört jetzt uns; und ist es nicht ganz schön so? Ist es nicht lustig, zu beachten, wie sich alles verändert hat, wie uns die Reichen hier gleichsam alles Leben überlassen haben ... Die Gardinen in den feinen Wohnungen sind herabgelassen, rosa, gelb, weiß, in langen Reihen. Und je mehr wir uns aus dem Viertel der engen Gassen den Hauptstraßen nähern, desto zahlreicher werden diese toten Fenster. Siehst du? ... Und sieh nur die Plakate an den Straßenecken, lauter Vergnügungen für uns Volk, statt der Bälle Tänze in Wirtsstuben und Dampferausflüge, statt der

Theater und Konzerte laden Vorstadtbühnen ein... Ich habe gehört, daß die wahnsinnig teuren Weinstuben gesperrt haben. Die Zahl der Fiaker auf den Standplätzen nimmt ab, die Salonwagen der elektrischen Bahn stehen in den Remisen, die Demonstrationen hören ganz auf, sogar die Zeitungen sind dünner. Alles ist um einen Grad geringer als in den anderen Jahreszeiten, in der Stadt der Reichen."

„Du findest das richtig. Nein, ich verstehe dich wohl nicht recht. Du billigst das also, daß wir uns mit lauter schlechteren Dingen begnügen müssen."

„Ja, natürlich finde ich das ganz in der Ordnung."

„Daß man z. B. hier das Pflaster aufreißt und uns diesen schrecklichen Dampf von Asphalt vorsetzt, damit nur alles wieder hübsch in Ordnung ist, bis die anderen wieder nach Hause kommen."

„Das kann gar nicht anders sein, mein armes Mäderl. Das sind doch die Herren und wir Untergebene, so ist es nun einmal zugeteilt. Und wir wären sehr unklug, wenn wir uns gegen die mächtige Last des Bestehenden auflehnten. Wie könnten wir denn da der Gegenwart froh werden! Alle die Zeit, die wir mit Kämpfen und Revoltieren

zubringen, ginge uns doch inzwiſchen verloren ... Freilich, vieles um uns iſt ganz verteufelt ſchlau eingerichtet, um uns zu reizen, um unſere Leidenſchaften mobil zu machen. Aber dazu dürfen wir uns eben auf keinen Fall verlocken laſſen. Das iſt der Kernpunkt, wie ich fühle. Wir dürfen uns nicht zur Unzufriedenheit verlocken laſſen, und ſolange wir das Gegebene genießen, ſind wir im Grunde nicht ſchlimmer daran als die anderen ... Können wir uns denn nicht wirklich freuen, daß uns die Reichen für dieſe zwei Monate des Hochſommers die ganze Stadt und alle Güter darin überlaſſen, wenn auch ein wenig verändert, und daß wir gleichſam ihre zeitweiligen Stellvertreter bei all dem Leben werden, die Verwalter ihrer Schätze."

„Wie ſagſt du: Stellvertreter?" Sie erſchrak förmlich „Und: zeitweilige?"

„Nun ja, iſt es etwa nicht ſo?" ...

Mit ſolchen Geſprächen waren wir am Fuße der Anhöhe angelangt, draußen vor der Stadt.

„Sieh nur mal, ſogar den Elevator haben ſie eingeſtellt", rief Ruſchena.

Und ſo war es auch ... Sonſt konnte man durch das eiſerne blinkende Gerüſt da kerzengerade in die Höhe gehoben werden, in einem höchſt ele-

ganten Fahrstühl; von der obersten Plattform des Gerüstes, die man blitzschnell erflog, führte dann noch die kleine Brücke auf die Anhöhe selbst. Jetzt war der Betrieb eingestellt, es hätte sich nicht rentiert, die wenigen Plebejer hinaufzubefördern. Die konnten die Wendeltreppe am Gerüst hinaufkeuchen, in glühender Hitze, siebenhundert Stufen oder noch mehr.

„Nein, das ist wirklich eine Gemeinheit."

„Aber Mäderl, Mäderl, nur net bös werden, nur net brummen!"

Ich hatte große Mühe, sie zu besänftigen und ihr das Recht der Wirklichkeit zu erklären ...

Der rastende Elevator aber wurde uns für die Folge geradezu ein Symbol, das Wahrzeichen unserer Stadt der Mittellosen; immer wieder, wenn wir etwas bemerkten, worin es die Reichen besser haben und was sie aus der sommerlichen Stadt davongezaubert hatten, um es erst wieder im Herbst mit sich zurückzubringen, pflegte sie oder ich zu sagen: „Genau so wie unser Elevator."

* * *

Unsere Liebe wurde immer heißer und zärtlicher. Sie kam in mein Zimmer, und die blauen Augen strahlten wie zwei kleine Himmelsgewölbe. Sie

umarmte mich, der Duft, der von ihrem weißen Pikeekleidchen und dem schwarzen Lackgürtel ausging, machte mich halb toll vor Vergnügen, jedes Aufhören eines langen Kusses schien uns traurig wie ein Abschied. Die blonden Haare kamen in Verwirrung, und wie schön war es dann, wenn sie ihre Arme emporhob und bei gehobener Brust etwas am Scheitel richtete. Dann gab es erneute Küsse auf die noch bebenden Lippen, während ihre eine warme Hand meine Stirn gleichmäßig streichelte ...

Einmal wurde sie aber traurig.

„Wie hast du das damals gesagt, es geht mir nicht aus dem Kopf. Daß wir hier in der Stadt nur Stellvertreter der Reichen für die Sommerzeit sind?"

„Ja, so war es wohl, Ruschena."

„Immerfort muß ich daran denken, wenn ich bei dir bin."

„Meinst du vielleicht das da?" ich zeigte auf die Pläne und Zeichnungen, „Mäderl, Mäderl, wenn es das ist, daß ich diese Arbeit eigentlich nur für einen anderen mache, der dann den Erfolg davon hat, so braucht dich das nicht zu bekümmern."

„Nein, nein, daran denke ich nicht, du Guter."

„Du mußt nämlich wissen, daß Herr Jerrybone

zugesagt hat, er wolle für meine Zukunft sorgen. Gott weiß, vielleicht kann ich sogar wieder an die Technik gehen und meine Studien beenden."

„Nein, ich denke nicht an den alten Jerrybone. Ich denke an seinen Sohn, unseren jungen Chef ... Ich wollte es dir schon lange sagen, es drückt mich, daß du es noch nicht weißt."

Ich mache ein ernstes Gesicht, mit Anstrengung. „Verzeihe mir, mein Geliebter; ich bin früher mit ihm gegangen ... weißt du, immer ... auch abends manchmal ... war ich bei ihm ... Aber damals habe ich dich ja noch nicht gekannt."

Jetzt mußte ich aber doch lachen: „Und du meinst wirklich, daß ich das bis heute noch nicht erfahren habe!"

Sie erstaunt, einen Augenblick zwischen Lachen und Weinen. Ich will sie umarmen, sie weicht zurück, eine rätselhafte Stimmung tut sich zwischen uns beiden auf. Da rufe ich, zwecklos laut und fast ein wenig schauspielerisch: „Liebst du mich denn wirklich, Ruschena?" Ich sehe, wie sie erschüttert ist, wie ihre feinen Schultern wanken, wie der Mund zuckt und zuckt ... Und schon wirft sie sich, ganz in Tränen, zu mir herüber, drückt sich ganz in meinem Schoß zusammen, in kniender Stellung, mit den Armen aufgeregt an meinem Rücken auf

und ab langend. Ich muß sie lange trösten und sanft um Beruhigung bitten ...

* * *

O dieses schöne Leben in der sommerlichen Stadt, die uns gehört.

Wir spazieren wohlgemut, von niemand Mächtigerem behelligt, wir sitzen beim Klange der Militärkapelle in Gartenrestaurationen auf den kühlen Inseln des Flusses, unter den mächtigen Perlen elektrischen Lichtes, wir freuen uns in duftenden Anlagen der schönen Rosen und ihrer schönen Namen auf den Emailschildern, der Wacholderbüsche, die aus lauter zarten grünen Sternchen zusammengesetzt scheinen, wir sind die angesehenen Gäste der Arena, wo ältliche Schauspieler und Schauspielerinnen dem Vorstadtpublikum vordemonstrieren, wie man elegant ist, ... der Liebhaber dieser Bühne weiß sich vor Eleganz gar nicht zu fassen, so daß er sogar in einer Waldszene weiße Glacéhandschuhe trägt... Wir klettern die Wendeltreppe am Elevator hinauf, und von der Anhöhe aus haben wir den rührenden Anblick der fernen abendlichen Stadt, die Häuserwände triefen dort im Lichte der untergehenden Sonne wie von Orangensaft; und weiche violette Schatten,

die aus allen Dächern und Torwegen und Höfen und unbeleuchteten Stellen riesige Amethyste machen, begrenzen die süße Farbe der bestrahlten Stellen. Eine südliche Metropole, Neapel an seinem Meerbusen, mit Palmen und Palästen, so erscheint uns die ferne abendliche Stadt . . .

Und so geht in Lustbarkeiten der Sommer zu Ende.

Unsere Liebe wird maßlos, sie wird ein Weltmeer von Liebe, wir treiben mit rosigen geschwellten Segeln sorglos dahin . . .

Da strömen die Reichen wieder heim in die Stadt, alles rückt allgemach an seinen früheren Platz. Und eines schönen Septembertages tritt auch Herr Jerrybone in mein . . . nein, leider ist es ja allerdings sein schönes Hofzimmer.

Er sieht nach einem mürrischen „Guten Tag, Herr!" meine Arbeiten durch. Lange, lange. Er scheint nicht unbefriedigt. Dann sagt er, immer noch den Blick auf der letzten Zeichnung: „Was verlangen Sie also für das da?"

Ich bin einigermaßen verblüfft. Ich hatte mir eine längere Unterredung vorgestellt, mit Bericht über seine Erholungsreise, Fragen nach meiner Gesundheit und nach meinen ferneren Absichten. Und jetzt soll nach Nennung einer Zahl alles zu Ende sein. Ich rücke an meiner Krawatte, suche Um-

ſchweife: „Ich habe vor allem hundert Kronen Vorſchuß, Herr Jerrybone.“

„Das weiß ich doch ſelbſt. Wie viel ſollen es noch ſein?“

„Aber bitte, nach Ihrem Ermeſſen.“

„Gut, Sie können morgen ins Geſchäft kommen, und mein Sohn wird Ihnen noch hundert Kronen auszahlen. Er kommt morgen mittag an. Adieu!“

„Ich empfehle mich.“

„Es paßt Ihnen doch ſo? Oder ſind Sie etwa nicht zufrieden damit?“

„O ganz im Gegenteil“ ... Ich ſehe mich noch ſchnell einmal um, ich muß mir doch noch einmal dieſes Zimmer anſehen, in dem ich ſo viel Träumen und Jubeln erlebt habe ... „Ich empfehle mich.“

Dann gehe ich hinunter und warte vor dem Geſchäft, bis man ſchließt. Ruſchena kommt heraus, leidenſchaftlich erregt auf mich zu. Noch während ſie meinen Arm nimmt, ſagt ſie nach kurzem Gruß: „Er iſt noch nicht da. Er kommt erſt morgen mittag, der junge.“

Ja, noch ein Abſchied ſteht mir bevor, das weiß ich wohl. Da wir Armen jetzt in allen Stellungen wieder von den Reichen abgelöſt werden, muß ich auch mein Mädchen wieder dem Herrn zurückſtellen,

dieſes für einige Sommerwochen anvertraute beſeligende Gut. Darauf mußte ich ja gefaßt ſein. Ich weiß es wohl, daß ich nicht würdig bin, irgend etwas zu behalten

Ruſchena ſchwatzt und erzählt Witze, ſie iſt mächtig bewegt und will es nicht ſo zeigen ... Dann aber, oben auf der Anhöhe vor der Stadt, lehnt ſie ſich eng an mich an: „Wir bleiben ewig beiſammen, nicht wahr, du Guter. Wir gehen niemals voneinander weg.“

Ich ſpüre an meiner Wange ihre leichten Haare, wie einen feinen Regen. Ich halte die weiche nachgiebige Rundung ihres Armes. Und ihre zarte ſlawiſche liebevolle Seele liegt vor mir da, kindlich offen, ausgebreitet wie die ſchönen flachen Landſchaften Inner-Böhmens ... Abſchied nehmen, und doch von all dem Abſchied nehmen heißt es jetzt! ... und mir ſteigen auch Tränen unter die Lider, ich ſehe alles in trüben Schleiern; obwohl ich doch gefaßt bin und durchaus nicht im Sinne habe, irgend etwas gegen das Unabwendbare zu unternehmen.

„So ſchön iſt dieſer Sommer geweſen“, ſage ich zu ihr. „Wir werden immer gern daran zurückdenken, nicht wahr, mein armes Mäderl?“

„Ja ja ja ja ... natürlich ja, ja.“

„. . . zurückdenken . . . nicht wahr . . .“

„Du Guter ja . . . ja ja . . . denken, du Guter.“ Diese letzten Reden waren fast bewußtlos unter Sternschnuppenfällen von Küssen gestammelt. Dann aber mache ich mich los: „Nun gut, und jetzt lebe wohl!“

„Was ist denn? . . . Was willst du denn? . . .“

„Nun, ich meinte nur so . . . Aber wenn du willst, kann ich dich auch noch bis nach Hause begleiten.“

„Du willst mich verlassen?“

‚Nein, aber du mich . . . Morgen mittag kommt doch der junge Herr Jerrybone.“

Sie schlägt nach mir, sie ist wirklich ganz aufgebracht. Ich aber sage: „Sieh nur, Mäderl, ich nehme es dir ja nicht übel. Es muß ja wohl sein. Ich bin arm, ich habe zudem keinen Posten.“

„Ich will aber nicht“, stößt sie schreiend aus. Plötzlich wechselt sie den Ton, jetzt redet sie überlegen und schalkhaft: „Geh, geh, geh, du bist ein bissel eifersüchtig. Nicht wahr, das bist du? Das ist die ganze Geschichte!“

„. . . Da las ich gestern, es würden in einem Etablissement Magazinpacker für die Herbstsaison gebraucht. Das werde ich jetzt werden, ich sinke immer tiefer, ich habe eben nicht die Abgeschmacktheit, hilfreiche Hände aus den Taschen zu zerren,

bei Jerrybone nicht wie früher bei Matteo und meinem Cousin Goldner nicht. Aber wenn ich selbst trotz alledem zufrieden bleibe, so kann ich doch nicht noch einen anderen Menschen mit hinunterziehen."

Wir waren auf einem einsamen Weg, zwischen den Wacholderbüschen. Von neuem wurde sie ernst, bestürmte mein Gesicht mit Küssen: „Ich gehe mit dir, wohin du willst. Ich bleibe immer bei dir."

„Aber sei doch gescheit, Mäderl."

„Du liebst mich nicht mehr, du willst mich loswerden!"

„Siehst du, einen Kopierbleistift, den konnte ich von dir als Geschenk annehmen und mich tagelang freuen. Aber dein Leben ... nein, das nehme ich nicht an! Ich will, daß es dir behaglich ergehe. Was kann ich dir denn bieten? Ich Armer ... Ich darf dir nicht im Wege stehen, wenn die vielen wahrhaftigen Freuden des Reichtums zu dir kommen wollen. Denk' nur, all die Toiletten, die Möbel, diese Schmuckſachen, dieser fabelhafte Luxus! Glaube mir, du wirst entzückt sein, deine Schönheit paßt in diese Eleganz hinein, nicht in ärmliche Verhältnisse voll Not und Stumpfheit ..."

Sie begann zu weinen.

„Ja, wir sind eben die Schwächeren, die weniger Begünstigten. Dagegen sich aufzulehnen, das wäre

zwecklos und traurig ... Siehst du, jetzt stehen wir gerade an unserem Elevator. Hast du in der Zeitung gelesen, daß er morgen wieder in Betrieb gesetzt wird? Es muß so sein, weil eben die Jahreszeit der Reichen wieder beginnt. Alles fällt ihnen kampflos zu, alles haben sie bequemer, kunstvoller. Und geradeso wie es wahnsinnig und ganz zwecklos wäre, hier von dieser Wendeltreppe aus den niedersteigenden Fahrstuhl aufhalten zu wollen, geradeso wie man in diesem Fall in die Tiefe gerissen würde und der Fahrstuhl dennoch seinen Weg unerschüttert fortsetzte, ... so nichtig ist jedes Auflehnen gegen den Lauf der Welt ... Und deshalb, lebe wohl! Ich, der arme Carus, ich habe nicht die Macht, dich zu behalten."

Sie weinte unversieglich, zitternd.

„Du wirst es nicht bereuen, mein Mäderl. In wenigen Tagen hast du mich vergessen, ich stehe ja jetzt so tief unten. Und du wirst viel, viel glücklicher sein als jemals."

Sie schüttelte erregt den Kopf.

„Aber sei doch klug. Jetzt in diesem Augenblick scheint es dir vielleicht so schrecklich ungerecht, daß wir voneinandergehen müssen. Aber bald gewöhnt sich jeder in seine neue Rolle, du oben, ich unten ..."

„Aber du kannst dich doch wieder emporkämpfen."

„Kämpfen? ... Nein, davon halte ich mich lieber ferne. Verstehst du das nicht?"

„Ja, ja, ich verstehe schon" ... Von jetzt an schwieg sie, ihre Mienen waren gequält bis aufs äußerste ... Und nun waren wir auch wieder im Wagengerassel dunkler Straßen. Wir gingen nicht langsam. Oft sah ich zu ihr hinüber, mir war es, als redete sie und ich überhörte es in dem Lärm. Aber ich konnte nicht ein einziges Mal mehr sehen, daß sie die Lippen bewegt hätte.

* * *

Hurra, die Herbstsaison ist da, die Theater spielen, Oper, Schauspielhaus, Kabaretts, der Elevator ist wieder im Gang, es ist sogar ein Mensch abgestürzt und verunglückt, als man ihn heute früh in Betrieb setzte, das Parlament ist eröffnet, Wettrennen stehen in Aussicht ... Das alles lese ich soeben in der „Mittagszeitung" und ich bin zufrieden mit der Wendung. Hurra! Dann gehe ich zu „Jerrybone & Sohn" ins Geschäft und verlange wohlgemut an der Kasse mein Geld. Der junge Chef, der es auszahlt, sieht ganz verstört aus. Er sagt mir: „Das wird Sie wohl auch interessieren, daß unser Ladenmädchen Ruschena tot ist."

Er will mich auf die Probe stellen, vergleiche hierzu: Aïda, zweiter Akt, ... denke ich, zucke mit keiner Wimper.

„Die Person nämlich, die heute früh im Elevator abgestürzt ist, wurde als Fräulein Ruschena agnosziert. Sie ist von der Wendeltreppe heruntergerissen worden, als der Lift in Bewegung kam. Sie muß sich wohl sehr weit vorgebeugt haben. Das hätte sonst gar nicht geschehen können" ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen vor dem Geschäft. Die Straße liegt in goldener Herbstsonne. Viele Leute gehen ihrer Wege ... O dieses seltsame Mädchen, denke ich unaufhörlich. Was wollte sie nur eigentlich? War es eine Verblendung? Wollte sie mir zeigen, daß sie den Kampf gegen das Unabwendbare aufnimmt? Seltsam, wie seltsam! Hat sie sich deshalb vorgebeugt? ... Das ist doch unsinnig, unsinnig, das hatte gar keinen Zweck ... Was mag sie sich nur dabei gedacht haben? Nein, wie verschieden doch die Menschen denken, wir bleiben einander immer Rätsel! ... Schön war sie, sie war sehr schön ... Ruschena, Ruschenka ..., wenn sie so den Kopf zur Seite legte, unter der Last ihrer blonden Haare, bald nach rechts, bald nach links. ... Und eine tapfere Seele hatte sie, treu und

kampflustig ... und so voll von Liebe, von freundlichen Gefühlen ... Ruschenka ...

Mit diesen Gedanken gehe ich in das Magazin, wo ich als Packer angestellt bin.

Aus einer Nähschule

1

Es war ein beklemmender Spaziergang, den die beiden Schwestern Leitner mit ihren Kameradinnen an diesem ersten Septembertag durch den Wald und in die widerhallenden Sandsteinberge des bescheidenen Kurorts machten. Ach, was nützte es, daß das steinerne Kreuz, die lieben bekannten Bänke am Hügel, die Grotte mit dem Kaiserbild, die Mooslaube, daß der Reihe nach alle Vergnügungsstätten des Sommers noch einmal aufgesucht wurden. Die Mädchen konnten nicht lustig werden wie sonst, als kleine Schar drängten sie sich auf der Wiese zusammen, eng hintereinander schritten sie wie auf einer schmalen Brücke Feldwege dahin. Wo waren die Lieder, wo das übermütige Lachen, das unaufhaltsam galoppiert! Alle sahen sie betrübt aus, die Kleinen, vielleicht weil der Wind blies und eisigen Regen jeden Augenblick aus den ausgebreiteten weißen Wolken hervorzuziehen drohte, vielleicht deshalb, weil allenthalben violette Herbstzeitlosen mit ihrer überraschenden, allzu starren

Schmuckhaftigkeit, wie leblose Gegenstände beinahe, das Gras überwachsen hatten. Und dann: es war ein Abschied. Gisa und Hilde Leitner reisten morgen nach Prag zurück; die drei jüngeren Mädchen, die sich ihnen während des Sommers zu täglichem Verkehr mit aller Innigkeit angeschlossen hatten, blieben noch, wenn auch nur wenige Tage, in der Sommerfrische.

„Mir kommt es vor," sagte Lise Mestrik, „als ob es nie so schnell Herbst geworden wäre wie heuer. So plötzlich ist das gekommen."

„Weil ihr wegfahrt," nahm Erna Veit den Gedanken auf, „ihr Leitnerischen" — und mit einer Miene, in der Schmollen und Zärtlichkeit kämpften, fiel sie der angegriffen dreinblickenden Gisa um den Hals.

„Gehen wir noch zum Pavillon?" fragte diese, indem sie das Haar der Freundin streichelte. Hilde mahnte ab, es sei schon zu spät. „Aber nein," riefen die anderen, „das war ja Giseleins liebstes Plätzchen — dort ist es gottvoll — dort müssen wir Abschied feiern." Und sofort begann man den Aufstieg; als wäre es eine festliche Handlung, verstummten alle...

Gisa Leitner hatte, ohne es zu wollen, während des Sommers eine sonderbare Herrschaft über die kleine Mädchengesellschaft erlangt. Sie besaß frei-

lich, obwohl erſt achtzehn Jahre alt, ſchon ein eigenes ausgebildetes Weſen, das in ſeiner adeligen Einfachheit und Selbſtverſtändlichkeit eine ſtarke Wirkung ausüben mochte, während ihre Schweſter wie die anderen Schulfratzen eigentlich noch gar nichts waren als Sprachrohre für allerlei ſchnelle Ausrufungen, übertriebene Modewörter und Koſenamen. Aber der Eindruck, den ſie auf die jüngeren machte, ſchrieb ſich wohl weniger aus ſolchen Erkenntniſſen her als aus einem unmittelbaren Gefühl, das ſchon Giſas Erſcheinung als charaktervolles Abbild ihrer lieben tapferen Innenperſon hervorrief. Sie war nicht rund, rot und weiß wie die anderen heranwachſenden Damen, ſondern in ihrem blaſſen, etwas eckigen Geſicht lagen die braunen Lichtaugen wie Monde, um die ſich das Spiel der zarten Muskeln wolkenhaft zuſammenzog, und ſo war auch ihr Gang ſtolz und aufrecht, aber insgeheim durchſchüttelt in engen Hüften von nie ausſetzender Leidenſchaftlichkeit. Dazu kam der zauberhafte Ruf, den ihre Schweſter Hilde um ſie verbreitete, indem ſie von ihr wie von einem höheren Geſchöpf, einer Gottheit ſprach; ſie erzählte beiſpielsweiſe, daß ſie jeden Abend zu ihr bete wie zu ihrem Schutzengel — natürlich dürfe Giſa nie etwas von dieſen Dummheiten erfahren! —

Was die Mädchen an Giſa bewunderten, hätten ſie natürlich nimmer in Worten ausdrücken können. Es war aber dies: Giſa lebte noch in jener, allen gutgeſchaffenen Menſchen natürlichen Erregbarkeit, die ſpäter den meiſten durch das ſcharfe Leben weggeſchliffen wird, ſo daß ihre Seelen hart werden wie das Leben ſelbſt und dieſe „Selbſtbeherrſchung", wie ſie es dann zu nennen belieben, ſchließlich gar noch als eine Tugend ſich anrechnen. Vielleicht kann ſich wirklich die urſprüngliche Zartheit des Menſchenherzens nur unter beſonders günſtigen Umſtänden erhalten wie etwa bei gut erzogenen Kindern in wohlhabenden Familien unter der Obhut verſtändiger, aufmerkſamer Eltern, wie es Finanzrat Leitner und ſeine Frau waren, und vielleicht auch da nur bei Mädchen, denn die Knaben geraten viel zu ſchnell in Welthändel und in ihren in gewiſſer Hinſicht ja ſehr lobenswerten Eigenſinn. Wie dem auch ſei, in Giſa war jedenfalls der milde paradieſiſche Trieb noch wach, ſie fühlte ohne Geziertheit mit den Blumen und Jahreszeiten, ſie konnte kein Tier leiden ſehen, ohne laut aufzuſchluchzen. Ihre Sorge gar um die ihr Naheſtehenden, um die Familie überſchritt alle Grenzen. Wenn ſie etwa an einer Straßenecke oder vor einem Haus ungewöhnlich viele Leute beiſammen-

stehen sah, setzte sich in ihr augenblicklich der nicht mehr zu bannende Gedanke fest, hier sei gewiß einem ihrer Lieben ein Unglück geschehen und aus dem sich teilenden Menschenhaufen werde ihr sogleich von einer Tragbahre das verwundete blutbefleckte Antlitz des Vaters, der Mutter, der Geschwister entgegenstarren oder vom Tore her müsse man jetzt die Leiche, eingehüllt in Leinwand, an ihr vorüberbringen. Trat sie dann näher und hörte die Leute flüstern, so war sie stets mit einer Art von Schuldbewußtsein darauf gefaßt, einen teuren Namen zu vernehmen. Nie ergriff sie auch ohne dieses Grauen bei der Heimkehr die Türklinke der Wohnung, sie erwartete jedesmal entsetzte Mienen der versammelten Familie, in denen sich eine Trauerbotschaft spiegelte, vorzufinden. Nachts steigerte sich ihre Angst. Es riß sie aus dem Schlaf, weil sie davon geträumt hatte, Gas sei ausgeströmt und habe alle vergiftet. Dann wurde sie nicht ruhig, ehe sie aufgestanden war und im Vorzimmer den Gasometer untersucht hatte, obwohl sie sich jedesmal vor dem Schlafengehen überzeugte, daß er verschlossen war. So lebte ihr unruhvoll heißes Gemüt, wie von immer neuen eisigen Bädern übergossen, und übertrug sie ihre Liebe auf einen neuen Gegenstand, so waren ihr infolge

der Schrankenlosigkeit ihres Fühlens immer wieder neue Leiden gewiß. Alle Mädchen hatten ja eine der Lehrerinnen erwählt, die sie besonders verehrten; so ein „Schwarm", wie man es nannte, gehörte eben zu den Backfischjahren; Gisa aber nahm auch diese Sache ernst, die Lehrerin, der sie täglich Blumen brachte, wurde ihr zur Heiligen, vor deren Altar sie opferte. Von jedem ihrer Blicke, ihrer Worte fühlte sie sich magisch durchzuckt und im entferntesten noch beeinflußt. In ihrem Zimmer hatte sie eine Ecke als Hausaltärchen dieser Heiligen geweiht, dort waren zwei Photographien, die sie erbettelt hatte, aufgestellt und bekränzt, dort wurden in Schächtelchen kleine Andenken an sie aufbewahrt. — Es war, als sei dieses Mädchens Vorrat an zarten Empfindungen so drängend reich, daß sie davon an alles, was sie liebte, verschwenderisch und doch nur scheinbar sich ausschöpfend abgeben mußte. Diese Ungehemmtheit ihres Gefühls eben wurde von den Freundinnen unbewußt geehrt, denn in Gisa verspürten alle das eigene mattere Herz gesteigert und zur Reife gebracht. Sie spendete ja auch allen Anteil an ihrem Ungestüm, indem sie von ihren Herzensstürmen unschuldig, rückhaltlos sprach, ja mit fast trockener Stimme, als müsse das sein, als sei dies das einzige Erzählenswerte auf

der Welt; sie wußte noch nicht, daß jeder, der sich anvertraut, oft lächerlich, auch je nach der Lage selbstsüchtig, einfältig oder unwahr erscheint, daß man sich meist in Szene setzen muß, um einen glaubwürdigen Eindruck zu machen. Und ihr reiner Sinn war noch durch keinen Verrat verletzt worden, denn auch die Mädchen um sie waren ja noch gutartig und jung, in jenem arkadischen sündenlosen Zustand, der ein starkes, ein herzlich durchgefühltes Wort mitschwingt, die Vorzüge eisiger Zurückhaltung dagegen nur wenig und ungern, eigentlich nur obenhin die Konvention der Erwachsenen nachäffend, zu würdigen weiß ...

Die fünf Mädchen hatten die Höhe erreicht und betraten den Pavillon, einen kleinen Rundbau mit acht Säulen aus gelbem Sandstein. Von hier aus überblickte man weite Gebiete von Nadelwäldern bergab, bergauf, und das Dorf im Tal unten, nur mit einem Zipfel als Gruppe mehrerer Häuschen sichtbar (alle anderen lagen unter Bäumen versteckt), machte einen stummen und verlassenen Eindruck.

„Das alles lassen wir euch da, das schenken wir euch", schrie Hilde auf, beide Arme schwingend.

Aber ihr Spaß wollte nicht einschlagen wie sonst wohl. Denn plötzlich sahen sich die drei jüngeren hier wie in der Verbannung, sie beneideten Gisa

und Hilde, die morgen schon in städtischen Freuden schwelgen durften. Vergessen waren an diesem feuchtkalten Abend alle die heißen und erfrischenden Sommertage, hier in dem freundlichen Orte zugebracht; die Gedanken eilten schon voraus in die Straßen der Hauptstadt, wo die Bekannten, aus allen Himmelsrichtungen heimgekehrt, promenierten, wo die Theater eröffnet wurden, wo man Gott weiß welche wichtige Gelegenheit versäumte, die vielleicht die fernste Zukunft günstig bestimmt hätte. — Alle fünf erwarteten ja Großes schon für die allernächste Zeit; Lise Mestrik und die beiden Schwestern Veit waren eben schulfrei geworden, sahen ungemessenen Ferien entgegen und der ersten Tanzstunde. Auch die zwei Leitnermädel sollten zum erstenmal tanzen gehen, denn Gisa, die eigentlich schon seit zwei Jahren an der Reihe war, wartete auf ihr liebes Schwesterlein, da sie allein an den schönen wichtigen Festen keine Freude gehabt hätte, und im Vorjahre hatte den beiden ein Trauerfall das Vergnügen noch um ein Jahr aufgeschoben.

Man wird einander also in der Tanzstunde sehen. Aber wo noch? Das ist zu wenig, da man jetzt täglich, stündlich beisammen war. Der kleine Pavillon wird zum Tempel der Freundschaft, man schwört sich Treue zu und will immer, immerdar

zusammenhalten. Hilde, auf dem Geländer sitzend und munter mit den Beinen schlenkernd, erinnert daran, daß ja auch noch die Nähschule der Frau Stümmer vortreffliche Zusammenkünfte ermöglichen wird, diese Nähschule, von der die beiden Leitner schon soviel Wunderbares erzählt haben. Dort traf man die bewunderungswürdigsten Mädchen, Muster des Geschlechtes, dort sprach man mit Ballköniginnen fast wie mit seinesgleichen, dort war man mit einem Wort unter die „Großen" aufgenommen, wenn auch nicht ohne Kampf und Widerstand. Und die Hauptsache: In Frau Alma Stümmer fand man die idealste Freundin, die man sich in diesen Jahren nur wünschen konnte. Um vieles älter war sie, also reich an Erfahrung, und dennoch gleichgesinnt, gar nicht so wie Eltern und Tanten sonst sind, nein, von einer geradezu unbegreiflichen Jugendlichkeit. Die intimsten Angelegenheiten hatten die Auserwählten schon mit ihr erörtert, Rat bei ihr gefunden; und wie mußte man nur zum Beispiel ihr Vorlesetalent bewundern! Ganz anders als diese langweiligen Fortbildungskurse, in das Modernste führte sie die Mädchen ein, in das, was einen interessierte; ohne Prüderie hatte sie im Vorjahre, hoch auf dem Zuschneidetisch thronend, freilich nur den ganz Auserwählten, aus Maupassant

und Prévoſt vorgetragen, ja es war eine Zeitlang, wie durch einen Zauber, die ganze Nähſchule in einen literariſchen Zirkel von unerhörtem Eifer verwandelt worden, man las Stücke mit verteilten Rollen, man kritiſierte den Zeitungsroman und alle Neuerſcheinungen. Frau Alma, das ſtand nun einmal feſt, war eine originelle Perſönlichkeit, bei der man immer auf freie neue Ideen gefaßt ſein konnte. Was würde es heuer geben! — Die Mädchen beglückwünſchten einander zu den frohen Ausſichten.

Die Finſternis brach ein und, obwohl ſie nahe beiſammen ſtanden, ſahen ſie gegenſeitig nur noch die Geſichter wie flache, weiße Flecken im Dunkel ſich bewegen. Neulich war es um dieſe Zeit noch ganz hell geweſen. Ach, der Herbſt! — Sie liefen den Bergweg hinunter, ſie ſtanden auf der Wieſe hinter den Häuſern zum endgültigen Lebewohl. Die Schweſtern Veit hatten einander ſchon für den Heimweg bei der Hand gefaßt und lehnten Schulter an Schulter, wie ſie dies den beiden Leitner abgeſehen hatten, die ſie in jeder geſchwiſterlichen Zärtlichkeit nachahmten. Nun fiel allen noch ſo vieles ein, man wollte einander noch raſch zum Abſchied in ſchnellen Zügen alle Wünſche und Pläne für den Winter vorlegen. Doch war es unmöglich, ſich zu verſtändigen, denn die Zeit drängte, und während ſie

alle durcheinander riefen, merkten sie es gar nicht, daß ihre Reden eigentlich gar nicht ernst zu nehmen waren, sondern nur wie ein Rauch über den wirklichen, wieder einmal aufgewühlten Vorsätzen und Schicksalshoffnungen schwankten, die jede in ihrer Seele als kaum ihr selbst bewußtes Geheimnis aufbewahrte. — Das Jahr, das vor ihnen lag, war eben das entscheidende des Mädchendaseins, der gefährliche Übergang, währenddessen ein Schritt die endgültige, späterhin so starre Richtung bestimmen kann, in dem an sich geringfügige oder anderen Menschen geringfügig erscheinende Vorfälle zwischen Böse und Gut für immer den Ausschlag geben, in dem die Andacht der Jugend, die sich allem neigt, in schlimme Selbstsucht und Eitelkeit umschlägt oder den Flug zu goldener Liebe empor nimmt. Nervenfressende Epoche, welche die fünf Mädchen hier noch im Bade, noch fern den Schlachtfeldern der Stadt, in dunkler kräftiger Nachtluft mit gepreßten Worten ahnungsvoll vorausnahmen. — Die beiden Veit und die Mestrik fragten, sie hatten ja noch gar nichts vom Leben gesehen; so übertrieben sie und erkundigten sich mit fast absichtlicher Ungeschicklichkeit nach ganz selbstverständlichen Dingen, als müßten sie alles, auch das Sicherste, aus dem Munde der „Großen" bestätigt

hören. Die beiden Leitner, ihres Vorrangs bewußt, überhörten einzelne Fragen nach Gutdünken, erwiderten auf andere oder gaben eigene Anregungen statt jeder Antwort. Dann wurde geküßt und wieder „Ade“ und „Auf Wiedersehen“ gerufen und nochmals platzten erregte Neugier und erziehsames Wohlwollen, nun zum letztenmal, aneinander ...

Die beiden Schwestern Leitner entfernten sich eng aneinandergeschmiegt; nur die Laterne über den alten schwarzen Brückenpfeilern leuchtete ihnen eine Weile, dann war es völlig Nacht. Wie sie nun, schon nahe ihrer Wohnung, zurückblickten und die weiße Dorfstraße, dieselbe, die sie eben gegangen waren, verschwunden, wie von einem Riesenmund verschlungen sahen, — schraken sie zusammen, als wären sie einer großen Gefahr entronnen. Schon sah Gisa die Zurückbleibenden in den nächsten Nächten von Frost und Raubtieren bedroht, ja vielleicht überfallen und beraubt; und es erschien ihr wie ein Unrecht, daß sie selbst morgen schon, von den hohen Stockwerken der Stadthäuser und von tausend Menschen geschirmt, in Sicherheit sein sollte. Plötzlich kam ihr das Gefühl, sie müsse hier so lange als möglich mit den Freundinnen ausharren. War es Furcht vor dem

Lande, vor der Stadt? Da aber wurde die Zaudernde schon von Hilde am Ärmel in die gemütliche, warmerleuchtete Stube an den Nachtmahltisch gezogen.

2

In einer der Hauptstraßen Prags lag im dritten Stock eines eleganten Hauses Frau Alma Stümmers Nähschule. Hierher kamen in den Herbsttagen, die unfreundlich den gelind verflossenen Ferien folgten, Mütter mit ernsten Mienen und brachten ihre Töchter, die eben das Lyzeum absolviert hatten oder für die man sonst aus irgendeinem Grunde die sorgfältige Ausbildung in der Nähkunst für notwendig hielt. Die Gefühle, mit welchen die jungen Damen die gedrehte lichte Steintreppe hinaufschritten, waren in nichts verschieden von jenen bei den Schuleinschreibungen vergangener Jahre. Selbst die Türklingel oben ertönte nicht mit jener lässigen Traulichkeit wie vor Privatwohnungen und konnte einige Bangnis des Wartens nicht verscheuchen.

Man wurde in den Salon geführt. Dann erschien in einer Seitentür Frau Alma mit freundlicher Miene. Bald hatte sie zumindest die Mütter durch rasches Reden aus ihrer Schweigsamkeit er-

löst und ein genaues Examen begann. Die Mütter waren kritisch, und Frau Alma mußte die Vorteile ihrer Lehrmethode im Schnittzeichnen und Zuschneiden ins beste Licht setzen. Halbfertige Toiletten, die eben in Arbeit waren, wurden von Nähmädchen gebracht und zur Besichtigung emporgehalten, vorsichtig, um ein Auseinanderfallen der gesteckten Fasson zu verhindern. Mit staunenden, halb unterdrückten Ausrufen bewunderten die zaghaft und ziemlich unbeachtet dasitzenden Mädchen diese Meisterwerke. Zuletzt probierte Frau Alma selbst einen glattsitzenden Rock, drehte sich bald vor den Müttern, bald vor dem Spiegel im Kreis herum, den Stoff an den Hüften mit beiden Händen hinabstreichend, und im Drehen das Gesicht, wie verliebt in ihr Abbild, immer noch dem Spiegel zugewandt. — Die Mädchen wurden angemeldet, denn man war vorläufig von Frau Almas Tüchtigkeit und Geschmack überzeugt.

In wenigen Tagen war ein Kurs beisammen, das schmale Hofzimmer, das zu Unterrichtszwecken diente, mit Schülerinnen überfüllt. Die Fleißigen suchten Plätze beim Fenster zu erobern, aber ältere Mädchen, die hier von früheren Jahren her sozusagen Hausrechte besaßen, hatten diese Sitze schon als Stammplätze mit Beschlag belegt. Überhaupt

wurde einem das Nähen durchaus nicht leicht gemacht, und diejenige sah sich bitter enttäuscht, die hier auf Grund des entrichteten Schulgeldes systematische Einführung und Einübung von den Anfängen an erwartet hatte. Wie schwer war es nur, für eine Stunde an die einzige Nähmaschine zu gelangen; man mußte sich diese Notwendigkeit erkämpfen und erschmeicheln. Und zu viel mehr als mit der Nähmaschine oder mit langsamem Sticheln die von Frau Alma zugeschnittenen Teile aneinanderzufügen, kam man überhaupt nicht. Maßnehmen und Proben konnte man nur in Ausnahmefällen, Zuschneiden zwar täglich zusehen und so viel Stoff auf eigene Kosten und eigene Faust verschneiden, als man nur Lust hatte; aber, wie man's richtig macht, das wurde einem nicht gezeigt, Frau Alma und ihre angestellten Nähterinnen hatten Wichtigeres zu tun. Die Geschickten guckten ja hier und dort was ab; hatte eine aber keine natürliche Begabung oder gar einen nur durch gute Anfangsvorsätze übertäubten Hang zur Faulenzerei, so legte sie bald, je nach ihrer Gemütsanlage verzweifelt oder froh, die leeren Hände in den Schoß, und viele nahmen schon die Gewohnheit an, morgens möglichst spät ins Nähen zu kommen, dann mit Berichten und langsamem Auspacken der Arbeit

so viel Zeit zu vertrödeln, daß die Essenspause zu zehn Uhr schon nach den ersten Stichen als angenehme Unterbrechung eintrat. Nichts erwies sich hier als darauf eingerichtet, den Arbeitseifer zu fördern, im Gegenteil — rasches Nähen, wie es einige beabsichtigten, um die Familie mit Kleidern zu versorgen, war verpönt. Kam man der Inhaberin gar mit Fragen und Bitten, so wies sie einen schon zurecht: „Wir haben hier keine Fabrik, Fräulein.“ Sie zog nämlich einen nicht unbeträchtlichen Gewinn daraus, daß die abgeschreckten Mädchen ihre begonnenen Arbeiten bei ihr gegen neuerliches Entgelt fertigmachen ließen. — Manche aber gaben die Sache trotzdem nicht so schnell auf. Beharrlich stellten sie gleichsam Forschungsreisen in den verbotenen Salon an, wo die vornehme Damenkundschaft bedient wurde, oder in das zweite Hofzimmer. Dort hausten, proletarisch ungebunden mit geräuschvollen Gesängen, die bezahlten Nähtermädchen, die Arbeitenden. Sie saßen zu beiden Seiten eines langen, schmalen Tisches, der quer durch das ganze Zimmer reichte und auf dem ein unentwirrbares Gemengsel von Scheren, Spulen, Stecknadeln, Fäden, Zentimetermaßen, Knäueln und Tuchstücken durcheinander lag. Für diese Mädchen aber hatte ein solcher

Anblick nichts Betäubendes, mit sicherem Griff nahmen sie das richtige kleine Ding in die Hand, und in jedem sahen sie schon seine Zugehörigkeit zu dieser und jener Toilette, die sich heute oder morgen aus dem verschiedenartigen Zubehör zusammensetzen und entfalten würde. Diese bestellten Toiletten wurden an Holzpuppen arrangiert und festgesteckt, die in ihren groben Leinwandüberzügen als eine stumme Gesellschaft ohne Köpfe eigentlich recht ernsthaft den Rahmen der eifrig schwatzenden Mädchen bildeten und eine Oberaufsicht zu führen schienen, jedoch insgeheim mit wenig Respekt betrachtet und angesprochen wurden, denn jede von ihnen stellte ja eine der reichen Kundinnen aus dem Salon drüben dar, deren Körper sie ganz genau nachbilden mußte, mit ihren je nach Bedarf um Brust und Hüfte angenähten alten Fetzen, wenn es einer nicht eben schlanken gnädigen Frau galt. Und so ließen die Mädchen an den stellvertretenden Puppen ihren Groll aus, und dieselbe Herrschaft, vor der eben noch im Salon die Knickse kein Ende hatten nehmen wollen, mußte sich jetzt in ihrem Holzzustande Kosenamen wie „Altes Luder" und „Dummes Schwein" ohne Wimperzucken anhören. — Das war so einer der Eindrücke, den die jungen Schülerinnen emp-

fingen, die ja dazu bestimmt waren, später einmal auch im Salon drüben als hochmögende Bestellerinnen aufzutreten. Doch dies ließ man sich natürlich nicht anfechten und paktierte mit den Nähterinnen, plauderte mit ihnen in ihrem Tschechisch, lernte neue Worte, den witzigen Argot der Großstadt, und mit den Worten auch neue Ansichten über Leben und Liebe kennen, ließ sich in der Arbeit weiterhelfen und verließ sich, namentlich was das Bügeln anlangte, zur Gänze auf die muntere Freundin aus dem Volke. — Weit weniger umgänglich als die Arbeiterinnen erwiesen sich für die Neueingetretenen die „Großen“: die Schülerinnen, die schon ein oder zwei Jahre hier zugebracht hatten. Nichts kam der Verachtung gleich, mit der sie aus ihrem festgeschlossenen Kreis auf das „Grünzeug“ hinabsahen. Selbst Mädchen, die man von der Gasse her gut kannte, taten hier ganz fremd. Man mußte sich ihnen durch einen Gewaltstreich interessant machen.

Lise Mestrik und die beiden Veit gehörten vorläufig noch zu den Kleinen, sie duckten sich in ihrem Winkel und warteten darauf, bis eines Tages die Leitnermädchen, ihre erwachsenen Freundinnen, erscheinen würden, durch die sie die Verbindung mit der Elite der Nähschule wie in plötz-

lich hervorbrechendem Glanze zu erlangen hofften. So stiegen sie täglich mit Herzklopfen in das unheimliche Stockwerk empor, wo aus einer scheinbar ganz alltäglichen Wohnung ein so bedeutungsvolles, nirgends mehr wiederzufindendes Durcheinanderwogen aller Schichten von Weiblichkeit entstanden war, wo etwas wie Börsentrubel zusammenfloß mit etwas der gebilligten Frechheit des Paukbodens Vergleichbarem, mit einer Art folkloristischen Vergnügens wie an Volksfesten, mit Schulmanieren und Klatsch und Salonehrgeiz und mit Getue in allen Farben und allen Mustern, kurz, wo sich nach der strengen Organisiertheit der Schule für diese jungen Mädchen plötzlich eine Zentralstelle aufgetan hatte, an der sie in der Enge unter sich alle jenen lebendigeren Sensationen empfingen, die den jungen Männern auf so verschiedenartigen Schauplätzen der Welt frei dargereicht werden ...

Die beiden Leitner traten erst spät im September ein, von Frau Alma mit Zärtlichkeit begrüßt. Sie hatten von ihrer Ankunft in der Stadt an zu viel mit den ersten Tanzstunden, mit Vorbereitungen und Katzenjammern zu tun gehabt, zudem wohnten sie sehr weit entfernt von der Nähschule, jenseits der Moldau auf der Kleinseite. — Arm in

Arm mit Frau Stümmer, als deren erklärte Lieblinge, betraten sie nun das Zimmer. Schon an der Türe schlug ihnen der halbvergessene Duft von Staub, Kleiderstoffen und Mädchenhaaren anheimelnd entgegen, und die Großen vom Fenster her begrüßten sie lebhaft und herzlich. Erwartungsvoll erhob sich Lise, doch die jungen Freundinnen aus der Sommerfrische stellten hier rückfällig wieder nichts als Kinder dar, die mit einem herablassenden Kopfnicken vom Leib gehalten wurden. An Vertraulichkeit und Unterordnung vorbei zogen sich Gisa und Hilde mit Frau Alma in den Hintergrund zurück, wo unter Kleiderrechen, zwischen hängenden Jacken und Mänteln eine gemütlich abgeschlossene Plauderecke sich herstellen ließ. Hilde fing sofort an: „So schön hab' ich mir's gar nicht vorgestellt. Die fescheſten Jungen haben uns geholt. Mauerblümchen — keine Sekunde. Und wer, meinen Sie, ist auch dort? Nun raten Sie." Frau Stümmer wandte sich mit erwartungsvoll forschendem Blick an Gisa und, da diese errötete, flüsterte sie teilnehmend aufgeregt: „Vielleicht gar euer schüchternes Vis-a-vis?" Und so war es in der Tat. Auch Herr Nöttl, der Franzi Nöttl, wie ihn Gisa kaum für sich selbst zu nennen wagte, der Philosophiestudent Nöttl besuchte die Tanzstunde und war

für ihr zartes Mädchengemüt wie ein Feldherr aus der Armee der übrigen Tänzer hervorgetreten, obwohl sein bescheidenes Verhalten ihn der Wahrheit nach beständig in der Nachhut hielt. Frau Stümmer versicherte Gisa sofort, Herr Nöttl besuche diese Tanzstunden sicher nur ihretwegen. Aber damit hatte es seine guten Wege, wie Gisa resigniert meinte; er kümmere sich gar nicht um sie, so wie er sich von jeher nicht um sie gekümmert habe. — Seit dem Frühjahr logierte er der Leitnerischen Wohnung gegenüber, in derselben Fensterhöhe, in einer nicht einmal sehr breiten Straße, aber nicht einen einzigen Blick hatte er den unzähligen der Verliebten entgegengeschickt, immer blieb er finster und, was für Gisa das Ergreifendste war, immer einer tugendhaften und ernsten Beschäftigung hingegeben, denn, wie sie auf dem Wege über Dienstboten und Hausmeister erfahren hatte, Nöttl studierte sehr eifrig für die Prüfungen oder erteilte Privatstunden in Latein und Griechisch an Mittelschüler, um seinen wenig bemittelten Eltern auf dem Lande, im Böhmerwald, das Leben zu erleichtern. Gerade diese Sorge um die Familie hatte Gisas Seele zum Mitschwingen gebracht, ja sie sehnte sich, da sie in ihrer Umgebung immer nur Ordnung und Wohlhabenheit gesehen hatte, da-

nach, die Bedürftigkeit und vielleicht auch Gebrechlichkeit fremder Eltern wie eine süße Kreuzeslast auf sich zu nehmen. Wie oft hatte sie Herrn Nöttl um seine Lebensaufgabe beneidet, hatte sich in seine Lage versetzt und so in einer mädchenhaft kindlichen Eitelkeit sich selbst mit dem doppelten Schimmer der Liebe und Aufopferung geschmückt. Dabei war ihr aber leider nie das Glück begegnet, mit dem verehrten Mann bekannt zu werden, eben wegen seiner bewundernswert gesetzten Lebensweise, die ihn weder zur niederen Geselligkeit des Schleifplatzes noch der Tennispartien zuließ. Und nun — so erzählte sie der aufhorchenden Frau Alma, denn wie in allen Dingen, fühlte sich auch in dieser Herzensangelegenheit ihr reines Gemüt zu schrankenloser Aussprache gedrängt, — nun war über alles Erwarten Herr Nöttl in der Tanzstunde aufgetaucht, wo er mit rührender Ungeschicklichkeit jungen Damen (ach leider nur den anderen) seinen Arm und stockende Gespräche anbot, in denen er aber, wie Gisa bestimmt wußte, gewiß nicht wegen des Inhalts dessen, was er sagte, unsicher war, sondern nur in Erwägung der Frage, ob er seine übrigens ganz fertigen unangreifbaren Welt- und Lebensansichten vor solchen Gänschen erschließen sollte. „Warum

kommt er nicht zu mir?“ seufzte sie, „doch ich weiß gar nicht, ob er sich mit mir besser unterhalten würde“ . . . „Ich unterhalte mich immer ausgezeichnet,“ rief Hilde dazwischen, „aber meist nicht mit den Jungen, sondern über sie. Schon wie sie gehen.“ Sie begann ihnen nachzuahmen, wie manche behutsam die Fußspitzen setzten, als gelte es, einen Eiertanz auszuführen, dann schnaufelte sie aufgeregt, indem sie, sich tief und linkisch verbeugend, einen der hängenden Mäntel zum Tanzen aufforderte. Endlich gab sie — da hatten sich schon alle lachend um sie versammelt — den Tanzlehrer, indem sie grotesk mit spitzem Finger an ihrem Rock eine gedachte Hosenbügelfalte im Knie lüpfte, den Fuß zu einem grobmarkierten Wechselschritt übertrieben hob und dabei einen imaginären, ewig rutschenden Zwicker an der Nasenwurzel festhielt.

Doch plötzlich unterbrach sie sich, ernsthaft: „Apropos, gnädige Frau, nächste Woche haben wir Verlängerte.“ Letzteres bezeichnete die „verlängerte Tanzstunde“, für die als erstes ballartiges Auftreten der Backfischchen schon gewichtige Vorbereitungen im Zuge waren; die beiden Leitner hatten sogar schon aus der Sommerfrische der bewährten Schneiderin und Freundin ihre An-

gaben für neue, besonders großartige Kleider schriftlich eingesandt. Frau Alma verstand auch sofort und zwinkerte: was bedeuten sollte, daß etwas mit diesen Kleidern schon los war, sie sollten nur warten und auf den nächsten Wink achtgeben; denn selbstverständlich mußte diese ganze Sache vor der Konkurrenz der übrigen Mädchen, soweit sie dieselbe Tanzstunde besuchten, geheimgehalten werden. — Indessen war das Wort „Verlängerte" von der kleinen Lise, die immer noch in ihrem Winkelchen saß und der Entdeckung entgegenharrte, aufgefangen und als geeignetes Mittel begrüßt worden, mit den „Großen" durch Hervorhebung ihres gleichsam kameradschaftlichen Verhältnisses zu den Leitnermädchen intim zu werden. Sie wandte sich daher, ahnungslos, daß sie dabei die allgemeine Sitte aufs gröblichste verletzte, im Ton zutraulicher Frage an die Bekannten: „Ja, die Verlängerte! Was nehmt ihr eigentlich für Kleider, Gisa und Hilde? Wir haben uns noch gar nicht darüber ausgeplauscht." Neugieriges Erstaunen ließ alle verstummen, so daß es doppelt auffallen mußte, wie nun Hilde die Fragende „schnitt" und mit einer dritten von etwas anderem zu reden begann. Doch Lise in ihrem naiven Ehrgeiz ließ sich nicht abschrecken. „Sag mal, Hilde," krähte sie förmlich

vor Deutlichkeit, „meinst du, daß ich mir noch das Mullkleid vom Sommer nehmen kann? Geht das?“ Da kicherte es schon in der Runde, und Lise errötete. Hilde aber hatte sich schnell soweit gefaßt, daß sie, spottsüchtig und schadenfroh, wie sie nun einmal zuzeiten war, die Gelegenheit wahrnahm, eine Nebenbuhlerin so leicht unschädlich machen zu können. „Nimm es nur, natürlich, es paßt dir ja ausgezeichnet, es ist so duftig und macht dich schlank,“ dann war sie einem unmerklichen Kopfnicken der Frau Alma in den Salon gefolgt.

Lise aber wußte nicht, was mit ihr vorging. Man lachte sie aus, man blickte auf sie herab; warum? Nun war es ihr doppelt klar, daß sie durchsetzen mußte, was sie sich vorgenommen hatte: immer mit Gisa und Hilde beisammen zu sein, sei es auch durch die hartnäckigste Anhänglichkeit, so daß man sich schließlich schon an ihren Anblick unter den Erwachsenen gewöhnen würde. — Nun war sie von Neid durchdrungen, von Eifersucht, als sie sah, daß die „Großen“ alle sich in den Salon zurückzogen; noch eine Weile fieberhaften Zögerns, ein Blick auf die Schwestern Veit, die sich in ihr unscheinbares Los schon gefügt hatten und nicht mehr nach Höherem streb-

ten, — dann öffnete auch sie, von keiner Scheu zurückgehalten, die Salontüre, die dieses fremde beinahe geheiligte Gebiet von der profanen Nähschule trennte. Der Anblick, den sie da hatte, schnitt in ihr Herz ... Gisa und Hilde waren in blauseidene knisternde Seidenkleider strahlend gehüllt, die offenbar für die „Verlängerte" bestimmt waren. Kleine rosa Chrysanthemen in dichter Reihe umfriedeten die schon nicht mehr unbeträchtlichen Dekolletés, die Hausfrisuren konnten mit einem Ruck erhöht werden und das Bild der eleganten Ballköniginnen vollenden. Besonders Hilde drehte sich schon als solche, siegesgewiß, vor dem Spiegel und gleißte in ganzer Figur der Eintretenden aus dem Glas entgegen; während Gisa, eigentlich müde, ihren traurigen Gedanken nachhängend, ohne Teilnahme und ohne Dank für die bewundernden Blicke der Umgebung auf einem Stockerl daneben saß. Nun aber malte sich Befremden auf allen Gesichtern. Sprachlos und verlegen blickte Frau Alma den Eindringling an. In Lises Gaumen stieg Bitterkeit empor, sie rief mit Tränen in den Augen: „Das ist eine schöne Freundschaft, in dem verwaschenen Mullfetzen hättest du mich in die Verlängerte geschickt und du selbst —", da weinte sie schon laut auf. Hilde machte kühl einen Schritt zur Seite,

vom Spiegel weg: „Bin ich denn deine Mama? Im übrigen, wenn du an der Freundschaftlichkeit meiner Ratschläge zweifelst, werde ich von nun an mit ihnen sparsamer umgehen.“ Frau Alma aber hatte inzwischen ihre Ruhe wiedergefunden und sah die Weinende fest an, mit dem Blick der Lehrerin: „Fräulein Mestrik, Sie wissen, daß der Salon nur für die Damen hier ist, die ihre bestellten Toiletten probieren.“ Und Hilde setzte bissig hinzu, indem sie zum Gegenangriff überging: „Gnädige Frau, heuer haben Sie aber einen merkwürdigen Jahrgang, so vorlaut und unerzogen waren wir doch nicht im ersten Jahr, nicht wahr?“ ...

Um Lise tanzte das Zimmer. Sie sah sich in ihrer Wehrlosigkeit von allen verraten, beleidigt, vernichtet, in ihrer gesellschaftlichen Stellung bedroht. Nun kannte sie keine Rücksicht mehr. Wütend zischte sie los, gegen Frau Alma gewendet: „Bitte, dann bedanken Sie sich nur bei Hilde, daß ich jetzt nicht auch hier stehe und ein Kleid probiere, sicher hätte ich eins bestellt. Sie aber hat mir abgeraten, gerade jetzt vor einer Viertelstunde. So verdirbt sie Ihnen die Kundschaft, bedanken Sie sich nur bei ihr.“ Sprudelnd kam das aus den roten unbedachten Lippen, Frau Alma aber verstand diesen Hieb auf Hilde nicht so sehr, wie

sie die Anmaßung des jungen Mädchens verdroß, das sich über ihre Kundschaft und Verdienen oder Nichtverdienen ausließ. Gewohnt, sich im Verkehr mit oft ungebärdigen Damen zu beherrschen, behielt sie dennoch ihre Lehrerinnenmiene und fuhr nur fort: „Nein, das kann ich wirklich nicht dulden, Fräulein, hier haben Sie nichts zu suchen. Das wäre eine schöne Wirtschaft, wenn man hier ein- und ausgehen wollte wie in einem Durchhaus." „Aber die anderen", zuckte Lise empor, doch sah sie schon, daß hier Gewalt vor Recht ging, und wollte, um einer noch deutlicheren Ausweisung zuvorzukommen, hinausgehen, obwohl sie aufs äußerste durch Hildes Lachen gereizt war, die triumphierend die Hände auf ein kleines Tischchen stemmte und den Oberkörper darüber hin und her wiegte, in ihrem Seidenkleid für Lise wie eine prächtige Giftblume anzuschauen. Doch Hilde hatte an ihrem Sieg nicht genug, sie wollte auch noch lachen. „Schaut nur," rief sie und klatschte in die Hände, „die Lise hat ihr ganzes Schachterl an, das Zentimeter trägt sie um den Hals wie ein Bürgermeister sein Ehrengehäng, und die Schere ordentlich an der Kette, und die Stecknadeln reihenweis in der Bluse auf Vorrat, das ist ein braves Mädchen, und darunter wieder in einer Reihe die Näh-

nadeln ...“ Sie steigerte ihre Hänselei, indem sie, mit dem Finger auf Lise deutend, sich immer weiter hinter ihrem Tischchen wie aus einer Verschanzung hervorbeugte und immer neue komische Dinge an der Zurückweichenden entdeckte. „No geh, geh nur zu deinem Schachterl.“ Damit spielte sie auf die saubere Nähschachtel an, welche Neulinge in ihren Schulkindermanieren, mit allem Bedarf versehen, in die ersten Stunden mitzubringen pflegten, während die älteren natürlich ihre Nähsachen nie beisammen hatten und voneinander borgten; so daß dieses „Schachterl“ förmlich zum Symbol für die Kindischen, Unreifen geworden war. Mit diesem Wort in die Abteilung der Kleinen wie durch ein Brandmal endgültig zurückgeschleudert, verlor Lise alle Besinnung, sie sprang an das Tischchen und schleuderte die dort aufgestapelten Modezeitungen hoch empor, so daß sie wie ein Regen über Hildes zurückgebeugte Gestalt herabstürzten. Es war ein offenbarer Skandal. Die beiden Mädchen gingen aufeinander los, im nächsten Moment wäre eine Rauferei entstanden. Aber lautlos trat Frau Alma zwischen sie, mit ausgestrecktem Arm wies sie nach der Türe. Da schlich Lise leise schluchzend davon und warf nur von außen die Türe mit Krachen hinter sich zu. In ihr brannte es, als sei ihr

Inneres ganz in Scham verwandelt und in dem Maße, in dem sie sich dessen bewußt wurde, daß sie sich zu schämen habe, mischte sich auch schon Wut und Rachedurst in das reinere Gefühl. In einer Sekunde war alles Böse in dieser Seele aufgerührt und an die Oberfläche gebracht, alle Eintracht und Anbetung des Sommers aufs gründlichste vergessen. Du hättest das Mädchen, das seinen Mantel vom Haken riß, sich hineinwarf und glühendrot auf die Straße eilte, nicht wiedererkannt.

3

Der peinliche Auftritt wurde vertuscht und schließlich von allen vergessen, außer von Lise, die den Leitnermädchen Vergeltung zuschwor. Eine gewisse Aufgeregtheit aber verschwand von da an nicht mehr aus der Nähschule und war wohl darauf zurückzuführen, daß die Schwestern Leitner ein so lebhaftes Gefühl von der Tanzstunde und allem, was mit ihr zusammenhing, hereintrugen. — Bisher hatten sich die Mädchen hier in einer Art von Korpsgeist gemütlich beisammengefühlt, ähnlich wie Studenten bei ihren Freundschaftskneipen, den Unbilden entrückt, die der Verkehr mit dem anderen Geschlecht notwendig mit sich bringt. Auf diesem gewissermaßen neutralen Boden galten Vorzüge

und Machtstellungen ganz eigener Art, durch die manches Mädchen sich für mangelnde Liebeserfolge entschädigt fühlen konnte, so wie etwa ein guter Fechter reiches Ansehen in Couleurkreisen genießt und mancher in solchem Ruhm für Mädchenerobe-rungen gar keine Zeit findet. Natürlich waren die Sphären nie ganz zu trennen und in vielen, in den meisten Fällen gründete sich der Rang eines Mädchens in der Nähschule auf ihre Tanzstunden-beliebtheit, aber immerhin spielten auch noch an-dere, kaum berechenbare Einflüsse mit, und jeden-falls war es Mode, sich hier unter Frauen als recht unabhängig und frei von Männlichem auf-zuspielen, alle Burschen zu bespötteln und über Verliebtheiten die Nasen zu rümpfen. Mit einem Worte: man war unter sich. Das dumpfe Band sexueller Verpflichtung war für einige Stunden abgefallen, und deshalb klang das Lachen so kri-stallen, deshalb rundeten sich die jungen Wangen, deshalb schwenkten sich Haarsträhne zerrauft über ruhelose Hälse und in anmutig glänzende Augen herein, deren Blick nur auf Verwandtes und auf eine gleichgültige, durchaus nicht ablenkende Hof-aussicht fiel,—drüben arbeiteten sich nämlich in ihren Bureaus Beamte der Eisenbahndirektion ab, die von ihren Akten aufzuschauen gar keine Zeit fanden.

Durch die beiden Leitner war nun die Männerwelt plötzlich zum Greifen nahegerückt worden. Zwar hatten ja auch in allen früheren Jahren Mädchen der Nähschule die Tanzstunde besucht und Aufruhr genug erlebt, aber diese Mädchen standen doch nicht in jenem intimen Verhältnisse zu Frau Stümmer wie Gisa und Hilde, konnten daher nicht so recht aus dem Mittelpunkt des kleinen Zirkels heraus wirken: und nur das, was Frau Alma fühlte und sagte, war für ihre Nähschule tonangebend. Abgesehen von ihrer ausgezeichneten Stellung waren aber Gisa und Hilde auch durch ihre Lebhaftigkeit, die sie beide in so verschiedenen Arten betätigten, ganz danach angetan, ein paar Menschen in Bewegung zu bringen: Hilde zauberte mit ihrem Nachahmungstalent, ihren witzigen und rücksichtslosen Beobachtungen das Äußere der Tanzstunde her, Gisa gab die Seele, das Gefühl dazu, wenn sie in ihrer Unschuld schrankenlos von ihrer Liebe und Qual erzählte, so daß der Verkehr mit Männern aus den beiden sich ergänzenden Berichten leibhaftig vor aller Augen erstand. Die Freundinnen hingen denn auch an Gisas Lippen zumal und waren oft von dem Gehörten, von all den Aufregungen und Besorgnissen so erschüttert, daß sie nicht begreifen konnten, wieso das zarte

Wesen unter dieser Last heftiger Empfindungen nicht zusammenbrach. Sie aber wand sich mit ihren schmalen Hüften aus unwürdigem Bedauern wie aus einem Kleiderhaufen empor in neue Glut, in der ihr Herz als im heimatlichen Elemente getrost, ja mit einer Art von überirdischer ernster Heiterkeit auflebte. Dabei war sie aber nicht stolz und überhebend, im Gegenteil, bei allen setzte sie dieselbe feurige, nur auf das Höchste gerichtete Gesinnung voraus, ihr war, als müsse sie sich der ganzen Welt anvertrauen, als müsse ihr, wenn sie nur ihre Pein mit allen bespräche, irgendwer helfen kommen, und so sah sie auch, wenn sie täglich aufs neue von Nöttls Gleichgültigkeit berichtete, allen klar mit der Hoffnung auf Rat und Erlösung in die Augen. — Eines Tages nun kam sie mit der Nachricht: „Er hat sich mir vorgestellt, er hat einigemal mit mir getanzt." Wie da alle erglühten und sich freuten, alle sie in Ecken zogen, der Reihe nach, um ihr die Hand zu drücken und nur irgend etwas zu sagen! Denn man nahm Anteil an ihr, und es war so süß, wie sie den Mädchen für diesen Anteil und gleichsam auch noch für das Glück, das ihr widerfahren war, dankte. Niemand hätte sich getraut, ihr zu sagen, daß bei dieser neuen Bekanntschaft ein Zufall mitspielen könnte oder daß

sich vielleicht die Herren allen Mädchen der Tanzstunde vorzustellen hatten. Mit solchen gleichgültigen Dingen rechnete Gisa nicht, für sie gab es überhaupt nichts Kaltes, Unbedeutsames im Leben, und mit ihrem Vertrauen, ihrem Hang zu Symbolen, ihrer Gläubigkeit hatte sie schon die ganze Umgebung ein wenig angesteckt.

Niemanden beeinflußte sie mehr als die Lehrerin selbst. Mit jenem Eifer, den ältere Frauen für die Liebesabenteuer der jeweils in Blüte Stehenden aufbringen, saugte Frau Alma jedes Wörtchen der Schwestern Leitner ein, beobachtete jede ihrer Bewegungen, die in ihren Augen nun als unbewußte Nachwirkungen der Salonwelt wertvoll waren. Sie genoß die Triumphe ihrer Zöglinge mit, sie litt bei ihren Zurücksetzungen, sie lebte ganz an ihrer Stelle. Wissen andere Frauen auf ähnliche Art die Reizungen der eigenen Jugend wiederaufzufrischen, so wirkte bei Frau Stümmer ein weit kräftigerer Trieb: sie hatte gar keine Jugend gehabt, in zartem Alter war sie aus den unhaltbaren Verhältnissen des Elternhauses in das Erwerbsleben mit seiner Gemeinheit geflohen, so hatte sie natürlich auch keine Tanzstunde besucht, war überhaupt mit Männern nur an deren brutaler Seite, im Geldverdienen wie im Sinnlichen, zusammengeraten, auch von

ihrem Mann, einem Geschäftsreisenden, hatte sie wenig Zärtlichkeit erfahren. Da errichtete sie sich denn aus den Schilderungen der jungen Mädchen ein Phantasiegebäude von Blumen, Amoretten, Morgenrot und Flitterkotillons, und allen löste sie die Zunge, nicht nur Gisa und Hilde berichteten, bald summten die zwanzig Kinder mit ihren Affären, Scherzen, Lügen und echten Empfindungen vergnügt durcheinander. Frau Stümmer war ja gerade deshalb so beliebt, weil sie in ihrem Herzen trotz äußerlicher Energie und Geschäftsklugheit ein junges unerzogenes Mädchen geblieben war. Nun fühlten sich ihr alle doppelt zugeneigt und so, von der Lehrerin gefördert, entwickelte sich bald ein hitziges Treiben und Wetteifern in Tanzstunden- und Liebesangelegenheiten.

Hätte Frau Alma Stümmer rechtzeitig einen einfachen zielbewußten Mann kennengelernt, so hätte sie sich wahrscheinlich diesem angepaßt und wäre bei ihren Geistesgaben und ihrem Temperament leicht zu einer förderlichen engeren Tätigkeit heranzuziehen gewesen. So aber teilte sie das Los vieler sich selbst überlassenen, von sich selbst erzogenen Frauen: bei ihr ging alles ins Weite, ihre Kräfte waren eigentlich noch unverbraucht, aber auch unreif dabei, weshalb sich der geringste Anstoß zu

einer Passion entwickeln konnte, der dann keine Besinnung, kein Geschmack Grenze setzten. In natürlicher Verkennung dieser eingealterten, gleichsam versteinerten Unreife war sie vielmehr auf ihre Originalität und den Eigensinn stolz, mit dem sie ihren Launen, unabhängig von den Moden der Gesellschaft, im Kreise der schnell mitgerissenen jungen Mädchen, die in ihr eine Kollegin und Führerin zugleich sahen, nachging. Eine starke Unternehmungslust war ihr ja nicht abzusprechen. Da war es ein Jahr lang Frauenwahlrecht und Politik, in der nächsten Saison die Literatur, die ihr den Sinn ganz eingenommen hatten. Zuhörer und Mitwirkende waren jedesmal schnell gefunden. Da aber der Lenker fehlte, dessen sie so sehr bedurft hätte, blieb ihr Zustand des Wartens, der Spannung, der ständigen Bereitschaft bestehen und wurde durch keine Beschäftigung aufgehoben. Daher konnte sie auch, in ihrer unnatürlichen, gleichsam übergangenen Elastizität festgehalten, durchaus nicht merken, daß sie älter wurde. Selbst in ihrem Äußeren drückte sich etwas wie Zurückgebliebenheit aus: Der Teint war glatt, wenn auch bei seitlichem Licht etwas zu flaumig, und ein helles Lächeln mit dem Glanz prächtiger weißer Zähne täuschte oft sogar bis an die hohe Stirn, über die allzu breiten Wangen

hin, Frische vor. Unter der nicht eben entwickelten, wenn man will, mädchenhaften Brust bauschte sich aber das breite, zur Erde hinabziehende Frauenbecken, das Frau Alma durch tausend Miederkünste und dadurch, daß sie immer lotrecht gestreifte Röcke trug, zu schmälern suchte. —

Die Poesie der Tanzstunde, wie sie sich diese für ihre Bedürfnisse zurechtgelegt hatte, verdrängte nun bald ihre früheren Gelüste. — Kam Frau Alma von der anstrengenden Tätigkeit aus dem Salon ins Zimmer der Schülerinnen, so bot ihr dieser Anblick Tröstung, sie wurde wieder vergnügt, brauchte sich nicht zu verstellen und verzichtete gern auf Respekt. Mitten unter die Fratzen setzte sie sich, hatte es gern, wenn das Surren des Maschinenrades aufhörte und alle die Arbeiten weglegten: „Also jetzt erzählt, wie war es gestern?" Und ein Wirbel von Namen brach sofort los, von kleinen Listen, von Eroberungen und Verlusten, von süßer Verzeihung und bitterem Schmachten, von all dem reizvoll lockenden Flirt, der (so stand es bei Frau Alma fest) mit Sanftmut und Sittlichkeit gepaart, durch kleine heimliche, aber im Grunde gefahrlose Aufregungen verziert, das Leben jedes jungen Mädchens zu einem blütenreichen Frühlingsgarten machte ... Da war schon der Nachmittag vor der

Tanzstunde, ein Wechsel von Zuversicht, Freude und Angst, das Eintreffen der Buketts mit den Visitenkarten daran, das immer neue Abzählen, wenn eines dazukam (denn auf die Zahl kam es an, nicht auf die Spender, anonyme Buketts zählten sogar wegen ihrer Interessantheit doppelt), die Fahrt im Wagen unter dem Schutze der Mama, die man gleichsam noch als braves Kindchen mitmachte, während einen schon in der Garderobe die erste Ansprache eines Verehrers zur selbständigen Person erhob. Das war eben das Schöne: man hatte Anbeter, man galt etwas, nein, unendlich viel, wenn man den oft sehr bewegten Versicherungen der jungen Leute glauben durfte, und dabei spielte man doch nur mit allen, plapperte jedem dasselbe vor und machte sich insgeheim über alle zusammen lustig. Einen oder zwei aber hatte man als sichere Gefolgschaft, die waren „abgerichtet", auf ein besprochenes Zeichen kamen sie sofort, um einen unsympathischen Tänzer „abzunehmen", sie besorgten Limonade, den Schal, eine kleine Botschaft an die Gardedame, den Tisch für die Mitternachtspause, sie verhandelten mit dem Kellner und zuletzt noch schärften sie, wenn man schon wieder im Wagen saß, vom Trottoir aus dem Kutscher mehrmals den Namen der richtigen Gasse ein ... Für solche

Sklavendienste belohnte man sie durch ein Lächeln hinter dem Fächer, durch eine Unfreundlichkeit, die man einem anderen Herrn ihnen zuliebe antat. Die Intrigen hatten kein Ende und, obwohl Frau Alma mit jeder Veränderung sofort bekanntgemacht wurde, war ihre Ansicht oft schon am nächsten Tage infolge einer gänzlichen Neugestaltung der Lage überholt. Da wurde etwa zu einem Kränzchen auch Militär geladen, und die jungen Leutnants hatten schnellen Erfolg, verdrängten manchen Studenten aus langbehaupteter Stellung. Die Mädchen gaben an, von ihnen besonders gut unterhalten zu werden. — „Unterhaltung" war überhaupt das Wort, hinter dem man alle vom männlichen Geschlecht ausgehenden Reize uneingestanden oder unbewußt maskierte. — „Die Offiziere haben so etwas Feines, Elegantes," schwärmte ein Mädchen mit ersterbender Stimme, die unmittelbar aus dem Kehlkopf zu kommen schien, ohne den Mund zu passieren, dann erhob sie die halbgeschlossenen Augen zum Plafond: „So etwas Ideales!" Und sofort bebte auch Frau Almas Busen mit, in ihrem Phantasiehimmel der Mädchenwelt wandelten nun Leutnants als Engel, als junge, liebenswürdige Helden umher.

Doch sie sollte nicht immer nur leer vor diesem

Paradiese stehen, abgerissene Blumen brachte man ihr vor das Tor hinaus — in Gestalt jener kleinen Holzfächer etwa, auf denen sich die Kunstfertigkeit der Tänzer in sauberen Zeichnungen, farbig angelegten Girlanden, in Versen, Widmungen, zumindest in geistreich verschnörkelten Unterschriften oder Monogrammen kundtat. Diese Bruchstücke des Tanzstundenlebens bestärkten so recht den zauberhaften Begriff, den sich Frau Alma von dem verschlossenen Reich gemacht hatte: Duft und Traum war alles, ein freundlicher anspruchsloser Dilettantismus herrschte, den die Leidenschaft beflügelte, den die gute Erziehung sittsam einschränkte; man spielte mit den schönen Künsten, man bemühte sich in Sentenzen, alles legte man der Herzenskönigin zu Füßen. Die Menschen waren an diesen Abenden förmlich in eine höhere luftigere Existenz versetzt, alles diente ihrer Lust, Musik war aufgeboten würziger Blumenduft durchströmte den verschwenderisch beleuchteten Saal, in Feenkleidern schwebten die Mädchen herein, hochzeitlichen Gemütes, in Flören, mit Schmelz geputzt, und ihnen entgegen bewegten sich Herrengruppen, gleichfalls festlich, doch dunkler, ernsthafter gekleidet, aus der Menge traten einzelne, mit ausgesucht höflichen Gebärden hervor, um mit den freundlich blickenden Damen

in gewählter, niemals verletzender Form Angelegenheiten des Herzens zu erörtern. Und nun wurde schon die schwere Gangart aufgegeben, man tanzte, man schleifte die Fußspitze vorwärts, man berührte bald wie Ariel keinen Erdboden mehr.

Es ergaben sich Gelegenheiten, bei denen die Tanzstunden noch körperlicher in die Nähschule hereinspielten. Einmal gab es bei einem Kränzchen ein Kabarett, und die Produktionen der Mädchen wurden bei Frau Alma, als im Hauptquartier, vorbereitet und geprobt. Ein andermal wurden in einer vorbeireitenden Kavallerieabteilung, deren Getrappel die Mädchen ans Salonfenster zog, Tänzer gesichtet, Leutnants und Einjährige; so bekam Frau Alma den Dunstkreis der Tanzstundenmännlichkeit gar noch unter Trompetengeschmetter und Waffenglanz ritterlich zu spüren. Nichts aber erreichte die Wirkung jener täglichen letzten Viertelstunde vor dem Weggehen, in der die anwesenden Mädchen schon weniger der Nähschule als ihren Verehrern, die unten auf sie warteten, anzugehören schienen. Dann fühlte Frau Alma den sinnlichen Einfluß der jungen Männer förmlich durch die Wände in ihr Zimmer dringen. Und was für eine Sinnlichkeit war das! Wie schwerlos, wie aquarellhaft klar gegenüber den bösen Dingen, die sie selbst erlebt hatte. Nie-

mals, das empfand sie mit aller Gewißheit, durfte aus diesem Spiel Ernst werden. Verlobung, Hochzeit, daran dachte man nicht, dieser Lebensernst hatte den zarten Blüten noch nicht ihren Tau, ihren Honig entzogen. Aber auch jede leibliche Berührung außerhalb des Tanzes schien ihr zu roh, zu gefährlich, jede derartige Annäherung schloß sie aus dem sorgsam abgezirkelten, graziösen Spiel der Naturkräfte aus. Als Gouvernante hätte sie über einem tugendlichen, in allem nur knospenhaften Verkehr der jungen Menschen wachen wollen, denn nur diese ahnungsvolle Seligkeit, die sie erträumte, galt ihr als menschenwürdig, ungebundene Leidenschaft setzte zum Tier, zur Gesetzlosigkeit herab — und heftig verurteilte sie ein Mädchen, von dem es in der Tanzstunde hieß, daß es „einen schlechten Ruf" habe, wovon übrigens die anderen Mädchen nur eine verworrene Vorstellung hatten, da sich die einen darunter romantische Geschichten über den Vater dieses Mädchens (er soll sich in einem spanischen Gefängnis erhängt haben), die anderen das dunkel kursierende Gerücht dachten, man habe dieses Mädchen während eines Kränzchens mit einem Herrn im Weinkeller ertappt.

Von solchen Stimmungen tagaus, tagein umdrängt, betastet, durchstrahlt konnte Frau Almas

Weſen einer allmählichen, aber bald merklichen Veränderung nicht entgehen. Nichts iſt ſchwerer als ſich dauernd auf Reſignation einzurichten. Stelle man ſich, wie man will, der unermüdliche Trieb findet ſchließlich doch einen Schleichweg, um von dem Gewünſchten, und ſei es nur im geringſten Abbild, in der lächerlichſten Verkleinerung, Beſitz zu ergreifen, und es bedürfte des wachſten Scharfſinns, um ſolche Illuſion zurückzuſtoßen und in der würdigeren Armut zu verharren. — Frau Alma blieb nicht immer wach. Geblendet von dem Lieblichen, das ihr ſchon ſo nahegerückt war, begann ſie den Tanzſtundenzuſtand als den einzig lebenswerten und ſeine auch nur zeitweiſe Unterbrechung als unerträglich zu empfinden. Nun aber leerte ſich abends die Stube von den Mädchen und ihrem ſüßen Geplauder, ſtatt deſſen kam ihr Mann von mühevollen Geſchäftsgängen nach Hauſe. Man lüftete und kehrte aus, Staub erhob ſich und kalte Luft drang durch die offenen Fenſter, alles verkündete den unwiderruflichen Übergang. Manchmal rüſteten ſich noch einige Mädchen zum Weggehen. Dann mochte Herr Stümmer niemals in ſeinem eigenen Zimmer ſich niederſetzen, ſeiner Anſicht nach war er es vielmehr den Damen ſchuldig, in der Nähe der Türe ſtehen zu bleiben und jeder

einzelnen, wenn sie hinausging, stumm eine altfränkische Verbeugung zu machen, fast wie ein Lakai. Erst wenn es still geworden war, gab er sich der Bequemlichkeit hin, setzte sich in Hausschuhen mit der Abendzeitung an den Tisch und sah, des Nachtmahls gewärtig, ruhig der Frau mitten ins Gesicht: „Na, Alma", der schon dieses nüchterne offene Schauen unangenehm war, da in ihrem Kopfe nichts als verdrehte Augen, feurig zuckende Wimpern und Seitenblicke spukten. Manchmal war ihre Phantasie, die sich gegen diesen Wechsel sträubte, so stark, daß sie gleichsam noch mit den Mädchen weitersprach und unverständliche Fragen an den wortkarg speisenden Gemahl richtete, etwa: „Wie ist das, kann man einen Herrn, der einem absolut unsympathisch ist, bei der Damenwahl auslassen?" Oder: „Ich bin neugierig, ob Hilde heut den Sir Roger doch in derselben Kolonne mit der Mestrik tanzen wird."

„Wie meinst du?" sagte dann der Mann, der gewohnt war, manches, was man mit ihm redete, nicht gleich beim ersten Hören aufzufassen.

Sie seufzte. Ach, das verstand er eben nicht. An seinen Ohren prallte jede Feinheit ab. Doch was geht das mich an, dachte sie in einem ihrer eingebildeten Mädchenhaftigkeit entsprechenden Trotz

weiter, — hat er sein besonderes Wesen, shabe ich o eben meines auch. Und so gut gefiel sie sich schon in ihrer Ziererei und Zimperlichkeit, daß sie keines Publikums bedurfte, um gleichsam in die Luft hinauszuschmollen, den gerafften Mund in der Biegung des auf die Sesselehne zurückgelegten Armes zu verbergen und leise in ihren Negligéärmel zu hauchen: „Ach, du unterhältst mich heute aber sehr mittelmäßig, Wenzel.“

Er erhob sich und kam besorgt auf sie zu: „Ist dir nicht gut, Alma?“

Von Nervosität durchzuckt, setzte sie sich plötzlich aufrecht und hatte mit einemmal ein strahlendes Gesicht mit aufgerissenen Puppenaugen, ließ die Hände auf ihre Schenkel fallen und bewegte die Lippen äußerst schnell: „Aber nein, mir ist ganz gut. Wie du siehst, bin ich sehr munter. Ich warte nur darauf, daß du mir etwas Neues erzählst.“

Seine Zärtlichkeit pflegte darin zu bestehen, daß er ihr einen Kuß auf die Wange preßte und dabei liebkosend an ihrem Ohr wie an einer Schraube drehte. Voll Vergnügen über die gute Laune seiner Frau wollte er auch diesmal so vorgehen, da fuhr sie ihn an: „Nein, das will ich nicht. Wenn du nichts Besseres weißt, so setz dich wieder dorthin auf deinen Platz und lies deine Zeitung.“ Bei

dieſen Worten führte ſie mit der Handfläche unzählige kleine Schläge in die Luft, markierte auch ein artiges Fußſtampfen, und weinerlich drehte ſie ſich im Sitz halb von ihm ab: „Jetzt bin ich aber ganz bös mit dir.“

Herr Stümmer hatte an dieſem Abend gerade ein wichtiges Geſpräch mit ſeiner Frau vorgehabt. Ein Brief von ſeinem Bruder in Chicago war eingetroffen, mit der Einladung, hinüber zukommen und mit Gewinnbeteiligung in ſeine Fabrik einzutreten. Dieſe möglicherweiſe bevorſtehende Umwälzung machte ihn ſo nachdenklich, daß er die Schäkerverſuche ſeiner Frau, die er wahrſcheinlich auch ſonſt nicht ſehr zu würdigen vermocht hätte, kaum merkte, nur als dunkle Reizung innerhalb der ihn beherrſchenden Sorge fühlte. Zudem gehörte er zu den Leuten, die mit bewundernswerter Feſtigkeit über langdauernde komplizierte Zuſtände nur ein einziges Mal ein Urteil fällen, bei dem ſie dann für immer verharren. Für ihn ſtand es beiſpielsweiſe ein für allemal feſt, daß man ſich im Geſchäft „plagt“, daß man ſeine Frau „lieb hat“, daß er mit Alma in „langjähriger glücklicher Ehe lebte“. Über dieſe Dinge dachte er weiter nicht nach, an denen war einfach nicht zu rütteln. So war es ihm auch ſicher, daß der Zuſtand, der ihn

jedesmal nach seinem Tagesverdruß zu Hause erwartete, ein angenehmer und friedlicher war; das Wort „Ausruhen“ stand irgendwo unsichtbar an jeder Wand geschrieben. — Wenn er also mit schwerem Schritt langsam um den Tisch und um Almas Sessel zu kreisen begann, so war nicht etwa ein Gärungstropfen ihrer Schalkhaftigkeit in sein Blut geraten, sondern es war nur die amerikanische Angelegenheit daran schuld und eine gewisse Dumpfheit darüber, daß seine Frau nicht gewillt schien, ihm zu raten. Vor seiner Frau nämlich empfand er einen mit der rechten maßvollen Gattenliebe gemischten, durch Gewohnheit des Stachels beraubten Respekt, wie er überhaupt seine Umgebung in Ehren hielt und damit auch sich selbst unbewußt eine bescheidene Würde verlieh, welche für einen einigermaßen gealterten, gutmütigen und bequemen Herrn nicht unschicklich war. Gravitätisch blickte er also von ferne zu Alma hin, kam näher und schlug die Augen nieder, worauf ihn seine Planetenbahn wieder davonzog.

Dies nun war durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Sie hätte witziges Sprühfeuer, Rede und Gegenrede, Widerstand und feurige Erhörung gewünscht. Statt dessen trat ein peinliches Schweigen ein, während dessen die Teller aufgetragen wurden.

Auf dem wieder mit Linoleum bezogenen Tisch begann Herr Stümmer die tagsüber gewonnenen Kommissionen in sein äußerst praktisches, mit Durchdruckpapier versehenes Bestellbuch (er war ein Liebhaber solcher Patente) zu übertragen.

Grimmig sah sie zu ihm hinüber, doch zugleich auch mit jener Beschämung, die man immer empfindet, wenn man von einem Menschen, den man durchschaut, trotzdem aus Eigenwillen Dinge verlangt, die er innerhalb seiner Befähigung gar nicht zu leisten vermag.

Indessen war seine Arbeit getan. Er entzündete seine Zigarre mit Hilfe eines sinnreichen Taschenfeuerzeugs und begann — dies war der durch Gewohnheit hierzu bestimmte Moment — von seinem Geschäft zu erzählen. Er hatte mit seinem Artikel (Registrierkassen und Schreibmaschinenrequisiten) wenig Glück, weshalb er sonst jedes Versprechen eines künftigen Kaufes, auch noch die geringste Aussicht zu schildern pflegte. Diesmal aber kam er mit dem großen Übersiedlungsplan und leitete daher seinen Bericht mit einigen bedeutenderen Worten ein. — Frau Alma, vor deren träumenden Augen eben eine Polonäse sich öffnender Tänzerreihen heranrückte, horchte auf und las von seinem Gesicht den Ausdruck der Bemühung. Das schmeichelte

ihr. Also war ihr unzufriedenes Benehmen doch beachtet worden, man richtete sich nach ihr, man suchte ihr zu gefallen. Sie horchte nur auf den Ton seiner Stimme, die etwas Flehendes, dann wieder Zurückhaltendes, Ängstliches hatte. So und nicht anders mußte es klingen, wenn in einer Flüsterecke hinter den von Ballmusik durchrauschten Kübelpalmen rührende Bitten um Zuneigung laut wurden. Die Worte freilich, die er sprach und von denen sie einige auffing, gefielen ihr nicht: Geld und Prozente, immer wieder Ziffern, Bilanz und Rohmaterial, ja, wußte er denn nicht, daß derartige Dinge ein Mädchenherz wenig zu bewegen pflegten, verstand er nicht seine Beredsamkeit besseren Gegenständen zuzuwenden! — Doch da fiel es ihr ein: Nein, er verstand es eben nicht. Er war eben noch „unerzogen", wie dies die Mädchen allen ihren unbeholfenen Verehrern im Anfangsstadium nachsagten, er bedurfte der Bildung, der Belehrung; aber vielleicht hatte er Anlagen zum Flirten wie irgendein anderer; vielleicht war es nur ihre Schuld, daß er bisher keine weicheren Töne gefunden hatte, vielleicht mußten überhaupt alle Männer zu Galanterie und Zärtlichkeit von den Frauen angeleitet werden. Stürmisch griff sie nach seiner Hand: „Ja, du hast recht. So wollen wir

es von jetzt an halten, wir sind noch gar nicht alt genug dazu, um unser Leben für abgeschlossen zu erklären. Wir fangen nochmals an, wir wollen einander jetzt erst kennen lernen."

Dies nun für Zustimmung zu seinen Geschäftsplänen zu nehmen, hatte er allen Grund. Die Freude über ihre ihm so schätzenswerte Anteilnahme machte ihn warm. Er wollte gerade ausbreiten, daß sie auch in Chicago eine Nähschule einrichten könne, denn er hielt ihre Tätigkeit sehr hoch, weil sie weit reichlicher als die seine zur Bestreitung der Haushaltungskosten beitrug, da unterbrach sie ihn mit ihrem Girren: „Ich werde dir von jetzt an jeden Abend entgegenkommen, weißt du. Du wirst mir aber auch immer Schokolade mitbringen oder ein Bukett, je nach der Jahreszeit, nur ein paar Blumen, es kommt natürlich nicht auf den Wert an, weißt du, nur auf die Aufmerksamkeit ..."

Er horchte erstaunt auf: „Aber Alma, wovon redest du da?"

Sie jedoch war von ihren neuen Plänen, die ihr in Fülle vorgaukelten, so überwältigt, daß sie gleich zum nächsten überging und ihm einen Sonntagsausflug vorschlug, den sie im Frühjahr miteinander unternehmen würden, ganz allein, nur sie beide miteinander.

Nun hatte aber Herr Stümmer als Reisender sich die Erfahrung gebildet, daß in Gesprächen derjenige, der am meisten und lautesten schwatze, den anderen übervorteile, und war so zu der seiner Art durchaus nicht angemessenen, nur aus Not künstlich angenommenen Gewohnheit gelangt, den anderen zu überschreien und auf keine Weise aufkommen zu lassen. Nur reden, reden, sei es, was es sei, und nie auf den anderen hören, war sein Geschäftsprinzip, demgemäß er nun auch den Wortwechsel mit Alma durch allerhand allgemeine, nicht eben angebrachte Wendungen in seine Gewalt zu bekommen suchte, wie: „So seid ihr eben, alle Weiber miteinander, immer kommt ihr aus dem Hundertsten ins Tausendste, und das Wichtigste vergeßt ihr dabei, vernünftig kann man überhaupt nicht mit euch reden ...“ Dabei aber blieb er in seinem Poltern stets freundlich, Alma nahm es auch nur als Scherz und schrie gleichfalls lustig ihm entgegen, von jugendlicher Lebhaftigkeit ganz erfüllt; nun tobten sie beide um die Wette, so daß ein Eintretender sie wohl hätte für verrückt halten müssen, wie sie auf ihren Sesseln einander die Halbrundung des Tisches entlang immer näher rückten, schließlich dicht voreinander, Fuß vor Fuß und Hand vor Hand, dasaßen und ihre Befürch-

tungen und Hoffnungen, Spekulationen und Phantasien direkt körperlich aufeinander stoßen ließen, indem sie sie an den Fingern abzählten, dann einander unter ausbrechendem Gelächter mit denselben Fingern an der Wange berührten oder an den Lippen, um sie für einen Moment zu verschließen; bis schließlich doch Herr Stümmer der Stärkere wurde und sein „Chicago" herausschrie.

Sie blies die Luft durch den Mund stark aus: „Chicago? Das interessiert mich aber gar nicht."

Da schleuderte er den Sessel zurück und begann wieder im Zimmer umherzugehen, indem er sich mit beiden Händen den Kopf hielt.

Befriedigt sah ihn Frau Alma aus seiner gewohnten Ruhe aufgestört. Nun hat er Feuer gefangen, dachte sie, am Nachschüren soll es nicht fehlen, doch nicht zu viel auf einmal, für heute dürfte es genug sein. — Und zufrieden, in ihrer bisher so langweiligen Ehe endlich einmal eine Anregung, einen spannenden Auftritt gehabt zu haben, lenkte sie das Gespräch in die vertrauteren Bahnen der Küchenrechnung und Dienstbotenfrage zurück, um es dann nach kurzer, liebenswürdig verbrachter Zeit ganz zu beenden ...

Um so heftiger regte sich ihr Herz wieder, nur in sich selbst ein Echo findend, als sie dann, an

der Seite ihres schlafenden Mannes, in dem von Dunkelheit wie ausgefegten Zimmer zur Decke starrte und sich Wattepfropfen in die Ohren drehte, wie immer, um vom Schnarchen des Mannes nicht gestört zu werden. — Nicht Sinnlichkeit war es, was sie mit diesem Unsichtbaren, nun bald auch Unhörbaren verband, ebensowenig wie Sinnlichkeit bei ihrer Eheschließung mitgesprochen hatte. Sie hatte geheiratet, weil man ihr zugeredet hatte, weil ihr nichts anderes übrigblieb, wenn sie dieses aufreibende Leben des armen alleinstehenden Mädchens nicht fortsetzen wollte, weil ihr Herz leerstand und weil Herr Wenzel Stümmer als durchaus passender Gatte, der kein Trinker, kein Raucher und kein Spieler war, empfohlen wurde. Sie hatten ja auch ganz anständig und verträglich nebeneinander gelebt, nie einander etwas Böses getan. Aber, Gott im Himmel, war das alles? Konnte das der Gipfel eines Lebens sein? Hatte man zu diesem Ende gekämpft, gelitten, und wie gelitten! ... Wie so oft um diese einsame Stunde gab sich Frau Alma den Erinnerungen an ihre traurige Vergangenheit hin. Den Ellbogen aufgestützt, den Kopf aus den Polstern etwas emporgehoben, starrte sie aus ihrem Bett in die dunkle Luft zwischen den Kasten. Sie sah sich als blut-

junge Modistin durch die Großstädte irren, Flüstern und Verfolger im Rücken, verkannt und angesprochen, wenn sie couragiert in eine finstere Seitengasse einbog, genau so verkannt, wenn sie zaghaft an der Ecke stehen blieb. Sie sah sich erliegen und mit Ekel hinnehmen, was man ihr als höchste Freude der Welt angetragen hatte; sah sich nach Hause flüchten, doch für sie gab es ja kein „zu Hause", nur wieder so ein schmales fremdes Hotelzimmer, in dessen Fenster der Mond von der schrägen Glasbedachung eines Lichthofes ängstlich heraufglänzte. Und am nächsten Morgen, wenn sie gekündigt hatte, drang das Mädchen herein, um hastig das Leintuch und die Polsterüberzüge wegzureißen, als seien sie durch ihre Berührung befleckt worden. Dann diese wechselnden Posten, dieses Ausgebeutetwerden, Zank und Not, von niemandem in Schutz genommen in einem zarten Alter, in dem andere Kinder sich noch hinter den Röcken der Mama verkriechen dürfen, und nirgends, nirgends auf der Welt eine Heimat, eine menschliche Verbindung! Mit besonderer Rührung erinnerte sie sich daran, daß es Zeiten gegeben hatte, in denen sie ihre Koffer mit allem, was sie besaß, auf dem Bahnhof lagern ließ: so unschlüssig war sie, ob sie in der Stadt bleiben oder nach

Wien oder Dresden fahren sollte, so wenig hielt sie da oder dort fest, so gleichgültig war alles. Ein junges Mädchen, das seine Koffer, sein ganzes Gepäck, sein Hauswesen gleichsam in der Garderobe eines Bahnhofes liegen hat: diese Vorstellung erschien ihr als das Traurigste und Beklagenswerteste überhaupt auf Erden. Welcher Gegensatz zu dem leichten sorglosen Dasein angebeteter Chariten, dessen ihre Schülerinnen sich erfreuten. — Es wäre nur ein gerechter Schicksalsausgleich, sagte sie sich, wenn ihr die versäumten Freuden jetzt nachträglich erblühten. Versäumt? Konnte denn irgend etwas auf der Welt versäumt werden? Durfte das sein? Wurde solche Grausamkeit in dem einmaligen, kurzen Menschenleben zugelassen? Ihr Herz sagte: Nein, — ihre frische Hoffnung bestätigte es, und bald kam ein Traum, der in seiner Milde die himmlische Gerechtigkeit schon vollstreckt hatte und Bilder einer wohlerzogenen, scharmanten Tändelei um Frau Almas Kopfkissen ausstreute.

4

Am nächsten Vormittag. Im Hofe erklang mit weichen, kalten Leierkastentönen der letzte Walzer von Lehár, der schönste, den es gab. Mit wem hatte man den schon getanzt, o was war zu diesen

Klängen, von diesem Rhythmus erschüttert, geflüstert worden! Die Mädchen standen langsam auf, jede mit ihrer Arbeit, sie wiegten die Köpfchen und machten kleine Schritte. — Frau Stümmer aber und Gisa zogen, wie auf Vereinbarung, beide von den glatten Tönen fast bis zum Weinen erregt, Hilde in eine Ecke und konnten ihre glücklichen Gedanken nicht länger zurückhalten.

Alma machte leichte prickelnde Andeutungen über die Umwandlung ihres Mannes und sprach von ihren Hoffnungen auf ein zartes Verhältnis, auf das, was ihr als Ideal einer Liebe vorschwebte.

Auch Gisa hatte Aussichten, auch sie war zu der Erkenntnis gekommen, daß es so nicht weiterginge. — Was hatte sie aber vorher, in diesen Tagen durchgemacht, was litt sie immer noch, während sie mit zusammengezogenen Brauen, die mageren Wangen fast schwärzlich, mit fieberhaft erglänzenden Augen, halb vertrauend und halb von der Zukunft schon bedrückt, ihren Plan entwickelte. Ihr war nämlich die Tanzstunde, eben das, wofür Frau Alma schwärmte, allmählich immer klarer als hassenswerte Maskerade erschienen, in der sie dem Geliebten beengt entgegentreten mußte, ohne je mehr als Phrasen mit ihm zu wechseln. Diese schlechte Luft des Ballsaales, die auf den Magen

drückt, das übernächtige Lachen, das sinnlose Springen und Tanzen hatte für ihr Gefühl etwas Kindisches, Entwürdigendes, Abnormales bekommen. Instinktiv sehnte sich die gesundgewachsene machtvolle Leidenschaftlichkeit, hier zum „guten Ton" degradiert, nach freier Luft, auf der Gasse hätte sie dem Freunde begegnen wollen, im einfachen Straßenkleid, statt in diesem aufgedonnerten Nixenkostüm, dessen verlogene Romantik ihr förmlich den Atem nahm, o ein paar vernünftige Worte mit ihm sprechen, ernsthafte, die zu sagen einem wirklich not tat, statt dieser Komplimente. Es sollte beileibe nicht von Liebe die Rede sein, das war nicht ihr Wunsch, das hätte sie sogar um jeden Preis verhindert, nein, vom Wetter, vom Allerbeliebigsten, aber wahrhaftig, unverfälscht, und in einer natürlichen Umgebung, an einer Waldquelle oder in einer durch den Alltagsgebrauch geheiligten Wohnung, vielleicht gar in ihrer eigenen Wohnung, zu Hause, wo selbst ein gleichmütiges Wort bedeutungsvoll, ein beiläufiges freundlich klang. Und von hier aus hatte sie ihren Plan gesponnen, den sie nun, zitternd vor Aufregung, der Freundin, der Schwester, der Allgemeinheit — denn allmählich waren noch andere Mädchen dazugetreten — eröffnete, wie um sich in ihm bekräftigen, stützen

zu lassen, Hilfe suchend und auf Hilfe bauend bei allen, allen, der Ungewöhnlichkeit des Unternehmens angemessen. Wie sollte man Herrn Nöttl einladen? Man konnte ihn als Hauslehrer für den jüngeren Bruder gewinnen. Diese Möglichkeit entzückte sie. Er würde auf einem ihrer alten Samtfauteuils Platz nehmen, wenn er sich vorstellen kam, später würde man ihn natürlich aus dem Salon ins Wohnzimmer führen, und im Einklang mit den helleren, einfacheren Wänden würde nun auch das Gespräch ruhiger fließen, die Augen einander ohne Verlegenheit anblicken, allmählich würde sich der Geliebte bei ihnen wie zu Hause fühlen, würde sich nicht genieren, bei den Stunden zu rauchen und um eine Aschenschale zu bitten, die sie, o wie schnell, herbeitragen würde, schließlich könnte sie ihm einmal auch ihr Mädchenzimmer zeigen, da sie natürlich jedesmal vor und nach der Stunde ihm im Vorzimmer begegnen und eine Weile mit ihm reden würde, wodurch man einander kennen lernt und immer vertrauter wird. Was würde er zu Hansl, ihrem süßen kleinen Kanarienmatz sagen; und sicher würde er hie und da äußern, wie seiner Ansicht nach das Pianino oder der Nähtisch besser gestellt werden solle, und man könnte ihm das nächstemal durch gehorsame

Ausführung seiner Idee eine Freude bereiten ... So malte sie sich heiter ihre Zukunft aus. Doch da fehlte noch viel, die Geschichte mußte vorsichtig eingefädelt werden. Genau genommen stand nämlich ihr Bruder in allen Fächern ganz gut. Wie den Vater überreden, daß Nachhilfe benötigt wurde, den strengen Vater, der ohnedies allen Neueinführungen widerstrebte? Hiezu mußte langsam vorgearbeitet, eine List nicht verschmäht werden. So hatte sie, obwohl die Angelegenheit noch lange nicht reif war, einen Brief mitgebracht, in dem sie im Namen des Vaters den Geliebten, natürlich als den „sehr geehrten Herrn Nöttl" einlud, sich in ihrer Wohnung zwecks Übernahme von Privatlektionen vorzustellen. Sie las ihn vor, mit zuckenden Lippen. Wie schön war es schon gewesen, dieses Schreiben zu entwerfen, einen ganzen Abend hindurch sich dicht bei dem lieben Manne zu befinden, ihn mit einer Wendung, die eben aus der Feder floß, überraschen, mit einem nächsten Satz aufklären und so seine Gedanken auch ohne seinen Willen gleichsam auf sich ziehen zu dürfen. Natürlich mußte dieser Brief noch mannigfach verbessert werden, aber eben darauf freute sie sich, ihn immer bei sich in der Tasche zu tragen, ihn jedesmal, wenn sie beim Vater ein wenig ihrem Ziel näher-

gerückt war, neu umzuschreiben, in den sich verändernden, immer entschiedeneren Einladungen ein Bild ihres herannahenden Himmels zu haben. Mehr wollte sie gar nicht. Es war ja schon Glücks genug, sich einbilden zu können, daß man für den Freund sorgte und ihm immer näher kam ... Hilde mußte bei solchen ekstatisch hervorgestoßenen Reden laut auflachen. „Eigentlich paßt ihr beide nicht für eure Rollen. Sie, gnädige Frau, sollten in die Tanzstunde gehen, und du, Gisa, solltest verheiratet sein." Ihr scharfer, von keinem Sturmwind getrübter Blick fühlte sich zum Vergleich zwischen den beiden Schwärmerinnen herausgefordert. Beide sprachen gleichzeitig auf sie ein, indem sie einander im halben Satz ablösten. Nun stand sie da, froh und strahlend in ihrer klugen, nüchternen, mädchenhaften Jugendlichkeit; ihr zu einer Seite die von sich selbst begeisterte Grimasse der alternden Kokette mit kaum mehr zu verbergender Komik, zur anderen Seite die eben erwachte und schon mit dem ersten Schwung auf den Gipfel der Menschlichkeit gelangte, schon zur Selbstentäußerung bereite Liebe, so daß unter dem immer noch fortdauernden drückenden Klang des Gassenhauers wie unter herabgespannten Gewitterwolken, welche die Tageshelle oft zu eigentümlich greller

Beleuchtung zusammenpressen, hier in einer kleinen Gruppe das Entgegengesetzteste der Frauenseele überraschend deutlich auseinandertrat.

Als Gisa nach Hause kam, vermißte sie den mit so viel Freude geschriebenen Brief in ihrem Mantel. Doch hatte sie keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen; denn dies war nur die erste Masche im Netz dunkler Ereignisse, das sich von hier an immer fester um die Beteiligten schlang, so daß sie bald nichts mehr sahen und überdies noch einander gegenseitig, einer in die Verblendung des anderen, verstrickten ... Es war nämlich das eingetreten, worauf Gisa eigentlich bei jedem Heimkommen, nur diesmal in ihrem Glücke nicht, gefaßt war: Die Familie saß traurig, mit niedergeschlagenen Augen um den Tisch. Ein Artikel in einer tschechischen Zeitung hatte das bewirkt, etwas, was Gisa nicht recht verstand und worüber sie keine Macht hatte. Nach dem Essen erklärte es ihr der Bruder. Vater hatte eines jener nationalen Probleme, dessen Lösung von der Regierung unter steter Uberwachung beider Parteien mit unendlicher Sorgsamkeit und Diplomatie eben bearbeitet wurde, auf eigene Faust für einen bestimmten Fall, dessen Inhalt ihm wichtiger schien als die sprachliche Form, etwas zu derb entschieden, hatte dadurch

den Haß der Gegner heraufbeschworen, wurde aber auch von deutscher Seite nicht unterstützt, da den Politikern die Aufrollung dieser Frage gerade jetzt nicht genehm war. Sein lebhaftes Volksempfinden, verbunden mit einem nicht geringeren Bewußtsein der Beamtenpflicht, hatte ihm diesen bösen Streich gespielt, über den nun vieljähriges treues Wirken im Dienst des Staates und der Nation vergessen war. Die heftige Sprache der feindlichen Blätter, der nur laue Erwiderungen folgten, zeigte deutlich, daß man mit seiner Entfernung vom Amte, mit Pensionierung rechnete. Und heute war gar die Nachricht erschienen, daß man im Parlament interpellieren und seine Disziplinierung verlangen werde. So weite Kreise hatte seine an sich geringfügige Tat schon in der Öffentlichkeit gezogen. Bis heute hatte Finanzrat Leitner den Fragen seiner besorgten Familie nur gutmütigen Spott entgegengehalten. Heute aber war er, nach einer Unterredung im Präsidium, die er gehabt hatte, verstört und gebrochen, mit der Bitte, nach nichts zu forschen, ihn nichts zu fragen, zu Hause angelangt. Trüb lasteten die Gerüchte auf allen, ihre Wahrheit schien durch die stumme finstere Miene des Vaters bestätigt, der gar nichts aß und nur, um die Verwirrung nicht zu steigern, den gewohnten

Sitz an der Spitze des Tisches beibehalten hatte. Doch gleich nach Aufhebung der Tafel ließ er sich zu Bett bringen.

Natürlich konnte Gisa ihre Hauslehrerangelegenheit nicht vorbringen. Aus den düsteren Gedanken aber, denen sie sich hingab, aus dem Flüstern und Tuscheln der Familienangehörigen wand sich der helle Plan immer wieder tröstend an die Oberfläche. — Da wurde er am nächsten Abend, in der Tanzstunde, ganz verschüttet. Beim Garderobeablegen trat Nöttl auf sie zu und, ohne ihr freundliches Lächeln zu erwidern, sprach er leise, eigentlich mehr vor sich hin als an sie gerichtet: „Die erste Strafe ist stumme Verachtung.“ Gisa blickte zuerst nach der Seite, da sie die Worte nicht auf sich beziehen wollte. Aber sie sah alle Mädchen, auch Hilde, so ruhig mit dem Zurechtlegen ihrer Mäntel beschäftigt, daß sie erschauerte. Offenbar hatten die anderen nichts gehört, der böse Satz war also richtig auf sie gezielt gewesen. Nöttl war inzwischen durch die offene Tür in den Tanzsaal zurückgegangen. Er würde wiederkommen, hoffte sie, er würde sie zum Walzer holen wie sonst. Sie erwartete ihn mit solcher Bestimmtheit, daß sie für Augenblicke den gräßlichen Auftritt in der Garderobe völlig vergaß. Den ganzen Abend wartete

sie, suchte ihn, wenn sie mit anderen tanzte, heftete ihren Blick auf ihn, um ihn heranzuziehen, lenkte ihren Schritt absichtlich immer wieder in seine Nähe. — Er kam nicht.

Gisa stand vor einem Rätsel. — Sie konnte freilich nicht ahnen, daß Lise Mestrik, welche die ganze Zeit über auf Rache lauerte, ihr offenes Reden listig ausgenützt und ihr den wunden Punkt abgelauscht hatte. Nun hatte sie gestern den günstigen Augenblick wahrgenommen, Gisas Brief an Nöttl ihr aus der Tasche gezogen und sofort aufgegeben, indem sie noch als Ort des Vorstellungsbesuches an Stelle der Leitnerischen Wohnung das Bureau des Finanzrates angab, um das Mißverständnis, das hieraus entstehen mußte, zu vergrößern. So hatte sich denn heute Herr Nöttl, im schwarzen Kaiserrock, feierlich am bezeichneten Orte eingefunden. Lise hatte einen unfreundlichen Empfang seitens des überraschten Vaters, dessen Pedanterie sie kannte, richtig vorausberechnet. Der Zufall kam ihr zu Hilfe; Herr Leitner hatte in seiner drangvollen Situation noch weniger als sonst Neigung, schwierige Irrtümer aufzuknoten. „Ja, wer hat sie denn herbestellt?“ fuhr er den Studiosus an, der sich in wohlgesetzter Rede zu Diensten empfohlen hatte. Nöttl zeigte den Brief vor, mit

Gisas Unterschrift: „Ich hatte die Ehre, Ihr Fräulein Tochter in der Tanzstunde kennen zu lernen. Und dies dürfte doch richtig ihre Schrift sein?“ „Das ist sie allerdings,“ fuhr Leitner nach kurzer Prüfung fuchsteufelswild in die Höhe, „aber wenn Sie glauben, daß ich meine Zeit und meinen Kopf für nichts anderes habe als für dumme Witze meines Fräulein Tochter,“ er stieß die zeremoniöse Redensart Nöttls höhnisch hervor, „so irren Sie sich gewaltig. Ich habe meine Zeit nicht gestohlen. — Studentenulk, alberner.“ Als Nöttl gar noch in seiner hölzernen ehrenfesten Landmanier sich zu entschuldigen begann, wurde er von dem Ungeduldigen auf die Stelle aufmerksam gemacht, wo der Zimmermann 's Loch gelassen hatte. Neue Einwände Nöttls, aus geröteten Wangen unter Kaubewegungen vorgebracht; Aufspringen des Finanzrats; Retirade. Kaum war Nöttl verschwunden, da wurde gemeldet, daß ein Ministerialinspektor aus Wien eingetroffen war, um den Fall Leitner zu untersuchen, und an demselben Vormittag begann noch die protokollarische Einvernahme. Kein Wunder, daß der Finanzrat, müde und mit tausend Gedanken heimgekehrt, die lächerliche Affäre mit dem Studenten völlig vergaß und nachher Gisa nicht zur Rechenschaft zog, wodurch die Sache

wenigstens teilweise hätte aufgeklärt werden können. So aber bewirkte es ein Zusammentreffen von besonderen Begleitumständen, daß das Dunkel zwischen Nöttl und Gisa, beiden unverständlich, nicht mehr gelichtet wurde. Der gute Bursch, der freilich auch vorher nicht etwa in Gisa verliebt gewesen war, sondern nur eben mit ihr als mit einem angenehmen Mädchen, vielleicht durch ihre Freundlichkeit besonders angezogen, im Wesen aber nicht anders als mit vielen anderen gern verkehrt hatte, war jetzt tödlich beleidigt, durch eine Kluft von ihr getrennt. Seine Charaktermischung von Stolz, Ungeschicklichkeit und Selbstbewußtsein hinderte ihn, Gisa nach dem Grund ihres feindseligen Scherzes zu fragen. Er fühlte sich von ihr gedemütigt und zugleich durch seinen Ingrimm über sie erhoben, welche Stimmung seiner Anlage durchaus entsprach, so daß er sich in ihr sogar wohl fühlte. — Er war übrigens ein einfacher Mensch, von ausgeprägtem Ehrgefühl und nüchterner Verstandesanlage. Diese Tanzstunde, überhaupt dergleichen Mädelgeschichten, machte er nur deshalb mit, weil er davon einigen Schliff erwartete, der ihm seiner Ansicht nach, da er aus einer einfachen Familie stammte, zur Erlangung einer Hofmeisterstelle bei einem Adeligen unerläßlich war.

Eine Zeitlang war Gisa untröstlich.

Nöttl tanzte nie mehr mit ihr, vermied es, mit ihr zusammenzutreffen, machte im Saale große Bogen um sie herum, sein Gruß war, wenn es überhaupt dazu kam, durch einen Wutblick aufgehoben. Wie gerne hätte sie ihn angesprochen, um ihn um Erklärung zu bitten, ihm mit wenigen bewegten Worten, die sie schon auswendig gelernt hatte, das Unrecht vorzuhalten, das er ihrem Herzen antat. Aber die lähmende Angst, taktlos zu erscheinen und hier in der Gesellschaft vor aller Augen eine schroffe Abweisung zu erfahren, hielt sie von einem solchen Schritt zurück. Etwas anderes, wenn sie ihn einmal zufällig auf der Gasse getroffen hätte; da wäre sie vielleicht unbeobachtet gewesen und in der Verzweiflung hätte sie sich aus ihrer Zurückhaltung hervorgewagt, um endlich diese Last von ihrer Seele loszubekommen. Aber diese Gelegenheit wollte sich nicht ergeben, obwohl ja Nöttl im Hause ihr gegenüber wohnte und von ihr unausgesetzt beobachtet wurde. Es war unmöglich (sie hatte es einigemal versucht), die drei Stockwerke hinunterzueilen, wenn er aus dem Tor trat, ihm unauffällig nachzulaufen, ihn zu überholen und, aus einer Quergasse hervortretend, unvermutet zu begrüßen. Wenn sie atemlos unten

anlangte, war er längst außer Sehweite. So mußte sie sich damit begnügen, hinter dem Fenster ihres Zimmers zu stehen und durch das Löchlein, das sie in den Vorhang geschnitten hatte, auf die Gasse hinunter oder geradeaus in seine Stube zu starren, aus deren Schwärze manchmal ein Schein seines Gesichtes bis ans Fensterglas emportauchte. Auch wenn sie morgens frisiert wurde, wußte sie stets sich so zu setzen, daß sie dieses Löchlein im Auge behielt, und wie auf einer kleinen Bühne, nur für sie sichtbar, trat dann manchmal der Geliebte in diesen Rahmen, wenn er frohen Auges sein Fenster aufriß und die Sonne zu sich hereinließ, in jeder seiner Bewegungen soviel Freiheit und Zuversicht, daß ihr die Gebundenheit und der undurchdringliche Schmerz ihres Lebens so recht ins Gemüt kam.

Was war denn geschehen? Was hatte sich verändert? Unerklärlich war ihr dieser ganze Zustand, in den sie schuldlos geraten war, und es konnte nicht fehlen, daß dieses Geheimnis, das sie umgab, alles Dunkle vom Grunde ihrer Seele aufwühlte. Sie wurde von Ahnungen und Träumen gepeinigt, und das alte Gerücht in ihrer Umgebung, daß ihre Träume in Erfüllung gingen, lebte wieder auf, da sie den Besuch eines Verwandten und andere ge-

ringfügige Vorfälle in dieser Zeit vorhersagte. Sie empfand auch wieder, wie als Kind, die Scheu, in gewisse Gassen einzutreten, hatte unbegründbare Abneigungen gegen einen bestimmten Teller, eine Speise oder ein Bild in der Wohnung. All dies war nun durch das Gefühl befestigt und in Zusammenhang gebracht, daß die verabscheuten Dinge irgendwie mit dem Rätselhaften, das von Nöttl ausging, zusammenhingen. Und Gisa kämpfte gegen dieses Rätselhafte von nun ab beständig an, indem sie etwa ausrechnete, daß der böse Zauber verschwinden müsse, wenn sie in weniger als fünf Schritten eine bestimmte Figur in der Trottoirpflasterung betreten würde, wenn das erste Wort, das Hilde am Morgen zu ihr sprechen würde, nicht mit den Lauten h oder sch anfange, wenn sie den Faden, den sie zwischen zwei Fingerspitzen hielt, gleich beim ersten Versuch durch das Nadelöhr brächte. — Aufs äußerste gereizt durch diese unausgesetzten Proben, die teils gelangen, teils nicht, suchte sie Zuflucht im Gebet, und da sie eigentlich nie aufgehört hatte, in ihrer Seele eine sanfte Frömmigkeit und den Glauben an die überirdische Leitung ihres Geschicks zu pflegen, verschwisterte sich nun der Trost religiöser Hingebung aufs innigste mit den erregten Fragen ihrer Seele

und mit einer Art seltsamer Reue, die, vorläufig ihr selbst unergründlich, aber deshalb nicht weniger deutlich, ihr Innerstes angstvoll aufschwellen ließ.

Einmal kam sie an der Franziskanerkirche zu Maria-Schnee vorbei. Unwiderstehlich angezogen betrat sie den grauen Hof, der in der Form eines ungeheuren Kreuzes nach italienischer Art mit Steinplatten belegt ist, mit bescheidenen Grasbeeten zwischen den Kreuzbalken. Eines der Klostergebäude im Rücken, zur rechten und zur linken Seite niedrige geschlossene Hallen, durch deren Fenster undeutlich Altäre schimmerten: so stand Gisa, ruhevoll diesen aus dem Prager Lärm wie auf einen Hügel Toskanas herausgehobenen Raum um sich fühlend, ganz versunken in die Betrachtung des farbenprächtigen byzantinischen Mosaiks, das, mehrfach lebensgroß, von der turmhoch aufragenden Fassade des Kirchenschiffs herab sie anleuchtete. Es stellt die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde dar. Wer sähe sie auch ohne Rührung, die unbeweglichen großen braunen Augen im matten Gesicht, das infolge des schmal zulaufenden Kinnes beinah Herzform angenommen hat, diese von jedem Lächeln unendlich weit entfernten und dennoch völlig entspannten Wangen, diese Unberührbarkeit auch in dem metallblauen Mantel, der als flache

Halbkugel, fast wie ein Helm auf dem Kopf sitzt, in zackigen unabänderlichen Falten dann zu Schulter und Hüfte niederfließt. Ein Stern, aus dem Himmelsgewölbe langsam herabsinkend, spielt gerade still vor diesem Mantel, und das Knäblein hascht nach dem leuchtenden Punkt, doch zugleich nehmen zwei Finger seiner ausgestreckten Hand die Haltung wie beim priesterlichen Segen an, und auch Maria, auf deren Armen das Kind wie auf einer Schaukel mehr zu schweben als zu sitzen scheint, findet, obwohl sie ihre Bürde im Arm und hohe Sorge im Auge trägt, noch Kraft genug, zwei Finger segnend zur Erde zu spreizen, so daß hier alles, Spiel und Mütterlichkeit, Leichtigkeit und Unruhe, von dem einzigen Gedanken der Heiligung durchdrungen ist, wie der strahlende Goldgrund durch alle Farben hervorstrahlt.

Das Bild war erst neulich aus einem unscheinbaren Zustand zu dieser Frische gesäubert worden, und so kam es, daß Gisa, die es zum erstenmal bemerkte, ganz überrascht dastand. Namentlich von den Augen der Madonna konnte sie ihren Blick nicht trennen, von diesen Augen, die nicht geradeaus, obwohl sie weit geöffnet waren, sondern knapp an der Fläche des Bildes auf den Boden herab zu sehen schienen. Vermeidet sie

meinen Blick? fragte sich Gisa, und die Frage dröhnte, in ihrem Innern alles Leid an sich reißend, wie ein Vorwurf. Wieder stieg diese rätselhafte Reue in ihr auf, und zugleich war es ihr jetzt, als erschütterten leise Donnerschläge, unter dem Bild hin sich fortpflanzend, seine flüssig gewordenen Konturen. Plötzlich fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe und hatte gerade nur noch Zeit, sich auf einen der Betschemel vor der Seitenhalle kniend hinzuwerfen ...

Mehr gefühlt als in festen Begriffen war ihr plötzlich beim Anblick dieser mütterlichen Augen die ungeheure Schuld klar geworden, die sie auf sich geladen hatte: die Schuld gegen ihre Eltern. War sie nicht in diesen Tagen, um der sündigen Liebe zu Nöttl willen, den Eltern untreu geworden, sich selbst untreu geworden! Hatte sie sich nicht, entgegen ihrer sonstigen Sorgfalt, gerade in dieser gefährlichsten Zeit gleichgültig, untätig, nebenbeschäftigt erwiesen! Wann hatte sie des Vaters heiße Stirn gestreichelt, wann der Mutter, die jetzt so nervös war, eine kleine Last im Haushalt abgenommen, das undankbare Kind! Niemals, o niemals jetzt, da es am nötigsten war. Selbstwillig hatte sie ihrem eigenen Verlangen nur gedient, mehr noch — und sie ergrauste bei diesem

Gedanken —, sie hatte nicht angestanden, ihr Verlangen ohne und gegen den Willen des Vaters durchzusetzen, seinem verehrten Haupte etwas beinahe Feindliches, so erschien es jetzt ihrer verfeinerten Empfindung, anzusinnen. Eine List hatte sie im Hinterhalt gehabt, ei, das brave Kind! Und war da Strafe nicht gerecht? Und war die Strafe etwa ausgeblieben? O nein, genau in dem Moment, in dem sie ihren schändlichen Plan ins Werk setzen wollte, war — ein Finger Gottes! — die Verwirrung in die von ihr verratene Familie eingebrochen, war der seit Jahren, ja seit ihrem Kindergedenken nie gestörte Frieden in diesem geweihten Kreise aufgehoben worden, und nun welkten sie alle dahin, für die sie so lange, nicht durch Taten, aber, was wichtiger ist, durch stetes Denken und Sorgehaben gewacht hatte, ein Moment hatte alles zunichte gemacht, alle Mühe und alle Angst, die Mutter wurde krank, der Vater fiel, durch das Unrecht der Menschen vielleicht, in Schande, nahm es sich zu Herzen und starb ... Sie warf ihr Gesicht schluchzend in ihre Handflächen, drückte die Handballen zwischen die Zähne, um nicht aufzuschreien ... Eine hellere Stimmung folgte dem Ausbruch. Sie sah zwei Wagschalen vor ihren Augen auf- und niedersteigen. Nun hatte sie zu

wählen: Nöttl oder ihren Vater, die Liebe oder das Glück der Familie. Da war kein Zweifel möglich. War denn in dieser Liebe nicht alles irgendwie dunkel und unerlaubt gewesen, durchzuckt von nicht eingestandenen unheimlichen Trieben. Und nun noch zuletzt der Abbruch, den sie plötzlich aus geheimnisvollster Tiefe ihrer Seele zu verstehen glaubte! Der Geliebte selbst zeigte ihr den rechten Weg zum Heile zurück, so war es ihr, der Geliebte selbst wies sie ab und ging ihr im Verzicht voran; keine irdischen Kräfte, nichts mit den gewöhnlichen Begründungen zu Fassendes war zwischen ihn und sie getreten, sondern eine himmlische Gewalt hatte sie auseinandergerissen, um sie im besseren Sinne erst recht und völlig zu vereinen. Und plötzlich sah sie den Freund nicht mehr mit dem groben Blick, dem kurzen bösen Kopfnicken, nein, nun durfte sie ihn sich wieder gütig denken, mit ihr verbündet gegen all die krampfhaften Anfechtungen dieser Wochen, o nun fühlte sie ihn neben sich, wie er mit einer anmutigen Gebärde voll keuschen Feuers sie bei der Schulter angriff und wie alles Verwirrte in seiner Hand zu einem Bündel langgestielter weißer Lilien zusammenschmolz. „Dein bin ich," rief sie, „dein bin ich, mein Heiliger du." Und voll Verzücken vertiefte

sich ihr Blick in das Bildnis des milden Antonius von Padua, vor dessen Altar sie kniete. „Ein Zeichen gib mir, gib mir ein Zeichen, daß ich auf dem guten Wege bin!“ Da fielen ihre suchenden Augen auf das Gebettäfelchen, das auf dem Holzpult angebracht war. Betend las sie: „O glorwürdiger, heiliger Antonius, sei mein Trost, Helfer in der Not. Besonders erlange mir Erhörung dieser Bitte ...“ Einige Punkte unterbrachen den Text, Gisa dachte inbrünstig an den Prozeß ihres Vaters ... „insofern sie nicht wider Gottes heiligen Willen ist. Erlange mir Demut, Keuschheit, Liebe zur Armut. Dir empfehle ich alle Angelegenheiten meiner Familie ...“ Bis hierher war Gisa gelangt, als ein leises, hohes Glöckchen aus der nahen Kirche hervordrang. Dort im Dunkel hatte, von ihr unbemerkt, die Messe begonnen, und das Mysterium der Wandlung vollzog sich eben vor der fromm erschauernden Gemeinde. Das Zeichen, das ist mein Zeichen, jubelte Gisa und spürte die zarten, wieder anschwellenden Glockentöne wie helle Wassertropfen an ihrer Kehle, während sie sich bekreuzigte. Sie atmete tief und verlor sich aufs neue in stürmische Gedanken, die aber wie in veränderter Richtung ihren Sinn mit Festigkeit, nicht mehr mit Widerstreit erfüllten. Die

leise Psalmodie des Priesters, die in den Hof herdrang — so still war es ringsum —, umspielte nun wie kühlender Engelsfittich ihre schöne, regungslose Gestalt.

Wie es Naturen gibt, die durch einfallendes Unglück verhärtet werden, so führt andere ein großer Schmerz zur Vollkommenheit und wahren Eröffnung. Indem Gisa freiwillig das Opfer ihrer jugendlichen Leidenschaft auf sich nahm, hatte sie gleichsam auf einer höheren Ebene sich selbst wiedergefunden, und fühlte sich in einem Zustand, gemischt aus Hitze und wahrhaft übermenschlicher Befriedigung, über den sie ihren Freundinnen zwar durch Worte Rechenschaft zu geben suchte, ohne jedoch über ein ungewisses Stammeln hinauszukommen. Das Erniedrigende und Beleidigende, das Nöttls unverständlicher Groll vorher für sie gehabt hatte, war mit einemmal von ihr wie abgetan. Die Wunde der nichterfüllbaren Liebe war geblieben, aber der Staub, der in dieser Blutwunde gebrannt hatte, war ausgewaschen und das Fieber, das nun aus ihr emporschlug, brachte erhabene Bilder mit sich, ferne aller Kränkung, war nur noch ein unendliches, fast schon gegenstandsloses Weh, in dem ihr wildes Herz, welches die Spaltung zwischen häuslichem und äußerem Glück

nicht hatte ertragen können, seine ursprüngliche Einheit wiederfand. Nun hatte sie keinen Feind mehr, nun tat sie wiederum ihre Pflicht, nun war alles wieder von Gott in ein und dieselbe Strömung gelenkt. — Sie wußte, daß sie im Leben nie mehr mit Nöttl sprechen, nie mehr seinen Blick an dem ihren entzünden würde. Doch süßer als all dieses Mögliche und jetzt schon Unmögliche schien es ihr, ihn als sein ihm selbst unbekannter Schutzgeist zu umschweben. Sie fühlte, daß ein guter Einfluß von ihr ausging, der ihm günstige Zufälle zubrachte, ohne daß er ihre Ursachen erriet. Sein geglücktes Rigorosum, von dem sie mit unbeschreiblicher Freude erfuhr, die Auszeichnung seiner Arbeit im Seminar, seine gute Gesundheit, ja auch noch sein hübsch passender neuer Anzug und Hut, — an allem hatte sie mit ihren Segnungen, ihren Sprüchen, ihrem „Daumenhalten" teilgenommen und, jenseits aller sichtbaren Hemmnisse, fühlte sie sich in einem magischen Einverständnis mit ihm, wenn sie heimlich in ihr Notizbüchlein seinen Namen, darunter den ihren eintrug und dabei fand, daß sie so viele, fast alle Buchstaben miteinander gemein hatten.

Während wir so unsere großmütige Freundin

zu einer würdigen und doch immer jung-mädchenhaft bleibenden Seligkeit emporsteigen sehen, ertrug indessen nicht ebenso geduldig Frau Alma das Zunichtswerden der Erwartungen, die ihr beim Klang jenes Lehárwalzers siegesgewiß entschlüpft waren. — Sie hatte ihrem Mann zum Geburtstag statt des von ihm erhofften Patentregenschirms, der auch als Spazierstock zu gebrauchen wäre, eine Schachtel der schönsten Seidentaschentücher gekauft, nachdem sie sich bei den Mädchen erkundigt hatte, was sie als Vielliebchen oder sonst zu einer Gelegenheit einem Verehrer zu schenken für angezeigt hielten. Sie hatte sich ihn so schön und elegant ausstaffiert gedacht, etwa nach dem Muster älterer Herren, die man in den Hauptstraßen noch ganz fesch den Ladenfräulein nachsteigen sieht und denen das frische Knopflochröschen so gut zu den weißen Haaren steht; sie wollte späterhin seine Toilette durch einen steifen grauen Hut und eine kraftfarbige Phantasieweste ihres Geschmacks vervollständigen. Wenzel aber machte kein Hehl daraus, daß ihn ihr Angebinde wenig erfreute, und mit einiger Brummigkeit wies er die Ankündigung weiterer Präsente in dieser Richtung zurück. Der Ahnungslose wußte natürlich nicht, daß gerade jetzt ein besonders rücksichtsvolles blumiges Be-

nehmen von ihm erwartet wurde, wohlgemut tapfte er die altgewohnte Bahn dieser Ehe weiter und dachte an alles andere eher, als daß seine Gattin soeben in eine Krise eingetreten war, daß er sich vor ihr vorzusehen hatte, daß jedes seiner Worte unter die Lupe genommen wurde. Kein größerer Kontrast als der zwischen der Sorglosigkeit, Erleichterung, mit der er abends müde, aufatmend, die Last des Tagewerks abwerfend und nun sich völlig gehen lassend, zu Hause erschien und Frau Almas Feuerblicken, die immer wartend, immer gespannt auf die endliche Sensation, um ihn und fast durch ihn hindurchschossen. Von ihnen ungerührt machte er sich nach Tisch an das Studium des Eisenbahnkuriers, um seine Tour zusammenzustellen, und an ihre angstvoll lauschenden Ohren schlugen nur in langen Pausen die Worte: „Zditz, Protivin — Anschluß nach Plan-Tachau — schon wieder kein Anschluß — Seite siebzigdrei — Domislitz, Nezwustitz, Stiahlau —." Es empörte sie dann die Sorgfalt, mit der er seinen Musterkoffer packte, jedes Stück extra in Seidenpapier wickelte und einschichtete, wenn sie dieses Gehaben mit dem summarischen Frohsinn verglich, den er für sie übrighatte. Ihre beobachtenden Blicke wurden bitter, ihr Mann erschien ihr lächerlich. Und diese

traurigen, fassungslos gerundeten Augen, wenn sie den Arbeitsamen unterbrach, um ihn mit flötender Stimme in eine Art von Tanzstundenkonversation zu verwickeln: „Du, Wenzel, was ist eigentlich dein Ideal?“ — Dann stand er gleichsam ganz ausgehöhlt, mit leeren Händen, mit offenem Munde vor ihr; sie mußte sich von ihm abwenden, um ihm nicht ein Schimpfwort zuzurufen. Er aber schüttelte geduldig den Kopf und packte weiter.

Allmählich sah sie ein, daß da für sie nicht viel zu holen war. Sie hatte sich geirrt und kehrte, auf eigene Abenteuer verzichtend, in den Kreis der Mädchen zurück ... Hilde fand, daß es allmählich genug resignierte Gesichter ringsum gab: „Frau Alma, Gisa, wer noch?“ Aber zu ihrem eigenen Erstaunen schied sich in ihrem Innern doch sehr deutlich der Schein von Ernst und Reinheit, der um Gisas Entsagung lag, von dem zappeligen Lamento der Frau, bei dem man mit bestem Willen das Lachen nur schwer verbeißen konnte. Deren neuester Plan war jetzt, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. Doch vergaß sie schnell daran, als sich ihrem Betätigungsdrang ein neues Feld bot. Hildes Spürsinn hatte nämlich bald herausgebracht, daß mit Röttls seltsamem Verhalten irgend,

wie die Mestrik zusammenhing. Genaues ließ sich da freilich nicht ermitteln, aber war es nicht auffallend, daß bald nach Röttls Bruch mit Gisa die Mestrik diesen als ihren Hauptverehrer immer mehr an sich zog? Offenbar verhetzte sie ihn; jedenfalls lag darin, daß sie den Beleidiger auszeichnete, eine neue Kränkung für Gisa, was diese allerdings nicht zugeben wollte. Aber ihre Meinung als die einer Weltfremden, Verwirrten kam da nach Ansicht der beiden, Hilde und Frau Alma, die die Sache in die Hand nahmen, gar nicht in Betracht. Auf Hildes Anstiften nahm also Frau Stümmer die Mestrik, die in ihrer Frechheit noch immer die Nähschule besuchte, tüchtig vor, fragte sie aus, bewies, vermutete, folgerte, umging, überraschte, traf — endlich war sie ja damit tätig in das Gewirr der Tanzstundenintrigen eingetreten, sie fühlte sich beinahe am Ziel ihrer Wünsche — und bewirkte nach heißem Gefecht, daß Lise heulend das Zimmer verließ und nie mehr wiederzukommen erklärte, was seitens der Siegerin mit einem pfeifenden „Wird mich unendlich freuen" quittiert wurde. Und nun stand Frau Alma stolz und großartig da, mit dem heuchlerisch-bescheidenen Lächeln des Erfolges nahm sie die Gratulation ihrer Schülerinnen entgegen; ja, das durfte sie sich selbst eingestehen,

das hatte sie gut gemacht. Man lachte, man freute sich wieder.

Ein allgemeines Behagen teilte sich mit, der gehobene Zustand äußerte sich in zahllosen Bemerkungen. Und wenn man sie nun, die jungen hübschen Dinger, um zwölf Uhr die Stiegen herunterlaufen, wie Schmetterlinge, aber wie harte, helle, widerstandsfähige Schmetterlinge, im ganzen Glanz ihrer Sorglosigkeit aus dem Tor und die Straße hinflattern sah, beständig ihre Gruppenverteilung wechselnd, da drei Arm in Arm, dort vier sich an den Händen haltend, scheinbar unbekümmert und doch wohlerzogen und beherrscht, und doch in ihrem Wispern den Blick eines vorübergehenden Mannes tief erwidernd, dem nächsten ins Gesicht lachend, dann konnte man wohl verstehen, daß mehr als einem diese reizende Mischung von Kind und Weib den Kopf verdrehte, daß auch Frau Alma an unglücklicher Liebe zu den Übergangspuppen erkrankt war. O mehr als das, man hätte hintreten und mit erhobenen Armen diesen sinnlos übermütigen Mädchen Beifall klatschen mögen: nur heraus mit all eurem Lachen, biegt euch bis zum Pflaster, hebt euch bis zu den Sternen, schämt euch nicht, haltet euch nicht zurück in eurer ungebrochenen und — das will ich vor Gott bezeugen — durch keinen schmie-

rigen Gedanken befleckten, herrlichen Lebenskraft, noch einmal, noch einmal laßt euch los und schöpfet aus bis zum Grund das sonnige und schattige Wasser dieser Minuten, ehe der trübe Nachtfrost, dessen die Welt um euch im geheimen ja schon voll ist, hervorbrechend sie überkrustet . . .

Das Ungemach für Gisa setzte denn auch bald genug ein. — Es wurde für den Schluß der Tanzsaison ein großes Kränzchen geplant, dessen Herrenkomitee von dem mehr schulmäßigen Unternehmen der Tanzstunde unabhängig, aber doch mit allen, die sich die ganze Zeit hindurch zusammengefunden hatten, in gemütlicher Beziehung stand. An die Spitze der neuen Veranstaltung, deren schrittweises Vorschreiten in der Nähschule natürlich eifrig verfolgt wurde, trat Nöttl. Als Gisa dies erfuhr, geriet sie vor Freude außer sich. Wie war sie stolz auf den Geliebten, o sie hatte seine Bedeutung ja seit jeher erkannt, auch als er sich noch ganz unscheinbar in der Masse der anderen verborgen gehalten hatte, sie hatte seinen Aufstieg prophezeit. Und nun war er also zum Obmann gewählt, da schaut her, aber das hatte sie ja vorausgesehen, damit erzählte man ihr gar nichts Neues. Sie lebte wieder auf, wurde noch einmal mitteilsam und gestand, von Glück durchstrahlt, daß sie sich im stillen mit

Nöttl immer noch verbunden, ja jetzt erst recht, seit ihrem Verzicht, ganz ihm zugehörig und ohne Rückhalt aus ihrem starren Ich gerissen, daß sie in seinem Ruhm auch sich erhöht fühle. Ihre selbstlose Freude hielt auch noch stand, als man ihr geschäftig mitteilte, Nöttl werde im ersten Paar mit Fräulein Mestrik vortanzen. Gut, so wird sie doch auch dabei sein dürfen und, wenn sie ihn ansieht, mehr von ihm haben als die, welche er in den Armen hält, sie wird ganz stillhalten, still wie ein Lamm, und nur die Größe ihres Opfers fühlen, die Reinheit ihrer Liebe, und das wird ein so starkes und ausschließliches Gefühl sein, daß ihr vor Süßigkeit gar nichts anderes, nichts Schlimmes einfallen kann, daß sie nichts sieht als gerade nur das, was sie sehen will. — Nun aber kamen die Einladungen. Alle Tanzstundenmädchen erhielten sie. Auch an Hilde kam die mit blauer Masche geschmückte Karte, laut der ein Herrenkomitee sich beehrt, zum Besuche uff. höflichst einzuladen. Aber, wie es sich nun herausstellte, dasselbe Herrenkomitee hatte auf Nöttls Antrag, hinter dem wieder diese Mestrik steckte, Gisa mit dem Boykott belegt und nicht geladen: ein schnell gefaßter Beschluß am Kaffeehaustisch, bei dem keines der Herrchen Phantasie genug hat, sich die grausame und so zwecklose Ver-

wüſtung eines zarten Herzens vorzuſtellen, — ſonſt käme es wohl nie zu ſolchem Vorgehen bei ähnlichen Arrangements, die doch der Jugend und ihrer harmloſen Heiterkeit dienen ſollen. — Schrecklich waren die nächſten Tage für Giſa. Sie glaubte an einen Zufall, eine Vergeßlichkeit, bis es allmählich durchſickerte, daß man ſie gefliſſentlich ausgelaſſen, ausgeſtoßen hatte. Und nun war ihr Stolz, ihre Haltung gebrochen. Abgeſehen von der Schande, die ihr zu Hauſe und überall drohte, wenn man davon erfuhr — wer fragte nach den Gründen? Da blieb alles dunkel. Jenes Mädchen mit dem „ſchlechten Ruf" fiel ihr ein. Dunkel, Grundloſigkeit, das eben war: ſchlechter Ruf —, aber mehr als all dies peinigte ſie Röttls jetzt kundbar gewordene, offene Feindſchaft. Damit, daß er ſie nicht liebte, daß er ſie ohne Urſache fallen gelaſſen hatte, konnte ſie ſich abfinden: aber daß er ſie haßte, daß er ihr Böſes ſann, er, in dem ſie die Krone ihres Lebens ſah, das unberührbare Heiligtum ihrer Seele, das überſtieg ihre Widerſtandsfähigkeit. Nirgends zeigte ſie ſich mehr, dumpf brütete ſie über ihr alle Faſſungskraft überſteigendes Unglück, und Hilde, die in all dem Trubel den Kopf nicht verlor und den Plan gefaßt hatte, Giſas Ausbleiben beim Kränzchen durch eine vorgeſchützte

Krankheit zu decken, übersah bei ihren geschickten Vorbereitungen nur, daß Gisa von einer wirklichen Krankheit nicht mehr sehr entfernt war.

Das stand fest, Hilde müßte zum Kränzchen gehen. Anfangs weigerte sie sich zwar, wollte die Partei der Schwester nehmen; doch zeigte man ihr bald, daß sie damit nur unnötigen Klatsch anregen und niemandem helfen würde. Auch ließ sich ihre Tanzlust und unversiegbare Munterkeit leicht überreden. Das Schwierige war nur ihre Lage den Eltern gegenüber. Die Eltern durften natürlich von Gisas Ausschluß nichts erfahren, weder jetzt noch später. Wie leicht hätten sie, namentlich der Vater, der jetzt leider geneigt war, jedes Wort als Beleidigung aufzufassen, darin eine weitere Konsequenz des Mißgeschicks im Amte gesehen. Man konnte jetzt gar nicht vorsichtig genug sein, um ihn nicht aufzuregen. Ohnedies befand sich die ganze Familie in gedrücktester Verfassung, die schlimme Sache, von der man nicht sprach, nahm ihren Fortgang, ohne Aussicht auf günstige Wendung, man lebte in beständiger Sorge, hinter dem Rücken des Vaters besprach man, wie man sich von jetzt an einschränken wolle. Sogar die schöne Wohnung in einem Palais der Kleinseite war gekündigt worden und man hatte zum Februartermin eine geringere in einem

Vorort aufgenommen. Und nun dieſe neue Zurückſetzung in einer Zeit, in der jedes Familienmitglied auch die einem anderen Mitglied zugefügte Kränkung als eigene Schmach, als Schmach der Familie empfinden mußte. — Die Leitner hatten eben ihren Familienſtolz, ihr in aller Beſcheidenheit ehrbar hochgehaltenes Hauswappen, ſie fühlten ſich, wenn auch nicht dem Worte, ſo doch der angeſehenen Stellung nach, dem Adel angenähert als eine jener alten diſtinguierten Beamtenfamilien der Prager Kleinſeite, die ſo recht in dieſen ſympathiſchen, altöſterreichiſcher Tradition vollen Stadtteil paſſen, in dieſe ruhigen, von keinem Verkehr zerbrochenen Plätze und Gäßchen mit ihren guten wettergrauen Barockportalen, mit ihren Kirchen und höchſten Behörden, Karoſſen und goldenen Portiers, anſtändigen Bürgerhäuſern und urſoliden Geſchäften. In dieſer, wie durch den Moldaufluß, ſo auch ihrem ganzen Fühlen und Denken nach von der modernen Großſtadt Prag abgetrennten, in ſich zuſammenhängenden Gemeinſchaft Kleinſeitner Leute lebte noch eine ſtrenge ſtillſchweigende Einigung über das Schickliche, ein tiefes Gewiſſen ohne Formel, welches denn auch Giſas Los abſeits von plebejiſchen Auseinanderſetzungen und Skandalen zum edlen und geziemenden Ende lenkte.

Es wurde also verabredet, daß man den Eltern gegenüber so tun müsse, als gingen beide Schwestern zum Kränzchen, die Gardedamerolle solle aber diesmal statt der Mutter, die ohnedies diese Strapaze immer schwerer ertrug, nach Hildes Plan — Frau Alma übernehmen, in deren Wohnung dann Gisa das Festende abzuwarten habe, um von dort aus wieder gemeinsam mit Hilde zurückzukehren.

Als Hilde der Lehrerin dieses Anliegen vorbrachte, das so ganz geeignet war, ihren Träumen neuen Stoff zu geben, verfärbte sich diese und sagte, halb bewußtlos: „Nein", nur um Zeit zu gewinnen, um das Ungeheure zu überlegen. Bald aber war niemand eifriger am Werk als sie. Gut, war der erste Versuch mißlungen, so wagte sie wie ein hitziger Spieler noch mehr, verdoppelte den Einsatz, setzte alles auf eine Karte. Selbst hingehen an den Ort der Lust und des Schreckens, den Löwen in seiner Höhle aufsuchen, — das etwa schwebte ihr vor, während sie über die Farbe ihres Kleides nachdachte, die denn auch kriegerisch genug ausfiel. Im allgemeinen wird freilich bei diesen Gardedamenkleidern, die aus schwarzem oder silbergrauem Taft gearbeitet sind, der Wert auf möglichst kunstvolle Drapierung der Stoffe und Spitzen gelegt, damit die Aufmerksamkeit von der Figur abgelenkt wird

und sich in die Idee des Ornamentes, welches das Kleid bildet, vertieft; der Körper soll in den Hintergrund treten, es ist eine Verhüllung im wahrsten Sinne. Dies nun war natürlich nicht nach Frau Almas Geschmack, doch wollte sie auch nicht direkt ballmädchenhaft erscheinen; da hatte sie nach langem Suchen eine leuchtende cerisrote Nuance gefunden. Sofort ward die Arbeit in Angriff genommen. Den Chiffon ließ sie nicht auf eine der üblichen Puppen arrangieren, sondern unmittelbar auf ihren Leib, dessen Umrisse, korrekt und stolz, sich sehen lassen konnten. Alles sollte gespannt sein, glänzen, sich in genauer Arbeit, die sie in ihrem Fachverständnis als beste Zierde eines Kleides kannte, ohne jegliche schwindelhafte Freiheit anschmiegen. Das Dekolletee hinten reichte, tief und spitz, fast bis zum Taillenschluß. Frau Stümmer verlor die Geduld nicht stundenlang zu stehen und Befehle zu erteilen, regungslos wie eine Statue, in ihre cerisroten Schleier gewickelt. Manchmal bekam sie während des Probierens kleine Schwindelanfälle und mußte sich setzen. Nach der Generalprobe aber wurde sie ohnmächtig.

Endlich war der große Entscheidungstag herangekommen. Zu Frau Almas natürlicher Erregung kam nun noch wie eine Suggestion all das, was

sie von den Mädchen über das „Ballfieber" gehört hatte, und so darf es nicht wundernehmen, daß sie sich, da ihre wirkliche Angst und ihr Nachahmungstrieb in derselben Weise wirkten, zwischen diesen beiden Feuern bald in einem Zustand äußerster Nervosität befand. Schon der Nachmittag war dem Abend verfallen und, wenn sie auch nicht gleich Mittag mit den Vorbereitungen begann, ging sie doch schon zwecklos hin und her. Dann trug sie Schuhe und Strümpfe, Puderquaste und Haarnadeln auf einen geeigneten Platz zusammen und begann langsam das ganze Zimmer mit den für den Abend nötigen Gegenständen zu schmücken. Die Zeit wurde entsetzlich lang und krampfhafte Gähnanfälle, die ihr immer wieder den Mund aufrissen und das Wasser in die Augen trieben, schienen zeitweise den Lauf der Minuten, wie angerollte Felsblöcke einen Bach, ganz zu hemmen. Plötzlich kleidete sie sich an und ging auf die Straße, in der Absicht, eine recht lange Besorgung in der Stadt zu machen, so den Nachmittag zu töten und dann gerade „knapp" nach Hause zu kommen. Aber auch draußen stand alles im Zeichen des heutigen Abends, sie hatte trotz der frischen Winterluft förmlich schon den Geruch der Tuberosen, die den Ballsaal durchdufteten, in der Nase und, als

ſie heimkam, war immer noch viel Zeit übrig. Ganz ſchlaff fiel ſie in einen Seſſel nieder. — Es war ihr eine große Erleichterung, als die Friſeuſe kam; bald darauf trafen auch drei ihrer Lieblingsſchülerinnen ein, die heute nicht tanzen gingen, da ſie einem anderen Kurs angehörten, und die das große Werk beſehen und begutachten ſollten. Andächtig ließ ſich Frau Alma zum Spiegel führen, ihr Haar öffnen, aber ſchon jetzt ſtieg ihr eine unausſtehliche, ſonſt nie gekannte Röte ins Geſicht und, da ſie vor dem Spiegel ſaß, konnte ſie das Nachlaſſen der Blutſtröme, worauf ſie ihre ganze Willenskraft verwandte, und leider auch wieder ihr plötzliches Heraufflutten beobachten. Endlich entzog ihr eine Wendung des Kopfes, von der eifrig arbeitenden Friſeuſe angeordnet, dieſen Anblick. Aber in demſelben Augenblick fielen ihre Blicke auf eine andere Geſtalt, die ſchon vor einiger Zeit, von niemandem bemerkt, leiſe, wie man in das eigene Zimmer eintritt, hereingekommen war. Es war Gabriele, Frau Almas älteſte Schweſter, eine kleine, kugelrunde, freundliche Perſon mit dichtem blonden Schnurrbart auf der Oberlippe. „Entſchuldige nur! Gu'n Tag", knickſte ſie zuſammen. „Du biſt hier?" fragte Frau Stümmer, als ob noch ein Zweifel möglich wäre. Ohne Verlegenheit, freundlich lächelte der Gaſt: „Ich

wollte ja mal sehen, entschuldige nur, ich hab' doch gehört, daß du heute tanzen gehst, und da wollte ich nur mal sehen ... Bitte, mach' nur keine Umstände, um mich brauchst du dich gar nicht zu kümmern." „Von wem hast du das gehört?" examinierte Frau Alma, statt Gabrieles unterwürfiges Lächeln zu erwidern. „Gott, entschuldige nur, das spricht sich ja herum, ich weiß wirklich nicht, wer mir das gesagt hat." „Gnädige Frau", mahnte die Friseuse, die Hand an Almas Kopf wie an einem Globus, den man um seine Achse drehen möchte, und begann gleich mit der Aufzählung aller Kundinnen, zu denen sie heute vor dem Ball noch zu eilen habe. Es gelang ihr denn auch, Frau Alma wieder in eine zweckdienliche Stellung zu bringen, während diese: „Ich möchte nur wissen, woher du das weißt", schon mehr als Selbstgespräch murmelte und die kleine Schwester dagegen unausgesetzt flehte, man möge sich durch ihre Gegenwart ja nicht stören lassen. — Gabriele, verheiratete Stiegemann, betrieb ein unbedeutendes, aber reichlich verschuldetes Papiergeschäft und bezog von Frau Alma eine schon ziemlich terminmäßig gewordene Geldaushilfe zur Befriedigung andrängender Gläubiger. Für diese Wohltat glaubte sie sich durch eifrige Betätigung des Familiensinnes dankbar er-

weisen zu müssen, obwohl ihre bescheidenen, sklavischen, langweiligen und langdauernden Besuche niemandem erwünscht kamen. Indes war ihre Bewunderung von Frau Almas Tüchtigkeit, Energie und selbsterworbenem Reichtum durchaus ehrlich und diese ließ sich ja auch von Zeit zu Zeit ganz gern durch die in Fülle gespendeten, mit leiser, schmalziger Stimme vorgetragenen Lobreden erquicken. Überhaupt hatte Gabriele gegen Frau Alma eine ähnliche Stellung wie Frau Alma gegen die jungen Mädchen: Die Stellung des neidisch-sehnsüchtigen Starrens in ein Paradies, zu dem der Zugang verwehrt ist. Während aber Almas Hingezogenheit zur sylphischen Sphäre der Jugend immerhin einem lauteren und phantastischen Triebe entsprang, hatte Gabrieles Anhänglichkeit an den wohlhabenden, geordneten, behaglichen Zustand der Schwester nebenher eine realere Basis: sie hielt die Beziehungen zur höheren Macht nicht nur aus Bewunderung, auch aus der wohlgefühlten Einsicht heraus fest, daß die akzentuierte Verwandtschaftsintimität auch Ansprüche verlieh, die sich zuzeiten in Geld umsetzen ließen. Vielleicht kam sie auch manchmal mit dem Hintergedanken, sich über die Lebensverhältnisse, den Lebensstandard der Schwester zu unterrichten und danach die Höhe des an

die stets bedürftige Familie Stiegemann abzuführenden Tributes zu bemessen ... Wie es aber im Leben, trotz der vielen haarsträubenden Widersinnigkeiten, doch in der Regel so geschieht, daß reine Triebfedern die von ihnen gelenkten Personen angenehm und achtenswert, wenngleich vielleicht gelegentlich einmal auch lächerlich erscheinen lassen, daß aber niedrige Motive meist auch in einer gewissen seltsamen Lästigkeit und Aufdringlichkeit ihrer Akteure sich verraten: so war auch das durch so viel liebenswürdiges Drehen und Winden fast versteckte Schmarotzertum der winzigen und mit allem zufriedenen, höflichen und schmeichlerischen Frau Gabriele doch mit dem unerklärlichen Fluch belastet, daß sie immer (wie auch heute) zur allerungelegensten Zeit kam, daß es einem trotz ihrer süßen Reden und, obwohl sie die Rücksicht selbst war, sich am liebsten in einem Eckchen verkrümelt hätte und überhaupt jeden Satz mit „Entschuldige nur" anfing, in ihrer Gegenwart nicht wohl ums Herz wurde. Auch Frau Alma war ja in gewissem Sinne Parasit; aber während die Mädchen, die sie hier umgaben, trotz manchen spöttischen Seitenblicks ihr wirkliche Liebe entgegenbrachten, mußte Gabriele mit ihrem gerührten Gesichtchen, das allen und insbesondere der Schwe-

ſter wohlwollte, von dieſer mit ſtummer Verachtung abgelehnt, ſtumm auf ihrem Seſſel neben der Tür ſitzen bleiben und wagte nicht näherzutreten.

Die Friſeuſe empfahl ſich haſtig. Gleich darauf klingelte es wieder und die beiden Leitner (man hatte den Wagen gar nicht gehört, obwohl man ſonſt jeden vorüberfahrenden regiſtrierte) traten in ihren gleichen, bordeauxroten Ballmänteln herein. Der Wagen würde ſie nach anderthalb Stunden wieder abholen, es ſei noch ſehr viel Zeit. — Ein wechſelſeitiges Bekomplimentieren und Umeinanderherumgehen fand ſtatt. Frau Alma, die im Hauskleid mit weißen Ballſchuhen daſtand, wurde vom Schweſterpaar belobt, was ſie als ermutigenden Zuſpruch aufnahm. Dann küßte ſie die beiden Mädchen, um ihr Entzücken zu bekunden, und die drei Schülerinnen taten desgleichen. Dabei mußte man aber mit Giſa, die, wie alle wußten, den Feſtſchmuck nur zum Schein angelegt hatte, vorſichtig umgehen, denn wie leicht hätte man etwa durch die Bemerkung, daß das neue Kleid ihr gut ſtand, ſie erſt recht traurig ſtimmen können. — Die beiden Leitner trugen teeroſengelbe Seidenkleidchen, ebenſolche Bänder durchzogen die Friſuren, die überdies mit Schildkrotkämmen und lebenden Veilchen verziert waren, ſo daß Giſa mit ihrem zarten lei-

denden Gesicht, das doch immer wieder vom freundlichsten zuvorkommenden Lächeln aufgehellt wurde, unter der Last der Blumen und Farben wie eine zweite Ophelia hinwankte. Uberhaupt sah man bei gleicher Kleidung die Verschiedenheit der beiden Schwestern sich besonders deutlich hervorheben: Hilde, die jüngere, war viel größer, auch stärker gebaut, neben den frischen, vollen Rosen ihrer Wangen kam Gisas ätherisches Wesen gar nicht zur Geltung. Welch ein Kontrast freilich auch in der Stimmung der beiden: Hilde ging zum Tanz, sich sicher fühlend heuchelte sie beinahe nur, um ihre Freude zu verbergen, eine kleine Aufgeregtheit, die kaum mehr als ein Zucken der walzersüchtigen Fußspitzen war; Gisas ganzer Körper dagegen schien von Schauern der Verzweiflung, ja des Wahnsinns aufgerüttelt und die Einsamkeit in dieser Wohnung harrte ihrer binnen kurzem, um ihr ihre verworfene Lage nur noch unerträglicher zur Besinnung zu bringen.

Indessen hegte auch sie noch jenes Hoffnungslüftchen, ohne das man vielleicht nicht mehr atmen könnte, in ihrer Brust. Unter Aufgabe ihres Verzichts und ihres Seelenfriedens, den Röttls feindseliges Vorgehen unmöglich machte, klammerte sie sich nämlich an den Gedanken, ihm nun doch einen

Brief zu schreiben und wirklich zu schicken, freilich einen anderen als den mit so viel Vergnügen geplanten, brieflich ihn aufzuklären, um Aufklärung zu bitten — ahnungslos, daß ein Brief schuld an all ihrem Unglück war. Papier und Kuvert hatte sie mitgebracht, auch den Anfang wußte sie schon und bewegte still die Lippen nach den Lauten der Worte, die ihr eingefallen waren: „Aus der Tiefe meines Elends flehe ich Sie an ...“ Ja, aus der Tiefe ihres Elends wollte sie zu ihm emporschreien, konnte er da taub bleiben! — Nun bat sie nur, man solle sie in einem der Nebenzimmer allein lassen, in aller Kürze eröffnete sie ihre Absicht und Frau Alma, die ihr, mitleidig und selbst vom Feuer dieses ungewöhnlichen Entschlusses gefaßt, zustimmte, führte sie sofort ins Arbeitszimmer ihres gegenwärtig verreisten Mannes, drehte das elektrische Licht auf und leitete sie an den Schreibtisch, indem sie sich auch bei dieser geringen Wegstrecke in das schwache Mädchen einhängte und sie gleichsam aufrecht erhielt.

Sodann lief sie ins Toilettezimmer zurück und begann, unter Mithilfe aller Anwesenden, zu denen nun auch noch das Dienstmädchen und die Köchin gestoßen waren, ihr Prachtkleid anzulegen. Namentlich Gabriele war darauf bedacht, sich nützlich zu

machen, gerade ihr aber riß Alma die hingereichten Stücke, als ginge es nicht schnell genug, unwillig aus der Hand, während sie gegen die anderen hin beständig Dankesworte spendete. Jeder hielt etwas für sie bereit, Schal, Fächer oder Portemonnaie, und, obwohl die Zeit gar nicht drängte, schien man auf eine geradezu verblüffend schnelle Vollendung der Toilette planmäßig hinzuzielen, was aber nur eine unbewußte Folge der inneren Spannung war, die alle plagte. Eine puderte noch leicht Frau Almas Nacken, die andere meinte, das Gesicht sei zu weiß und wollte es abstauben, die dritte erklärte, das Überflüssige falle im Wagen sowieso ab. „Haben Sie Angst?“ rief eine mit gepreßter Stimme. Sinnlos sprach man durcheinander. Frau Stümmer, die Taille noch nicht zugehakt, nahm plötzlich kokett die Schleppe in die Hand und besah sich, künstlich lächelnd, im Spiegel.

Indessen waren auch im Nebenzimmer, obwohl es dort lautlos zuging, überreizte Nervenkräfte entfesselt. Gisa begann mit bebender Feder ihren Brief. Sie hatte Blumen und Band, den Opferschmuck, aus dem Haar gezogen, das nun, halb aufgelöst, etwas tiefer eingesunken war. Eine dicke glänzende Flechte ruhte dunkel auf der entblößten Schulter. Die Komödie, die sie mit Aufgebot aller

Kräfte nachmittags vor den Eltern gespielt hatte, war zu Ende. Es war ihr nun Bedürfnis, sich ein wenig gehen zu lassen. Den eintretenden Beobachter hätte es vielleicht gerührt, daß sie es trotz ihrer Erschlaffung nicht vergessen hatte, für die Blumen zu sorgen. Das Veilchenbukett, zum Hinwelken in ihrem Haar bestimmt, erholte sich schon in einem Glase Wasser, das sie aus der Küche geholt hatte, ehe sie ins Schreiben geraten war. Nun fiel auf ihr vor Leidenschaft errötendes Gesicht der bläuliche nickende Schatten wie von einer überirdischen besänftigenden Hand her, als seien ringsum geheime Mächte tätig, das vielgeprüfte zarte Kind vor dem Ärgsten zu bewahren. Dem unvorteilhaften Vergleich mit Hilde entrückt schienen auch die feinen Züge ihres blassen Mundes, der schmalen Nase, der engen Wangen wieder bedeutsam genug. Und es war wie ein beruhigendes Zeichen ihres immer gleich empfindlichen Sinnes, der trotz erlittener Verletzungen und rauher Griffe dem Geziemenden und Würdigen zustrebte, daß sie nach ein paar Zeilen das Schreiben unterbrach und sich einen Schlafrock Almas ausbat, zugleich um das neue Ballkleid zu schonen, wie um den unpassenden Prunk ganz von sich zu entfernen. Dann steckte sie die Haare in einfachen Win-

dungen fest und setzte sich, merklich beruhigt, wieder an den Schreibtisch, der, mit Warenmustern bepackt, nur eine kleine Fläche für den Brief und den Veilchenstrauß daneben freiließ.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, Fräulein", erscholl plötzlich hinter ihr Herrn Wenzel Stümmers Eintritt. Sie erhob sich und neigte leicht das Haupt, mit einer geistesabwesenden und doch gütigen Miene . . . Um so lebhafter war der Empfang nebenan. Frau Alma war wie zu Tode erschrocken, sie schrie laut auf, als hätte sich eine Erscheinung aus einer anderen Welt gezeigt. „Ich habe extra meine Tour abgebrochen, um dich in deiner ganzen Parade sehen zu können. Da habe ich dir auch etwas Aktuelles mitgebracht." Mit diesen Worten überreichte Herr Stümmer einen riesigen Strauß, der sich allerdings nach kurzer Betrachtung als unbrauchbar erwies, weil er zur Farbe des Ballkostüms nicht paßte. Überdies waren die Blumen auf Draht gezogen und schon halb verwelkt. In ruhigeren Zeitläuften hätte Frau Alma vielleicht die biedere Festfreude ihres Gatten als Galanterie umgedeutet und geschmeichelt angenommen, heute aber riß sie der ironisch-gutmütige Ton seiner Worte, der behagliche Lärm, diese ganze selbstverständliche Zurruhegesetztheit seines Benehmens

aus allen Illuſionen. Je wohlwollender er ſie anſchmunzelte, deſto wütender und zugleich ängſtlicher wurde ſie. Mit ſeiner Vertraulichkeit ſchien er ſie in ſeine Sphäre der Erwachſenen, der dem Vergnügen Entwachſenen wieder hineinzubugſieren. Förmlich nachſichtig dünkte ſie ſeine Miene, als verzeihe er ihr dieſes eine kurze Impromptu, als werde er ſie erſt nachher, wenn alles vorbei war, wieder als ihm zugehörig zurückfordern, als zugehörig mit Haut und Haar. Und plötzlich fühlte ſie unter dem Blick ſeiner brav zwinkernden Augenlider die Laſt ihrer Jahre auf ſich zurückſinken. Daß er nun gar noch zu Gabriele ſchritt und mit dieſer niedrigen Perſon ins Einverſtändnis zu treten ſchien, brachte ſie völlig um den Verſtand. „Ihr ſtört mich," kreiſchte ſie plötzlich auf, „redet nicht ſo laut, macht keinen ſolchen Lärm!" und, als die vier Mädchen ſie erſchrocken anſahen: „Nein, ihr nicht, die dort, die dort." Ihr gehemmter Grimm entlud ſich über die alte Köchin, ſie mußte hinaus. Hilde hatte alle Mühe, Frau Alma zu beruhigen.

Da ertönte lautes Schluchzen aus dem Nebenzimmer. Giſa hatte ihre Selbſtbeherrſchung verloren. Bei einer Stelle ihres Briefes angelangt, in der ſie den Geliebten beſchwor, ſie dem Abgrund des Aberglaubens zu entreißen, in den ſie zu ſtürzen

drohe, denn ſchon glaube ſie ſich mit einer Art böſen Blicks behaftet, der alles, was ſie liebe, von ihr abkehre, — war ihr plötzlich eine mehr als irdiſche Wahrheit dieſes Satzes, der ihr zwingend eingefallen war, aufgeleuchtet. Offenbar widerſprach er den Tatſachen, denn immer noch hatte ſie den Kreis der Menſchen, die ihr wert waren, an ſich gezogen. Und doch fühlte ſie, ihr ſelbſt unbegreiflich, daß auch in dem ſo furchtbar traurigen Gedanken, den ſie eben niederſchrieb, nichts Willkürliches, ſondern ein unbewußter, vor höheren Gerichten zu verantwortender Sinn lag. Dieſer dämoniſche Widerſpruch ging über ihre Kraft, in dieſem Klaffen ſah ſie plötzlich ihr armes leeres Herz weit aufgeriſſen, ein Tränenſtrom ſchnürte ihr den Buſen auf. — Hilde ſtürzte herein und tröſtete. Dann war ſie wieder um Frau Alma beſchäftigt. In der Ruhe ihrer Geſundheit ſtrich ſie wie ein kühler Luftzug zwiſchen den beiden heißen Zimmern hin und her, überall mildernd, überall nach dem Rechten ſehend.

Indes reichte ihre Macht nicht hin, um die hier freigewordenen Urkräfte zu bändigen. Frau Gabriele Stiegemann, durch die gute Behandlung ſeitens ihres Schwagers gleichſam zu innigerem Eintritt in die Familie ſich aufgemuntert fühlend, wandte

ſich liebenswürdig tänzelnd an Alma, deren Dank ſie zu verdienen hoffte: „Entſchuldige nur, der gerade Scheitel paßt dir aber noch beſſer, warum haſt du dir heute einen ſchiefen gemacht.“ Das fehlte gerade noch! „Niemand gönnt mir etwas,“ ſchrie Frau Alma auf, wie in plötzlicher Erkenntnis ihrer Lage, „ich bin das Aſchenbrödel hier.“ Ein kurzer Weinkrampf erfaßte ſie. Hilde redete ihr zu, doch nur ja nicht zu weinen, da rote Flecken das Geſicht entſtellen. In dieſem Moment miſchte ſich ganz unnötigerweiſe noch Herr Stümmer ein. In ſeinem ruhigen Geiſte ſpiegelte ſich dieſe ganze Ballvorbereitung, dem Schema entſprechend, als freudiges Ereignis, und ſo hatte er nicht umhin gekonnt, auch ſeinerſeits etwas zur Erhöhung der allſeits herrſchenden guten Laune beizutragen. Als Freund von Juxartikeln, der er war, führte er ſtets einen künſtlichen Tintenklecks aus ſchwarzem Glas bei ſich, den er nun unbemerkt auf Frau Almas Spitzenfächer praktiziert hatte. Um die Situation glaubwürdiger zu machen, hatte er auch in fröhlicher Umſtändlichkeit, des harmloſen Scherzes ſich erbauend, ein Tintenzeug aus dem Schreibzimmer geholt und erklärt, er müſſe, um das Fräulein drin nicht zu ſtören, etwas Dringendes trotz des Trubels hier erledigen. Und nun nach Erledigung

aller Vorbereitungen machte er ſich bemerkbar, ſchrie: „O je, da wird meine Frau zanken“, und trug den Fächer an allen vorbei zum Ofenblech, ihn vorſichtig wagerecht haltend, als fürchte er ſich, die glänzend-naſſe zitternde erhöhte Tintenpfütze durch Bewegung über die ganze Fläche hin zu ſchütten. Nur ſtarr, wie leblos, nicht mehr aufbrauſend — ihre Kraft war dahin — folgte ihm Alma mit den Blicken und, als er auflachend den vermeintlichen Klecks wie eine Münze herunterhopſen ließ und alle ihm einigen Beifall zollten, ſchüttelte ſie nur den Kopf. Zum Spiegel tretend findet ſie, daß ſie an jedem gewöhnlichen Tag beſſer friſiert iſt als gerade heute, die Friſur iſt wie „abgeleckt“, dieſe Gabriele in ihrer Schadenfreude hat richtig geſehen, die Friſeurin iſt ein Luder, nimmt nur das Geld und ſchleudert ihre Arbeit ſo ſchnell wie möglich hin. Frau Alma beginnt nun die Haarſträhne ſo lange ins Geſicht zu ziehen, bis das Ganze verdorben iſt und herunterfällt ...

Indeſſen hatte es Giſa in ihrer Klauſe, mit ihrer Betrübnis allein, nicht länger ausgehalten. Vom Lachen und Schreien unwiderſtehlich angelockt, als ſei dies ſchon der Ball, als ſtürme hier der Geliebte, trat ſie in das Ankleidezimmer ein, um ſich durch den Anblick von Menſchen zu erquicken.

Aber das Zimmer in ſeiner Unordnung widerte ſie an; hier der Mann, ſich biegend vor Gelächter, dort die Frau mit offenem Haar vor dem Spiegel, die Mädchen zwiſchen beiden geteilt, Frau Gabriele allen dienernd, die beiden Dienſtmädchen mit neugierigen Köpfen im halboffenen Türſpalt — wie paßten Giſas inbrünſtige ehrliche gerechte Bitten, die ſie eben vor ſich ſelbſt ganz offen dargelegt hatte, in dieſe irgendwie verkrümmte und verſchrobene Welt. Ohne dies ganz klar zu denken, ſah ſie plötzlich den Brief in ihrer Hand deplaciert, verſpottet, ſogar vom Geliebten nicht verſtanden, und mit einem kräftigen Ruck riß ſie die zwei Blätter ſamt dem Kuvert entzwei.

Von dem Geräuſch wie elektriſiert fuhr Frau Alma zu ihr herum. Die Blicke der beiden Frauen begegneten einander, ſie ſchienen, obwohl ſie aus ſo entlegenen Regionen kamen, einander zu durchdringen, irgendwie ſymbolhaft zu verſtehen, — und im nächſten Augenblick hatte auch Frau Alma, von demſelben Gefühl der Deplaciertheit ergriffen, einen Riß gemacht, den Kragen ihrer Robe und dann von der Schulter die Taille über die Bruſt hin mit heftigſter Gewalt aufgeriſſen. Das rote Kleid ſchien ihr, als ſei es das Giftkleid Medeas, am Leibe zu brennen. Mit beiden Händen arbeitete

sie in den Fetzen weiter, zerrte und schob sie herab, ohne erst lange nach Knöpfen und Hafteln zu fragen, entledigte sich der Ärmel, packte auch den Rock und hatte im Nu, ehe man ihr in die Hand fallen konnte, die ganze Kostbarkeit vor ihren Füßen liegen, um nun mit einem nie gehörten kläglichen Geheul darauf herumzutreten. „Ich gehe nicht weg, ich bleibe da", rief sie und fiel in Zuckungen auf den Sessel.

Die Köchin trat ein und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Mit trotzigem Blick stand Hilde zwischen den beiden aufs höchste aufgeregten Frauen, in ihrer harten Natürlichkeit beinahe mitleidslos. „Also was ist los?" fragte sie mit klarer, unbegreiflich ruhiger Stimme, als läge es noch im Belieben der in diesem Ort und Augenblick von ihrem Gott rasenden Personen, etwas anderes als das Auferlegte zu wollen. „Also was ist los?" fragte sie noch einmal, geradezu beleidigt. Dabei sah sie zuerst Gisa an, deren Augen lichtlos, wie geborsten zu Boden starrten; dann Frau Alma, die leise jammerte und immer wieder rechts und links an Hilde vorbei, durch Kopfdrehungen, den Blick suchend auf Gisas Antlitz richtete, als hätte sie von dort weiteres Beispiel und Heil zu erwarten. Aber wiewohl Hilde dies-

mal noch entſchiedener als damals beim Klang des Lehárwalzers Gelegenheit gehabt hätte, die beiden in Vergleich zu bringen und zu finden, wie trotz der ähnlichen Lage der Sturz aus allen Hoffnungen ſich verſchiedenartig ausdrückte, wie der große Schmerz zur Maske erhabener Gelaſſenheit verſteinte, während die kleine Miſere, wehleidig und in ohnmächtiger Wut, erbärmlich anzuſehen war: diesmal hatte ſie keine Luſt zu irgendwelchen Beobachtungen und Unterſcheidungen, ſie warf vielmehr, von ihrem eigenen Intereſſe erfüllt, alles in einen Topf zuſammen, ſchrie nur: „Ihr ſeid alle beide überſpannt," warf ihren Mantel um und ſtand ſchon in der Türe, „ich fahr' halt allein und ich find' ſchon eine Familie, die mich nach Hauſe bringt. Adieu!" — Unter altväterlichen Verbeugungen geleitete ſie Herr Stümmer, ganz faſſungslos ob des Geſchehenen, hinaus. Indeſſen waren die Dienſtmädchen mit Kompreſſen und Kognak um Frau Alma beſchäftigt, die vom Seſſel niederglitt. Beinahe mütterlich beugte ſich das junge Mädchen, Giſa mit ihrem milden Aſketenlächeln, über die Frau, die heiß nach ihrer Hand griff wie ein Kind; ſo hatten ſich unter dem Druck der Leidenſchaft die Altersſtufen verſchoben. Frau Gabriele aber im Rücken der Gruppe, machte ſich ſchon mit

gierigen Fingern und bedauernder Miene an dem zerriſſenen teuren Kleid zu ſchaffen und ſchien zu überſchlagen, was daran etwa noch verwendbar geblieben ſein könne.

5

Es hätte der Vorwürfe nicht bedurft, mit denen am nächſten Morgen die Eltern Hilde dafür bedachten, daß ſie ohne Giſa auf den Ball gegangen war: ſie ſelbſt hatte es im Ballſaale, wo ihr das Zunicken aus der Ferne, die im Vorbeigehen zugeflüſterten Koſeworte der Schweſter ſo bitterlich fehlten, bald eingeſehen, wie unrecht ſie mit ihrem eigenſinnigen grellen Verſtand gehabt hatte, Giſas Verzweiflung geringzuachten. Wie leer ſchien diesmal alles, mit wem ſollte man lachen, zu wem Zutrauen haben! In ihrer raſchen leichten Art ſuchte ſie für ihr ſchmerzliches Gefühl ſofort einen Ausweg. Hart trat ſie an Liſe Meſtrik heran: „Was hat dir eigentlich Giſa getan, daß du ſie ſo verfolgſt! Eine Schlechtigkeit von dir! Und an den gelben Pavillon denkſt du gar nicht mehr, wo wir von Freundſchaft gerade genug geredet haben, was?“ Wäre Nöttl, als Liſes Kavalier, nicht dazwiſchengetreten, ſo hätte eine öffentliche Szene nicht vermieden werden können. Indeſſen wurde

das Feuer noch im Ausbruch erstickt, und Hilden blieb nichts anderes übrig, als ihrem Freund, einem lustigen Oktavaner, mit aller Energie zu befehlen, diesen abscheulichen Nöttl auf Leben und Tod zu fordern, damit endlich einmal Ruhe würde; der Oktavaner versprach denn auch bei erlangter Satisfaktionsfähigkeit, also nach der Maturitätsprüfung, diesem Auftrag unverzüglich zu entsprechen.

So lange aber wollte Hilde nicht warten. In ihr erwachten Gewissensbisse; eigentlich hatte doch nur sie Lises Haß erregt, mit dem verdammten blauen Seidenkleid damals, und nun hatte es die unschuldige Gisa zu büßen, die von Tag zu Tag schmäler wurde und mit immer verschlosseneren Lippen dahinsiechte. Oh, es war nicht mehr mit anzusehen! Diese Blume, dieses bewunderte feine Geschöpf! Hilde fühlte sich zu einer Tat hingedrängt. Sie vertraute ihre Gedanken Frau Alma an, die sich von ihrem Fiasko wieder einigermaßen erholt hatte. Die beiden Frauen beschlossen, einzugreifen; nicht abgeschreckt durch die zweimal bewiesene Feigheit, versuchte Frau Alma noch ein drittes Mal, in die zauberhafte Tanzstundensphäre einzudringen. Diesmal wollte sie, in Begleitung Hildes, Herrn Nöttl irgendwo auf der Straße stellen und ihre an Frau-

lein Meſtrik ſchon erprobte Beredſamkeit nun auch dem männlichen Teil der Gegenpartei einbläuen. Er ſollte offen ſagen, was er gegen das unglückliche Mädchen habe, er ſolle ſich bei ihr entſchuldigen und alles nach ſeinem Vermögen wieder gutmachen. Sie wollte ihn ſchon lehren, das Bürſchel! — Bald hatte ſie ſeine Wege ausſpioniert, nun wurden Tag und Stunde beſtimmt, indes ſie ſich an der Idee berauſchte, ein über allen Liebesverwicklungen thronendes Schickſal zu ſpielen, alſo mehr als die Mitwirkenden: der Regiſſeur der Tanzſtunde zu ſein.

Kein Wunder, daß ſie ſich in dieſer Zeit um ihren Mann noch weniger kümmerte als ſonſt. Ihre anfänglich auf ihn geſetzten Hoffnungen waren ohnedies vollſtändiger Gleichgültigkeit gewichen. Sie ſah ihn kaum, wenn er ins Zimmer eintrat, und wenn er ihr eine Artigkeit hervordrechſelte, konnte es nun vorkommen, daß ſie es war, die ihn verſtändnislos anſtarrte. Sie hatte einfach ihn und ihr Mißgeſchick beinahe ſchon vergeſſen, in dieſer Hinſicht weſentlich glücklicher veranlagt als die gramvolle Eiſa. Nun aber fand er ſich in der Lage eines ſchwerfälligen Menſchen, der einen Witz, den man ihm erzählt hat, erſt lange nachher verſteht und nachträglich zu lachen beginnt,

während der Erzähler längſt im Geſpräch ganz anderswo hält. Herr Stümmer hatte irgendwie bemerkt, daß ſeine Frau ſich in ihrem Benehmen gegen ihn verändert hatte, daß ſie Anſprüche ſtellte, hofiert ſein wollte, — plötzlich wußte er das, nachdem ſie ſchon wieder über dieſe Stimmung hinaus war. Jetzt blieb ihm alles undeutlich, überall witterte er Unrat, etwas ſtimmte nicht mehr in ſeiner Rechnung. In ſeiner nüchternen Einfachheit, für die es keine Abſtufungen gab, ſchien ihm bald die ganze Sache verloren, es ſtand feſt, daß ſeine Frau ihn nicht mehr liebte, daß etwas Ungeheures ſich ereignet hatte. Wie er in ſeinem geraden Sinn für ihr Freundlichkeitsgeplänkel blind geweſen war, ſo vergröberte ſich jetzt ihre Zurückhaltung in ſeinen Augen zur Feindſchaft. Die beiden Eheleute ſchienen ihre Stellungen vertauſcht zu haben: er beobachtete mißtrauiſch jede ihrer Mienen, ſie trällerte ahnungslos, ſorglos vor ſich hin, — er nahm das Zuſammenleben heilig ernſt: ihr war es unwichtig, kein Problem mehr. Dazu kam noch, daß um dieſe Zeit ſein Amerikaprojekt ſcheiterte; der Bruder in Chicago hatte einen anderen Kompagnon gefunden. Durch häusliche und geſchäftliche Dinge verdutzt und verbittert, nahm Herr Stümmer die ſich bietende Gelegenheit grö-

ßerer Geschäftsreisen wahr, um dem Mittelpunkt seines Unglücks möglichst lange fern zu bleiben, während er bisher stets nur den näheren Umkreis der Stadt für zwei oder drei Tage aufgesucht hatte. Das Alleinsein indes kochte in Alma wieder einiges Zärtlichkeitsbedürfnis auf, vielleicht, weil sie einfach nicht gewohnt war, eine Woche lang jeden Abend allein bei Tisch zu sitzen. — Seine Abreise hatte sie kaum bemerkt. Eines Tages aber ließ sie einen Brief auf ihn los, in dem sie ihm mit den täubchenfrömmsten Kinderworten ihr Leben schilderte, in der Hoffnung (so schrieb sie), daß er für das Geringste, was sein kleines Frauchen treibe, ein ebenso brennendes Interesse habe, wie sie es für jeden seiner Schritte empfinde. Er solle ihr nur ausführlich schreiben, nichts verheimlichen und ja nichts für zu unwichtig halten, sie wolle und müsse alles erfahren. Sie schilderte ihm ferner ihre Sehnsucht, ihre Ungeduld, sie malte ihm wieder aus, wie sie verliebt miteinander leben wollten, sie beschwor ihn, sie nie mehr allein zu lassen ... Als Herr Stümmer diesen Brief erhielt, war er wie vor den Kopf geschlagen. Wie sollte er sich in diesen überschwenglichen Redewendungen auskennen! Was war eigentlich in seine Frau gefahren, was wollte sie von

ihm. Gab es denn wirklich solche Menschen! Der aufgeregte Stil machte den unheimlichsten Eindruck auf ihn, er begann für seinen, für ihren Verstand zu fürchten, er fühlte sich verpflichtet, in einem beschwichtigenden Brief zu antworten. Aber worauf denn antworten? Er verstand ja keine Zeile, auch wußte er den Brief mit ihrem Benehmen, ihrer Person nicht zusammenzureimen. Seine Erwiderung, zu der er sich einen ganzen Nachmittag Zeit nahm, fiel denn auch ordentlich verlegen aus und schloß mit den hinhaltenden Worten, die ihm endlich wie eine Eingebung kamen: „Fasse dich nur. Bis ich nach Hause komme, werden wir das alles miteinander besprechen."

Frau Alma hatte gar keine Antwort erwartet, überhaupt diesen Brief so ins Leere hinausgeschickt und im tiefsten Grunde eigentlich nur, um Gisas geplante Korrespondenz mit dem Geliebten nachzumachen. Nicht wenig hatte sie dazu der Umstand angeregt, daß sie denselben Schreibtisch benützen konnte, an dem sie die feuerdurchschüttelte holde Elfengestalt noch sitzen sah. So spiegelte ihr Schicksal im ganzen mit einem gewissen äffischen Eifer Gisas größeres Beispiel in einer trüben, niederen Schicht wider, ohne daß sie sich indessen bewußt war, das Mädchen zu parodieren; im Ge-

genteil, ihrem Gefühl nach war sie die Ernste und Leitende, Gisa die Bemutterte und Ratbedürftige.

Als Vormund Gisas fühlte sie sich denn auch in dem engen, menschenleeren Durchhaus, in dem sie zur bestimmten Zeit mit Hilde auf Nöttl lauerte. Es war ein regnerischer Abend, und da die beiden Verschwörerinnen (in ihre Schleier vermummt, sahen sie wirklich so aus) nicht ununterbrochen in dem überwölbten Teil des Durchhauses stehen konnten, ohne aufzufallen, spazierten sie durch die mehreren Höfe und Gänge des umfangreichen, innen verbundenen Häuserkomplexes auf und ab, an Treppenaufgängen, Kellertüren, dann wieder an einzelnen Bäumen und zusammengeschobenen Reihen von Handwagen vorbei, worauf sie abwechselnd die Regenschirme öffneten und schlossen, ohne ihr romantisches Flüstern zu unterbrechen. So kam es, daß Nöttl plötzlich in ihrem Rücken auftauchte, und, was ihnen die Rede vollends verschlug, er war nicht allein, eine Dame ging neben ihm, nicht gerade in ihn eingehängt, aber doch recht nahe an seiner Seite — es war Lise Mestrik. Diese triumphierende Sittenlosigkeit, durch die irgendwie im geheimen Nöttls Männlichkeit um das, was das Mädchen verlor, gehoben schien, schmetterte Frau Almas Mut entscheidend zu Boden, und ehe

sie sich von ihrer Entrüstung erholt hatte, war das Pärchen vorbei ... Ganz zerrüttet vor ungestilltem Tatendurst kam sie nach Hause, da trat ihr Mann herein, der, von der Reise zurückgekehrt, auf Grund des geführten spukhaften Briefwechsels auch gerade einen Ausbruch fürchtete. „Ja, Alma, was ist denn mit dir los?" zitterte er sie an. „Was los ist," kreischte sie in ihrer Gereiztheit, „am Ende bist du eifersüchtig?" Sein fragender ängstlicher Blick hatte sie in diese Bahn gelenkt, einmal mußte sich ihre Intrigensucht nun doch ohne Hindernis austoben. Er spreizte die Arme aus, verstörten Blicks ihr entgegeneilend. Da ritt sie der Teufel, daß sie den Kasten aufriß, wie wild ins nächste Zimmer sprang, die Decke vom Bett herunterwarf und: „Da liegt einer" schrie und: „Die ganze Wohnung steckt voll von meinen Liebhabern. Da im Kasten hab' ich einen versteckt und dort hinter dem Ofenschirm und unter dem Tisch wartet auch einer." Mänadenhaft raste sie durch die Türen aus und ein ... Herr Stümmer lief entsetzt hinaus. Unwandelbar fest prägte sich in diesem Augenblick sein Entschluß: Weg von da, weg, hier ist mein Glück zu Ende. —

Weitab, weitab davon, wie in einem anderen Lande, entschied sich indessen Gisas Schicksal. Nach

jener Schreckensnacht war ihre Entsagungskraft wiedergekehrt, der Brief an Nöttl war der letzte Anfall falscher Weltlust gewesen, mit dem Riß durch diesen Brief hatte sie sich endgültig von aller Unreinheit ihres Gefühls geschieden. Aber es war auch höchste Zeit gewesen, sagte sie sich oftmals, wenn sie jetzt, meist in ihrem Zimmer allein, mit einer Stickerei beschäftigt, über sich selbst in Gedankengängen nachsann, die nur ihr verständlich waren und deren Mitteilung daher nicht gelingen mochte. Sie hatte nun im Inneren ihre Ansicht, daß ihre Liebe zu Nöttl von Gott nicht gewollt wurde und daß jeder Schritt in dieser Richtung durch ein Unglück in der Familie sich selbst bestrafte, durch manchen Beweis so fest ausgebaut und hatte alle hierauf bezüglichen Einfälle schon so oft gehabt, daß sie ihr nur noch abgekürzt, als Zeichen, als Merkwort, als dunkle Ahnung auftauchten und daß in diesem Gewebe oft durchlaufener Bahnen die Verknüpfung der entferntesten Punkte mit spielender Leichtigkeit vor sich ging. Man konnte ihr nicht folgen, wenn sie ihr System erklären wollte, und so wurde sie mehr und mehr einsam. Dies aber bemerkte sie nicht, im Gegenteil, ihrem Sinn, der nun immer strenger, glühender und entschlossener sich auf der rechten

bedeutungsvollen Bahn wußte, schienen tagtäglich neue bessere Verbindungen zu den Menschen und Dingen sich zu eröffnen. So empfing sie um diese Zeit die Fähigkeit, ganz fremden Leuten stundenlang zuhören zu können, sie zur Aussprache über ihre innersten Angelegenheiten anzuregen und sich so innig in ihr Leben einzudenken, daß sie manchen, wie z. B. dem Geliebten ihres Dienstmädchens, einem Tischlergesellen, die zutreffendsten Ratschläge in Sachen gab, von denen sie vorher nie einen Begriff gehabt hatte. Das Dienstmädchen begegnete ihr von da an, als der nach ihrem Rat durchgeführte Plan einen günstigen Ausgang nahm, mit abergläubischer Scheu und schrieb ihr eine überirdische Wundermacht zu, indes sich hier nur die allerdings so seltene Selbstentäußerung und Lauterkeit eines Menschen in ihren edlen heilsamen Wirkungen offenbarte. Durch das Dienstmädchen gelangte Gisa in eine seltsame kleine Gemeinde armer, alter Frauen, die in einem Häuschen unweit der Hradschiner Burg (der Stadtteil führt den merkwürdigen Namen „Neue Welt") am Sonntag nachmittag Andachtsübung hielt. Nun verkehrte Gisa, natürlich ohne Wissen der Eltern, ja der Schwester, manchmal wie in einer Nebenwelt mit diesen Frauen, die sich auch wochentags

zeigten, in der Küche eine Schüssel Erdäpfel oder ein Stück Fleisch erhielten, deren kranke Männer betteln kamen und sich Gisa als Abgesandte der Sonntagsbetstube eröffneten. Sie baten nicht immer um Geld, hier und da wollten sie nur gesegnet sein oder ersuchten das verehrte Mädchen, einige Rosenkränze für das Gelingen der oder jener Vorgänge zu sprechen. Ihrem Gebet maß man nämlich nun schon eine besondere Kraft zu; ihre feine, wohlerzogene und wohlgekleidete, dabei aber vor innerer Zärtlichkeit doch wieder rechtschaffen nackte und einfältige Wesenheit breitete denn auch, wenn sie in die Stuben der Notleidenden eintrat, einen göttlichen Schimmer um sich aus, der alle Herzen erquickte und manchen schwer Leidenden mit neuer Zuversicht belebte. Und wie sie sprach! Niemals von sich; man wußte kaum, wer sie war, wieso sie plötzlich im Kreise der Bedrückten erschienen war, woher sie ihre Kenntnisse, ihre Lebenserfahrungen nahm, mit denen sie bald riet, wie man einen hartherzigen Hausherrn um Stundung des Mietzinses anflehen, bald, wie man ein Fieber, einen bösen Fuß behandeln und in allem zu Gott, dem unsichtbaren Tröster, aufblicken solle. Niemals wurde sie ihrem Alter gemäß als Kind betrachtet, sondern wie der junge Christus unter den Schrift-

gelehrten genoß sie eine gleichberechtigte, ja bevorzugte Stellung unter den frommen Greisinnen. Dabei verleugnete sie bei diesem gelegentlichen Aufenthalt unter Leuten geringeren Standes ihre vornehme Herkunft durchaus nicht. Mit zwanglosem, gebieterischem Lächeln trat sie über weißgescheuerte klobige Schwellen in enge Stuben, in denen es nach Zimt und alter Leinwand roch, allen fremd und gerade deshalb von jeder der Beterinnen insgeheim für sich ans Herz gedrückt wie ein wertvolles gesegnetes Heiligenbild. Sie saß auf Küchenbänken, sie beugte sich über dunstige Betten aus grobem, rotgestreiftem Zeug, sie berührte dunkle Schwielenhände, — und dennoch, obwohl sie dies alles träumenden, widerstandslosen Hauptes mehr mit sich geschehen ließ als selbststrebend lenkte, blieb sie als etwas Hohes, Unnahbares über dieser dumpfen, unruhig-brütenden Schwesterngemeinschaft schweben, die nun unerwartet ein Haupt, ein Heiligtum empfangen hatte und wirklich für eine kurze Zeit, dunkle Gerüchte von Auferstehung und messianischen Taten um sich verbreitend, einen ansehnlichen Aufschwung an Beteiligung und Mitgliedzahl nahm. — Es war eigentlich wunderbar, wie Gisa, von so ganz entgegengesetzten Eindrücken angegriffen, den Zu-

sammenhang mit den Nähschulfreundinnen nicht verlor, wie sie leicht aus der finsteren, gefahrvollen Sphäre in die heitere und wieder zurück glitt, ohne Bewußtsein davon, daß da besondere Dinge mit ihr vorgingen, und mit ihrem Ernst in der sorglosen Salonwelt ebenso unbeirrt an ihrem natürlichen Platz, wie unter den Verzweiflungsausbrüchen der armen Christen mit ihrer Gefaßtheit und lichteren Ruhe.

Da wurde eines Tages Hilde zu den Eltern ihres Verehrers, des Oktavaners, beschieden. Es war zufällig herausgekommen, wozu Hilde den jungen Mann angestiftet hatte. Ein Duell, Verwundung, das Augenlicht, die rechte Hand, Mord und Totschlag — alles, was bevorstand, wurde von den aufgeregten Eltern, die während eines „Ehrenrats" hinter der Türe gehorcht hatten, dem gewissenlosen Mädchen vorgehalten. Hilde aber machte sich nichts daraus, sie stellte sich fremd. „Soll er doch tun, was er will, ich habe ja da nichts dreinzureden", und pochte mit einer bis dahin unbekannten Wollust auf ihr Liebesrecht gegenüber der Unromantik der Erzieher. Diese aber hatten nichts Eiligeres zu tun, als zu Herrn Leitner zu laufen, bei dem sie auf Grund eines ungeschriebenen geheimen Syndikatsvertrags aller El-

tern beſſeres Gehör fanden. Nun ſetzte es Szenen: „Meine ungeratenen Kinder“ und „Du bringſt mich noch ins Grab“. — Mit ſchauervoller Beſtimmtheit aber ſah Giſa in ſich, nur in ſich und wieder in ihrer Liebe, den geheimen Grund dieſer neuen Verwirrung. Der Geliebte war in ſeinem Leben bedroht, die Schweſter, die es nur zu gut gemeint hatte, hatte ſich mit ins Elend verwickelt, der Vater trauerte, eine unſchuldige Familie war ſchon beteiligt, wer weiß, welche größeren Kreiſe das Unheil noch ziehen mochte. Kann es mir deutlicher geſagt werden, meinte Giſa, daß mein Opfer noch unvollſtändig war, daß mir das Letzte, Schwerſte zu tun noch bevorſteht. Ganz muß ich mich zu dieſem Dienſt hergeben, da ich allen ſo mit meiner ganzen Perſon im Weg ſtehe; eine halbe Vernichtung gilt nichts und wird nicht angenommen. Vielleicht war meine Buße nicht ſtark genug, vielleicht habe ich meine Sehnſucht noch nicht zutiefſt unterdrückt, immer noch zittere ich ja für den Freund nicht minder als für Hilde. Es muß ein Ende nehmen, das wird für alle das beſte ſein. ... So miſchten ſich wieder ſtrenge Selbſtvorwürfe in ihren Frieden und zu dem immerhin noch halbwegs begründbaren Ausblick, daß durch ihren Tod dieſe Duellverwicklung und

damit vielleicht manches peinliche Zukunftsgebilde weggeräumt wäre, trat bald eine weitaus größere gewichtigere Ballung dunkler Befürchtungen, Vorsätze, Erwägungen, deren Nachprüfung schon ganz unmöglich war und in denen eigentlich nur dem Gefühle nach immer wieder das Leid der Eltern, die rätselhafte, noch immer unausgetragene Dienstesangelegenheit des Vaters und der Wunsch, hier durch eine große mutige Tat zu helfen, gleichsam den zielenden Blitz auf das eigene Haupt herabzuziehen, eine große Rolle spielten. — Eine Zeitlang dachte sie daran, Nonne zu werden. Aber das hätte man nicht erlaubt, die Eltern wären mit diesem Gesuche auch nur neuer Betrübnis ausgeliefert gewesen. Viel schöner dünkte es sie, ganz von der Erde wegzugehen, aber nicht so, daß es für die Angehörigen eine schauervolle Erinnerung blieb, sondern irgendwie in einer unauffälligen geschickten Art, die allen als Zufall erscheinen mußte. Man sollte sie beklagen, aber nicht verurteilen, wenn sie anderen glücklicheren Wesen Platz machte und ihre Stelle nur noch unter den Schutzgeistern suchte, die mit besorglicher Ruhe und wachsam um das Haus der Familie schwebten.

Ein äußerer Umstand entschied bald. Zum Februartermin war die Übersiedlung herangekom-

men, das schöne alte Herrenhaus nah am Kleinseitner Markt mußte geräumt und ein gleichgültiger Allerweltszinsbau in der Vorstadt Königliche Weinberge bezogen werden. Ein schmerzlicherer Gegensatz war unausdenkbar. Hier die ebensowohl durch die städtische Geschichte wie durch eigene süßeste Jugenderinnerung bedeutsam gewordene Umgebung, dort kahle, zum Teil noch gar nicht fertiggebaute Gassen mit ihrem oft nur einseitigen Trottoir, mit Gerüsten und Ziegelstapeln; hier die trauliche Enge, die windgeschützte Stille am Fuße des Hradschinberges, die Dämmerung, der Schatten in krummen, alten Gäßchen, dort offene, nach dem Richtmaß weit hingelegte Plätze und lange, breite Straßen für einen erwarteten Riesenverkehr, der Sturmwind auf dem offenen Plateau und Sonne den ganzen Tag über; hier die noble kühle Stiege mit den ungeheuren, tischähnlichen Fensterborden aus gutem Holz, dort die ausgezirkelte magere Steintreppe, die in moderne Wohnungen mit allem nur ausdenkbaren Komfort, aber mit winzigkleinen, lieblos und fabriksmäßig herausgebackenen Zimmerchen wie in ebensoviel Geldkassetten des Hausherrn führte, während hier nichts gespart war und nirgends der Eigenwille des Erbauers sich hervordrängte, es sei denn mit gelassener Freundlichkeit,

humorvoll gleichsam, um bald eine kathederartige Erhöhung am Fenster zur Bequemlichkeit der Kinder, bald ein liebes Erkerlein, ein grauslich dunkles Zwischenzimmer, voll mit Hausgespensterchen, einen Korridor, der aussah wie ein oberirdischer Keller, mit seinen Flaschen und Vorratskasten, oder sonst einen launigen Unterschlupf aufzutun. — Nein, eine solche Veränderung war nichts für ein richtiges Kleinseitner Kind, und Gisa war denn auch entschlossen, den ihr vom Schicksal angezeigten Lebenseinschnitt gründlich zu beachten. Dies wurde ihr noch erleichtert, da die Eltern vor dem großen Umschwung verreisten (eine Eingebung der Mutter, um dem Vater jede Aufregung zu ersparen) und die ganze Übersiedlungsarbeit dem alten bewährten Dienstmädchen, auf das man sich verlassen konnte, übergaben. Beim Abschied von den Eltern gelang es Gisa meisterhaft, ihre Ruhe zu bewahren, wie sie überhaupt Vater, Mutter und Bruder gegenüber stets ihre Gefühle zurückhielt und innerhalb der Familie nur zur Schwester hin alle Strömungen ihrer überzärtlichen Seele heiß aufschloß.

Doch auch von Hilde, der tüchtigen, lebensfrischen, lustigen Hilde mußte geschieden sein. Das war das Bitterste. Zwei Mädchen, den Jahren nach einander nah, so verschieden in den Charak-

teren und daher einander immer wieder neu und anziehend, dabei in allen Unterschieden doch irgendwo tief durch gemeinsames Blut verbunden, so daß sie, wie oft, nebeneinander stehend, aneinander angelehnt, die ganze übrige Welt wie etwas Unverständliches, Blödsinniges, Auslachenswertes angesehen hatten. Und wie hatten sie gelacht! Hilde herzlos und beinahe rauh vor Stolz, Gisa etwas widerstrebend, doch gern nachgebend, wie in einen warmen, dunklen Vorhang sich hinter die Kraft der jüngeren Schwester duckend. Was waren sie doch beide zusammen für starke, unbesiegbare Mädchen gewesen! Noch heuer im Sommer, wie hatten sie, ehe diese Gesellschaft mit ihren Zersetzungen und Auflösungen das Email ihrer Herzen gesprengt hatte, im Vertrauen aufeinander den Kopf hoch getragen und vor gar nichts Respekt gehabt! Gisa und Hilde, zwei richtige gutgewachsene wilde Kinder wart ihr, ihr Mädchen, wunderbar wurde die Melancholie der einen und die Burschikosität der anderen im gegenseitigen Verkehr, solange das Paar unzertrennlich war, gebunden und brannte nur als überschüssige Kraft des Herzens und des Willens auf jeden los, der euch etwa angreifen wollte. Nicht Bruderschaft, nicht Freundschaft, nicht Liebe kann das leisten, nur Schwestern können so in

eins zusammenschmelzen, daß die Mängel der zwei Menschen sich in der Mischung förmlich wie Belebung und Verschärfung von Tugenden ausnehmen. Ach, daß auch so erfreuliche Verhältnisse getrennt werden müssen, daß auch anspruchslos und kräftig in sich beruhendes Lebensgebild, dessen Fortbestand gar manches Ersprießliche, Freudevolle unter den Menschen gewirkt hätte, sein Ende findet! Doch dies geschieht oft genug ... Und so sehen wir auch an einem Februartag, am fünfzehnten Februartag, die beiden Schwestern Leitner zum letztenmal durch die Straßen Prags wandern. Es ist ein Frosttag mit blauem Himmel, das Pflaster mit seinen Spuren verhärteten Schnees klingt metallisch, lustig unter den Stiefelabsätzen, die Menschen jagen beinahe im Tempo des einherbrausenden Windes aneinander vorbei; will man grüßen, so wird einem vielleicht gerade der Hut vom Kopf geschleudert und man muß sich nun längs der grußheischenden Respektsperson in einen noch entschiedeneren, ganz respektwidrigen Laufschritt setzen, um dem Hut nachzujagen. Wunderschön glänzt die Nachmittagssonne, ohne zu wärmen, sie ist jetzt nichts als Licht und Schmuck ohne jede gröbere Nützlichkeit, und in kindlicher Unbekümmernis hat sie sich einen Anflug von Röte,

von ſcherzhafter Lampionfarbe zugelegt, und das glitzert nun in jedem Fenſter und auf jedem Kandelaber ins Roſige, daß man die Augen nicht davon wenden kann. Durch dieſes klare Winterwetter ſtampfen die beiden Mädchen in ihren gleichen Jacken aus warmem haarigem, nußbraunem Stoff, die auf ruſſiſche Art hinten durch eine Tuchſpange in lange Falten gerafft ſind. Es iſt nicht möglich, daß die Kälte in dieſe dichte Umhüllung eindringt, nur die Naſenſpitzen frieren, und mehr als einmal müſſen die Taſchentüchlein aus den Müffen. Aber dadurch wird das eifrige Geſpräch nicht unterbrochen, auf dem ganzen langen Marſch von der alten Wohnung zur neuen ſchweigt es keine Minute. — In der alten Wohnung aber hat ſich vorher noch folgendes ereignet: Giſa hat es bei dem Dienſtmädchen, das ihr blindlings ergeben iſt, durchgeſetzt, daß ihr Mädchenzimmer noch im alten Stand bleibt, obwohl alles übrige ſchon ausgeräumt und im Möbelwagen wegtransportiert worden iſt, und Giſa wird heute nachts noch einmal in dieſem Zimmer ſchlafen, was weiter keine Schwierigkeiten macht, da die abſonderliche große, unmoderne Wohnung vorläufig keinen Mieter gefunden hat und für die nächſte Zeit unbenützt bleibt. Es iſt auch nichts

Auffälliges dabei, denn jeder in der Familie, das Dienstmädchen mit eingeschlossen, fühlt wie Gisa und hat getrauert, als man die Möbel aus der gewohnten Ordnung wie Steine aus einer Mauer brach; daß aber Gisa dieser Treue einen deutlicheren Ausdruck gibt als die anderen, ist wiederum nichts Verwunderliches, denn an Gisa kannten ja alle diese besondere Feinheit und Rückhaltslosigkeit des Gefühls als ständige Eigenschaft. — Die Wohnung steht leer, von allen verlassen, nur das eine kleine Zimmer ist geheizt und macht mit seiner vollständigen wohnlichen Einrichtung in der unwirtlichen Umgebung fast den Eindruck eines hübschen Eisenbahncoupés, durch offenes Schneefeld hinrollend. Vor dem Weggehen aber hat Gisa den Gasometer draußen und den Gashahn im Zimmer weit aufgesperrt. Man kennt ihre Angst gerade vor einer Gasvergiftung, also wird niemand auf die Idee kommen, sie zu verdächtigen ... Im letzten Augenblick noch fällt ihr Blick auf den kleinen Kanarienvogel. Die öden ausgeräumten Zimmer gleichen einer großen Totengruft. „Nein, der soll leben bleiben." Sie setzt ihn aus dem Bauer in einen kleinen Käfig, in dem das Vöglein auf Reisen mitgeführt zu werden pflegt, und läßt das Gehäuse an einer Schnur aus dem Muff hervorschlenkern. — „Wo bleibst du nur

ſo lange?“ empfängt ſie unten auf der Straße Hilde, die von ihr noch in die neue Wohnung begleitet werden will. Sonſt iſt alle Arbeit des mühevollen Tages getan, die Überſiedlung glücklich bewerkſtelligt. „Ich hab' dir den Hansl mitgebracht, den haſt doch eigentlich du zum Geburtstag bekommen, alſo gehört er ſchon in die neue Wohnung.“ „Wenn er mir gehört, will ich ihn auch ſelbſt tragen.“ Und nun beginnen die beiden Mädchen, als ob es gar nichts Ernſteres auf der Welt gebe, zu ſtreiten, wer den Hansl tragen ſoll. „Der Klügere gibt nach“, tröſtet ſich ſchließlich Giſa, der das Bauer ſchon entriſſen iſt. Drinnen ſpringt das liebe Vogerl zwiſchen den beiden Holzſpreizen hin und her, wobei es mit den Flügeln oft die Gitterſtäbe erklingen läßt. Und durch Froſt und Sonnenſchein ſpazieren die Mädchen feſt ineinander eingehängt, die größere Hilde mit ſtattlichen Hüften, die ſich langſam bei jedem Schritt hin und her drehen, die zarte Giſa nahezu unbeweglich in ihrer ſchlanken Geradheit.

Auf der Karlsbrücke blies ein eiskalter Zugwind. „Du haſt ja deine Boa zu Hauſe vergeſſen, Giſa, wie kommt denn das?“ Hilde bot ihr den eigenen Pelzkragen an, immer noch kopfſchüttelnd, daß der ſonſt in ihrer Kleidung, wie in allem ſo ſorgfäl-

tigen Schweſter ausnahmsweiſe eine Zerſtreutheit widerfahren war. „Laß nur, es liegt nichts daran.“ — „Du wirſt dich aber verkühlen.“ — „Es liegt nichts daran,“ wiederholte Giſa heftiger, „gar nichts liegt daran.“ — „Du biſt aber gut; jetzt möchte ich nur wiſſen, wieſo da nichts daran liegt. Mir ſollte ſo etwas paſſieren, da würdeſt du hübſch zanken.“ Hilde war nicht die Perſon, die ſich etwas ſo leicht ausreden ließ, ſie drängte weiter und zog mit Gewalt, immer unter Lachen, Giſas Kopf in das Pelzwerk, ſo daß dieſe ſchon ganz ärgerlich wurde: „Wie du mich ſekierſt, Hilde.“ Und plötzlich ſchoſſen ihr die warmen Tränen aus den Augen, da ſie ſich des Doppelſinnes ihrer Worte bewußt wurde. Klangen ſie nicht ſo, als ob ſie am Ende das Opfer für Hilde nur ungern brächte? — „Giſa, du biſt aber heute komiſch. Was regt dich ſo auf? Mir ſcheint, es war doch kein guter Einfall, daß wir dich da allein in der alten Wohnung ſchlafen laſſen. Du biſt ja ganz ſentimental davon. Da weiß ich etwas: jetzt geh' ich in die neue Wohnung, ſag's der Marie und dann bleib' ich über Nacht bei dir. Ich ſchlafe auf dem Fußboden. Ich kann dich doch in dieſem Zuſtand nicht allein laſſen.“ — Da ſah Giſa, daß ſie ſich ſchon halb verraten hatte, tapfer kämpfte ſie ihre Tränen hinunter und

mit ihnen den kindiſchen Groll gegen Hilde, der ſo wenig zur gewichtigen Lage der Dinge paßte. Gleich begann ſie von etwas anderem zu plaudern, vom ſchönen Sonnenwetter und (das fügte ſie recht unvermittelt dazu) wie ſie ſich ſchon auf die nächſte Sommerwohnung freue. Dabei vergingen ihr auch die unpaſſenden rechthaberiſchen Gedanken, und zu völliger Reinigung zog ſie Hilden mit ſich in den Hof der Maria-Schnee-Kirche, an der ſie juſt vorbeikamen: „Komm, tu mir den Gefallen und bete ein Weilchen mit mir!“

„Ich habe ſchon ſo lange nicht gebetet“, lachte Hilde.

„Es iſt doch gewiß kein Vorteil, nicht zu beten. Beten hat noch niemandem geſchadet. Komm, wenn du mich lieb haſt . . .“

Dieſe von Kindheit an als letztes ernſteſtes Überredungsmittel gebrauchte Mahnung tat ihre Schuldigkeit. Hilde ging ohne weitere Widerrede mit, die beiden Mädchen betraten die Kirche, nachdem ſich Giſa noch vorher auf dem Hofe vergewiſſert hatte, daß die Madonna aus dem hohen Moſaikbild heraus ihr viel freundlicher entgegenblickte als vor einigen Monaten damals. In der dunklen Kirche, deren einziges breites Schiff durch die ungewöhnliche Höhe des Baues wie vom Erdboden aufgehoben und in aufſteigender Bewegung begriffen ſchien,

hallten ihre Schritte mit einem bis in die fernsten Ecken und zur Decke sich verbreitenden leeren Klageton. So still war es, daß man das Zwitschern der Hofsperlinge bis herein hörte. Auch der Kanarienvogel machte sich bemerkbar, mit kurzen Piepstönen und öfterem Ticken des Schnabels an die Käfigwand, während die Mädchen dicht nebeneinander ihre Knie auf einen Holzleisten niedersenkten.

Hilde dachte an wenig mehr als an die Verlassenheit dieser Kirche, an das Herz des unruhigen Kanarienvogels, an den Altar vor sich mit den gewundenen Goldsäulen, dann daran, daß sie sich jetzt ganz hübsch ein wenig ausruhe, während sie ja heute den ganzen Tag mit Herumstehen und Aufpassen eigentlich sich genug geschunden habe, dann verweilte ihr Sinn wieder ein Weilchen wie überrascht bei den Worten des Gebetes, das ihre Lippen flüsterten, und machte sich schließlich zur Gänze daran, mit verstohlenen Blicken die Schwester nebenan zu beobachten, die in ihr Beten ganz entrückt schien, und so kam schließlich doch wieder eine Teilnahme an dem frommen Werk hervor, eine Andacht, die sich freilich weniger auf den Himmel denn auf Gisa, als die wahrhaftige Mittlerin zwischen dem Weltstreben Hildes und den übernatürlichen Segnungen bezog.

Gisa dagegen war gleich mit den ersten Sätzen einer stürmischen Rührung verfallen. Möge wirklich, so betete sie, meine Schwester alles Gute erben, das mir zugedacht war, und möge durch Gottes Helfergüte uud um seines Sohnes willen mein Böses mit mir zu Grabe steigen, möge diese schmerzensreiche Verderbnis, die den Namen Gisa Leitner (plötzlich war ihr der Name ganz fremd, sie wiederholte ihn nochmals und nochmals, ganz gefühllos) trug, weggebracht sein, mit Ausnahme der ewigen Seele in diesem Leib, der die freudige Auferstehung nicht benommen bleibe. Amen. Dann betete sie für den Vater, für die Familie und, wie es ihr in der Schule beigebracht worden war, schloß sie den erhabenen Landesregenten in ihre Bitten ein, ferner alle Menschen, die guten Willens sind, dann vergaß sie auch nicht um Bekehrung sämtlicher Heiden zu flehen, dachte auch noch an ihre schönen Zimmerblumen, denen sie Gedeihen wünschte, und an den kleinen Hansl, der neben ihrem Muff hüpfte. Plötzlich fühlte sie, mit bedeutungsvoller Rundheit, daß sie alles gesagt hatte, was zu sagen war, neugekräftigt erhob sie sich und tippte der Schwester auf die Schulter. — Bald darauf befanden sie sich wieder auf dem Marsch.

„Ob sich der Hansl nur an die neue Wohnung

gewöhnen wird," plauschte Gisa, nun mit merklich hellerer Stimme, „wirst du ihn auch recht in acht nehmen und pflegen, Hilde?"

„Na, du würdest mir schon auf die Finger klopfen, wenn ich ihm nicht oft genug frisches Wasser gäbe."

Sie lachten beide und zerrten einander dabei auf dem Trottoir hin und her, so daß sie wirklich den Unwillen brummiger Passanten erregen konnten. Davon aber merkten sie nichts, in ihrer Schwesterinnigkeit nur miteinander beschäftigt und füreinander vorhanden, ebensowenig fiel es ihnen auf, daß hier und da ein Mann stehen blieb und ihnen wie bezaubert nachstarrte. Zwei fesche Mädchen waren das, die Gisa, deren Taille man fast durch einen Serviettenring hätte ziehen können, und neben ihr die üppig zusammengeschlossene Hilde. Und die Sonne, dem Untergange sich zuneigend, warf ihnen noch einmal, indem sie überraschend um eine Straßenecke herumkam, ihre Strahlen so voll ins Gesicht, daß die Maschen ihrer Schleier wie goldene Fischschuppen aufglänzten und die winzigen Reiftröpfchen ihres Atems daran wie Diamantsplitter.

„Sag' mir einmal," fuhr Gisa ernster fort, „wie denkst du dir dein zukünftiges Leben? Das mußt du mir einmal ganz genau beschreiben, genau so, wie du es dir ausgemalt hast."

Hilde erzählte etwas allgemein Lustiges vom Heiraten.

„Nein, das mußt du mir viel besser erzählen.“ Gisa zögerte einen Moment. „Nimm dich einmal zusammen und sprich so ausführlich darüber, als ob ich künftig nicht dabei sein würde. Tatsache für Tatsache mußt du mir vorführen, damit ich es mir genau vorstellen kann.“

„Aber wieso sollst du denn nicht dabei sein?“

Am Ende bin ich schon zu weit gegangen, sagte sich Gisa und bedauerte ihre Unvorsichtigkeit. „Nun, es könnte doch sein, daß ich in ein Pensionat komme oder daß ich in eine fremde Stadt heirate.“

„Nein, Gisa, das darfst du mir nicht machen.“ Hilde griff erschrocken nach ihrem Arm.

„Ich sage ja nicht, daß es so kommen wird. Aber nehmen wir einmal an, zum Spaß ... Also, mein Elefanterl“ (das war Hildes Spitzname noch aus der Volksschulzeit). „Wie stehst du beispielsweise mit deinem Oktavaner? Wirst du ihn heiraten, möchtest du?“

„Warum denn nicht“, kicherte Hilde.

„Weil's sticht“, reimte Gisa nach alter Gepflogenheit.

„Vielmehr weil's nicht sticht, müßte man da schon sagen. So ein Feigling ... Jetzt läßt er gar nichts

mehr von sich hören. Mir scheint, das Duell möchte er am liebsten vergessen. Als ob ihm so ein Schmiß nicht gerade gut passen möchte. Er hat doch so ein Milchgesicht."

„Aus dem Milchgesicht", sagte Gisa mit einer ihr irgendwie angeflogenen humorvollen Weisheit, „macht das Leben noch zeitig genug ein zerrissenes Quarkgesicht, dafür brauchst du dich nun aber mal gar nicht zu sorgen, meine Liebe. Aber jetzt höre mir einmal gut zu und erinnere dich daran, daß ich es dir hier vor dem Museum gesagt habe, — das Museum soll dich für immer daran erinnern — mir wäre es am liebsten und du würdest mich wirklich glücklich machen, wenn du diese dumme Duellgeschichte einschlafen ließest. Am frohesten wäre ich sogar, wenn du direkt deinem Oktavaner sagtest, du wolltest gar nicht mehr, daß er steigt, im Gegenteil, du verbötest es ihm aus gewissen Gründen. Und jedenfalls bitte ich dich, werde mit ihm wieder gut! Du hast ihn ja lieb, das weiß ich, und mir ist es schrecklich, daß ich eigentlich der Anlaß bin, der euch auseinandergebracht hat. Das Ganze ist doch nichts als eine dumme Kinderei, nicht wert, daß zwei Menschen deshalb miteinander trotzen ..."

„Aber du," rief Hilde, „du darfst mit dem Nöttl

trotzen, nicht wahr! Für dich ist das süß, aber ich soll nachgeben."

„Hilde, was sprichst du da?" — Aber in Gisa wankte alles einen Augenblick lang. Von diesem Standpunkt aus hatte sie die Sache eigentlich noch nie gesehen. Trotz! Kinderei! Auf einmal schien es ihr, als habe auch sie sich in ihre Düsternis nur hineingeredet, als sei ihr Fall im Grunde ganz einfach aufzulösen. Nur ein Wort, der richtige Griff, und sie atmete wieder frei wie alle anderen Menschen. — Das dauerte nicht längere Zeit, als man zu einem Wimperzucken braucht. Dann war diese Anwandlung vorüber und Gisa verstand sich wieder und ihr Schicksal. „Versprich es mir, daß du ihm entgegenkommen wirst."

„Ich will es mir überlegen."

„Nein, versprich es mir gleich... Soll ich wieder sagen: Wenn du mich..."

Hilde legte ihr die Hand auf den Mund, schmollend: „Auf diese Art wirst du noch alles bei mir durchsetzen."

„Nein, das ist das letzte, worum ich dich bitte."

„Wenn es wirklich das letzte ist, also gut," lachte Hilde aus vollem Hals, „dann verspreche ich dir es. Aber morgen wirst du wieder mit etwas anderem kommen."

„Nein, Hilde, nein, morgen nicht.“ Gisa hatte Mühe, ihre Stimme zu dämpfen. Sie zitterte am ganzen Leib. Um nicht auffällig zu werden, machte sie sich aus dem Arm der Schwester los und blieb vor einer Plakatecke stehen, indem sie sich den Anschein gab, die Ankündigungen zu lesen. „Nächsten Sonntag: Eva, von Lehár, das könnten wir uns einmal ansehen“, murmelte sie, kaum verständlich.

Sie kamen endlich zur neuen Wohnung. Natürlich begleitete Hilde die Schwester wieder ein Stückchen zurück; dabei war weiter von Hildes Zukunftsplänen die Rede. Drei Kinder wollte sie haben. Ob Gisa sich auch Kinder wünsche. „Natürlich,“ lächelte Gisa traurig, „aber wie viele, das weiß ich noch nicht.“ „Mein ältestes Kind soll Kurt heißen,“ sagte Hilde, „und wenn es ein Mädchen ist, Suse. Wie gefällt dir das?“ „Kurt — Suse“, wiederholte Gisa gedankenvoll.

Sie standen wieder vor dem Haus, drehten wieder um, nun aber sollte es das letztemal sein, dort unten die Ecke wurde zum endgültigen Scheidepunkt bestimmt. „Du hast noch weit nach Hause. Natürlich nimmst du die Tramway?“ Gisa versprach es. Aber als sie der Schwester wieder und jetzt mit aller Abschiedsentschlossenheit die Hand reichte und ihre Lippen flüchtig im Kusse einander

berührten, konnte sie sich nicht länger zurückhalten: „Hilde, wenn ich jemals bös zu dir war, dir unrecht getan habe, verzeihst du es mir? Wirst du es mir nicht nachtragen? Es kann ja jedem Menschen passieren, daß er sich vergißt, daß er einmal zu heftig wird, Hilde. Habe ich dir jemals ..."

„Ich geh' mit dir", rief Hilde, plötzlich ausbrechend, und warf ihre Hand von neuem an Gisas Arm, den sie kaum losgelassen hatte.

Gisa trat gewaltsam einen Schritt zurück: „Wohin denn?" und musterte die Schwester mit eigentümlich kühlem Blick von oben bis unten.

„Wohin du willst. Einerlei. Aber ich laß' dich nicht allein. Meinst du, ich habe deinen Zustand nicht bemerkt? ..."

„Gar keinen Zustand. Du bist verrückt."

„Nein, du bist es", und Hildes Stimme wurde ganz weich vor Überlegenheit und Schmeichelei, vor tiefster Zuneigung. „Wie sprichst du denn! Du willst mich da um Verzeihung bitten! Als ob du irgendeinem Menschen und gar schon mir etwas Schlimmes anzutun imstande wärst. Nein, was bin ich dagegen für ein böses Geschöpf, was für eine heimtückische Schlange. Nein, jetzt läßt du mich einmal ausreden, pst! Ich bin es, die abzubitten hätte, wegen der Mestrik und wahr-

scheinlich noch wegen einiger anderer Sachen. Du aber — nein, ich bin noch immer empört — du, wie kommst du dazu, dir solche Dinge in den Kopf zu setzen?"

„Dann ist ja alles gut", erwiderte Gisa ganz ruhig. Sie hatte die Augenbrauen hochgehoben, die Mundwinkel heruntergezogen, ihre Miene nahm jetzt etwas durchaus Künstliches, Larvenhaftes an. Von nun an ließ sie sich nicht mehr aus der Hand. „Dann ist ja alles gut und in Ordnung. Also gehen wir schlafen. Morgen um acht Uhr holst du mich ab. Oder ist das zu bald? Nein? Dann ist ja alles gut, Hilde. Gut' Nacht also, Hilde."

Hilde starrte sie sprachlos an, ohne ein Wort herauszubringen.

„Gute Nacht, Hilde", wiederholte Gisa, wie man „Guten Morgen" zu jemandem sagt, der nicht aufwachen will.

Da Hilde noch immer schwieg, wie von grausigem Erstaunen gelähmt, machte Gisa kehrt und begann den Rückweg, nachdem sie zum Zeichen der Verbindung noch einmal die Hand mit dem Muff erhoben und über ihrem Kopf geschwenkt hatte, jedoch ohne sich umzudrehen. Nun tönte auch das „Gut' Nacht, Gisa" hinter ihrem Rücken, da beschleunigte sie ihren Schritt die schräge Straße

hinab; der letzte Faden, der sie noch am Leben festgehalten hatte, war zerrissen. Ihr Gesicht, aus der Erstarrung gelöst, wogte mit heftigem Zucken hin und her wie eine elastische Feder, die lange gespannt war und plötzlich losgelassen wird, auch ihr Gang straffte sich und die Ellbogen lagen fest an ihren Hüften. Wie sie sich so zusammennahm, sich in sich selbst zusammenpreßte wie eine Schleppe, die man rafft, damit sie sich nicht zu weit durch den fremden, unbeherrschten Raum zieht: darin lag mehr als ein äußeres Zeichen ihrer Selbstbeherrschung, ihrer Loslösung für einen besonderen Zweck und aus besonderem Grund, — es sah vielmehr so aus, als sei dieses Mädchen irgendwie auf geheimem Wege der allgemeinen Unzulänglichkeit unserer Welt innegeworden, als fliehe sie nicht vor einer Mestrik oder einem Herrn Nöttl oder sonst einem bestimmten Menschen, — nein, vor allen und vor allem; es war, als fühle sie in ihrer innersten nachtwandlerischen Reinheit, daß jedes Ereignis, das ihr noch etwa bevorstehen könnte, unlauter sein und verletzen müsse, weil es in einer Lebensordnung entstanden war, in der der Schuldlose mit dem Schuldigen leidet, in der aus Liebe nicht minder Schmerz bereitet wird wie aus Liebloſigkeit und in der die allgemeine Verzweiflung

an Wucht nur noch von der allgemeinen unentrinnbaren Notwendigkeit übertroffen wird, mit der die Verzweiflung bringenden Dinge geschehen. Das etwa bedeutete Gisas trauervolle, abwehrende Miene. Weit mehr als ihr persönlicher Mißstand: der Schmutz der gesamten Menschheitsverfassung schien von ihrer engen, jetzt beinahe herrischen Gestalt abgeschüttelt. So, wenn es überhaupt noch Engel gibt, schreitet ein Engel unserer Zeit, nicht mit der offenen Huld früherer Engelsgeschlechter, nein, so wie Gisa schließt er sich herb zu und läßt mit überstarkem wehem Glanz nur noch punktartig die Glut der Augen aus sich hervorbrechen, so wie Gisa schüttelt er mit kräftigem „Nein" gegen den Weltlauf hin sein dichtes braunes Haar und verfinstert sein Antlitz, indem er all seinen Liebreiz nach innen kehrt und aus dem Schlot des irdischen Körpers, wie Rauch zum Himmel empor, ausschleudert ... Nun aber hob gerade dieser Zustand einer feurigen Weltentrücktheit Gisas jungfräuliche unberührte Schönheit hervor, und so geschah es, daß einer der leichtsinnigen jungen Leute, die abends in den Straßen auf eine Zufallsbeute lauern, dem schon vom Glanze der Todesweihe umstrahlten Mädchen „nachging" und sie nach wenigen Schritten fragte, ob er sich ihr anschließen

dürfe. Gisa schrak empor: „Was denn", im nächsten Augenblick aber gellte schon ihr Schrei „Hilde!" durch die Straße, und „Hilde" rief sie, indem sie sich wie zur Flucht zurückwandte und die steile Straße wieder hinauflief, „Hilde" wie ein Ertrinkender gegen das Ufer hinschreit, „Hilde, Hilde", da sie sich plötzlich so allein und allen Gefahren der Nacht ausgeliefert fühlte. Die Schwester hörte sie denn auch, kehrte um und kam die Straße hinab ihr entgegen. Schon waren die beiden einander nahe, schon waren sie wieder beisammen: da schien es Gisa, als hätte sie Hilde vor zwanzig Jahren zum letztenmal gesehen, — so viel wiegen fünf Minuten Todesentschluß, fünf eigentlich schon nicht mehr unter den Lebenden verbrachte Minuten auf.

„Was ist denn los?"

„Dort der Mann hat mich angesprochen," Gisa lachte, aber dabei klapperten ihr die Zähne, „siehst du ihn, dort unten. Ich hab' mich so gefürchtet."

„Warte, ich geh' mit dir bis zur Elektrischen."

Sie gingen im strammen Schritt, wieder eingehängt, die Gasse hinab. Hilde konnte nicht umhin, dem getäuschten Abenteurer ein Gesicht zu schneiden. Gisa aber sah ihn beinahe zärtlich an, er hatte ihr ja so ganz unverhofft die Möglichkeit gegeben, noch eine kleine köstliche unschätzbare Weile

lang bei der Schwester zu sein; so drückte sie sich denn ganz fest an sie, redete aber kein Wort mehr, um sich nur jeden Augenblick dem Gedanken hingeben zu können: Hier gehe ich, hier gehe ich mit Hilde ... Da war schon die Station. Nein, kein Aufenthalt mehr, der Wagen kam eben heran. Ein Händedruck noch und schon rollte sie, getrennt für immer, davon und konnte nur noch im Schimmer der trübbeschlagenen Glasscheibe einen Schatten sehen, der winkte, neben dem Wagen einige Schritte machte, überholt wurde und sich in die Dunkelheit der Gasse zurückbog. Lange sah Gisa noch zurück, dort also, wo nichts mehr zu unterscheiden war, wo ein unauflöslicher feuchter Nebel sich um sich selbst zu drehen schien, dort bewegte sich und lebte körperhaft ihre Hilde weiter ... Dann aber warf sie sich im Sitz herum und trieb mit ihrem Willen den Wagen förmlich noch zur Eile an.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Frau Alma Stümmer von Gisas Begräbnis (es fand unter großer Teilnahme statt, auch ein Chor von Betschwestern, allen unbekannt, hatte sich eingefunden) nach Hause kam, fand sie auf ihrem Abendtisch ein Zettelchen mit dem Lebewohl ihres Mannes. Er war nach Amerika gegangen, um dort sein Glück zu suchen ... Niemals mehr

kam eine Nachricht von ihm. Kaum zu bezweifeln, bei seiner Untüchtigkeit, daß er drüben elend zugrunde gegangen ist. Auch auf den Bruder hatte er ja nach Abbruch der Verhandlungen nicht zu rechnen ... So war ein zweites Opfer des süßen Tanzstundenflirts gefallen, wie zum Zeichen, daß auch die heitersten und zu purer Lustbarkeit bestimmten menschlichen Zustände unter Rosen ihr unberechenbar Dämonisches bargen, das grausam hervorbricht und der freudigen Schar seinen Zehent abfordert.

Frau Alma freilich faßte es nicht so auf. Sie lebte in der besten Uberzeugung, die sie auch allgemein verbreitete und zu einiger Anerkennung brachte, daß ihr Mann in Amerika großen Dingen nachstrebe und schließlich schon mit einem Lebenszeichen herausrücken werde, dessen sie sich nicht werde schämen müssen. Sein Verschwinden, seine plötzliche Sucht, auf exotische Art zu großem Ansehen zu gelangen, legte sie sich als feurige Liebeswerbung um ihre Person zurecht und war damit in ihren Ansprüchen recht befriedigt. Anfangs hatte sie Gisas wegen Trauer getragen, dann aber legte sie die schwarzen Kleider ab, da sie, namentlich von Gabrieles Seite, den gröbsten Mißdeutungen ausgesetzt waren. Nein, sie war keine Witwe, ihr Mann lebte und war ihr jetzt sympathischer als

je zuvor ... Übrigens legte sich im nächsten Jahr ihre Tanzstundensehnsucht, indem sie einer neuen Leidenschaft Platz machte: dem Sport, in dessen eifrigster Ausübung Frau Alma nun wirklich etwas von ihrer versäumten und so sehnsuchtsvoll zurückgewünschten Jugend finden durfte. Jeden Abend sah man sie nun im Skating-Rink, und die Herde ihrer Nähschülerinnen zögerte nicht, ihr dahin zu folgen.

Es schien überhaupt nach Gisas Märtyrertod, als hätte sich der Grimm der höheren Mächte etwas besänftigt. Wie Frau Almas Geschick, nahm auch die Affäre des Finanzrates Leitner eine günstige Wendung, die mit einem Wechsel des Regierungssystems zusammenhing. Das Verfahren wurde eingestellt und ein unerwartetes Avancement sollte bald die Entschädigung für ausgestandene Unbilden bringen. — Hilde, deren Ungebärdigkeit den Eltern schon so manche Sorge verursacht hatte, wurde durch Gisas Tod, dessen wahren Hergang sie als einzige ahnte, aber auch verschwieg, ganz umgewandelt. Fast hatte es den Anschein, als hätte sie einige der besten Eigenschaften Gisas, ihre Sanftmut und Güte, zum Erbteil erhalten, die dann erst, mit ihrem eigenen derberen Grundcharakter versetzt, zur rechten Widerstandskraft und Wirkung unter den bösen Menschen gediehen.

BIBLIOTECA
OSCAR POLLAK &